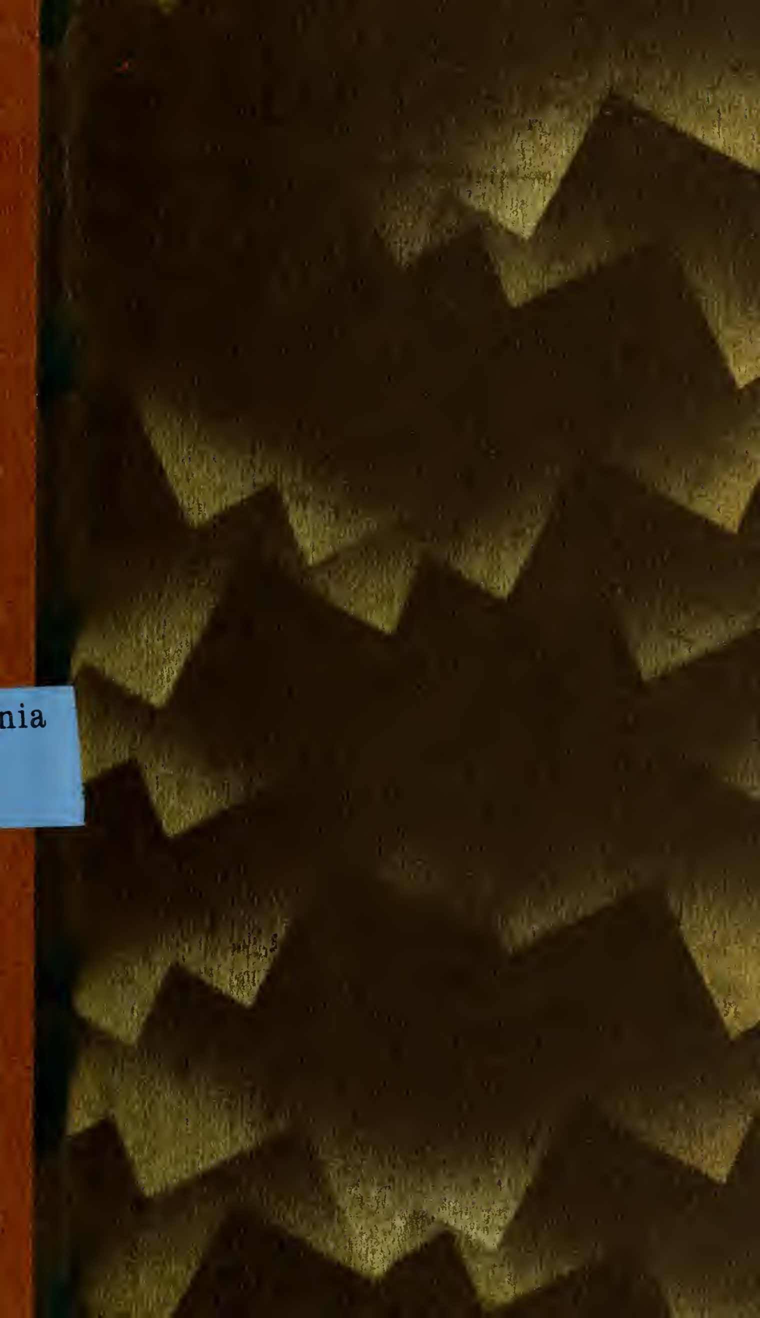

nia

Oskar Vinzenz Ludwig / Die Nibelungenstraße

Dieses Buch
ist in der Auswahlreihe des Volksverbandes der Bücherfreunde erschienen und wird nur an dessen Mitglieder abgegeben. Der Druck erfolgte in Antiker Schwabacher durch die Spamersche Buchdruckerei
in Leipzig

Die Nibelungenstraße

Ein kulturgeschichtliches Wanderbuch

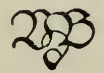
von

Oskar Vinzenz Ludwig

*

Mit 48 Illustrationen und 2 Karten

*



Volksverband der Bücherfreunde
Wegweiser-Verlag G. m. b. H.
Berlin

Meinem Klosterneuburger Freunde

Julian Sartorius

Vorwort

Die erfolgte Aufhebung des Paßvisums zwischen Deutschland und Österreich hat die Herzen aller Österreicher, die sich mit dem deutschen Brudervolke eins fühlen, höher schlagen lassen: ist doch jetzt endlich die Bahn frei geworden für den unbehinderten Verkehr und eine unnatürliche Schranke wieder gefallen.

Der jährliche Strom der Studienreisenden, Touristen und Ausflügler, die das Donautal entlang pilgern, beweist, wie überaus lebhaft das Interesse für die landschaftlichen und kulturellen Werte der „Nibelungenstraße" nicht nur die benachbarten und entlegeneren deutschen Stammesangehörigen, sondern auch zahlreiche Ausländer erfaßt und jeden in den Bann schlägt, der jemals auf einem der schmucken und einladenden Schiffe der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft stromab- oder stromaufwärts die länder- und städteverbindende Donaustraße befährt. Es muß deshalb als eine Aufgabe von Bedeutung und praktischem Werte erscheinen, eine zusammenfassende Darstellung über die alte Völkerstraße der Öffentlichkeit und zumal dem reisenden Publikum in die Hand zu geben: sie dürfte gewiß willkommen sein und Anklang auch bei jenen finden, die sich zwar durch die bereits gangbaren „Führer" erster und zweiter Güte Unterweisung und Belehrung geholt haben, jedoch einer ebenso zusammenfassenden als in die Tiefe gehenden Besprechung und Erläuterung der mit der „Nibelungenstraße" verknüpften wichtigen Fragen

und Erscheinungen nicht gerne entraten möchten. Freilich läßt sich die ganze Summe all dieser Probleme nicht in einem einzigen Buche erschöpfen. Beweis dafür ist die bereits vorhandene große Literatur, in deren Bereich allerdings manches Gebiet noch recht stiefmütterlich vertreten erscheint. Das große Publikum will sich aber auch nicht auf Umwegen zeitraubender Zerklitterung des Forschungsmaterials und umständlichen Quellenstudiums unterrichten, es will lieber rasch und mühelos über alles Wissenswerte aufgeklärt werden. Dieser Umstand bildete eine Richtschnur und einen Wegweiser für die Anlage dieses Buches, das aber den Mängeln und mancherlei Ungereimtheiten des sich fälschlich „populärwissenschaftlich" gebärdenden Schrifttums aus dem Wege gehen soll. Zugänglichkeit für die Gebildeten aller Stände bei Wahrung der wissenschaftlichen Erkenntnisresultate und bei kritischer Betrachtungsweise sei die einzuhaltende Norm.

Als Nibelungen g a u im landläufig-geographischen Sinne käme nur ein kleines Gebiet in Betracht; als Nibelungen-s t r a ß e sei es uns vergönnt, den ganzen D o n a u w e g v o n P a s s a u b i s H a i n b u r g in den Kreis unserer Betrachtung zu bringen, ohne hiermit eine mit der österreichischen Landesgrenze konkordierende Absteckung geben zu wollen. Im Gegenteil: Der Begriff „Nibelungen" — heute von einer geradezu programmatischen politischen Bedeutung geworden — verträgt ebensowenig eine solche Absteckung wie jener Teil unserer blauen Donau, an deren Ufer Angehörige deutscher Zunge wohnen.

Es ist dem Verfasser gelegentlich seiner oftmaligen Fahrten auf der Donau mehrmals aufgefallen, wie schlecht beschlagen die große Mehrzahl der Reisenden — ich muß in

vielen Fällen leider auch die eigenen Mitbürger unseres Donaustaates hierbei einschließen — im Betreff der sich in ständigem Wechsel der vielfältigsten Formen darstellenden Sehenswürdigkeiten und Merkwürdigkeiten zu nennen ist. Schlechtinformierte, dafür aber gut bezahlte Cicerone gewisser Unternehmungen offenbaren oft eine derartige Unwissenheit und tischen den arglos lauschenden Zuhörern Unrichtigkeiten und Fabeleien in so reicher Menge auf, daß der Kenner seinen Ohren nicht zu trauen glaubt und nicht weiß, worüber er mehr staunen soll: über die Ignoranz oder über die Unverfrorenheit, mit der sie auftritt. Diese Tatsache führt zu manchen falschen Vorstellungen und beklagenswerten Folgen: zu falschen Bildern, die sich zumal der Ausländer von dem Gehörten und Geschauten macht, zu unrichtigen Einstellungen, z. B. gegenüber der gerade für unsere Gegenden so wichtigen Kunstform des Barocks oder — in einem andern Falle — unserm Volkstum und seiner Eigenart, die öfter schon verkannt wurde. Das sind dann nicht wieder gutzumachende Fehler, schwere Unterlassungen, ein Unrecht am Hörer wie an dem geschilderten Objekt.

Der Volksverband der Bücherfreunde trägt der Lücke Rechnung, die das deutsche Schrifttum bisher infolge Fehlens einer abgerundeten, alles Wesentliche zusammenfassenden und alle neuesten Forschungsresultate verwertenden Schilderung des uralten Nibelungenweges aufzuweisen hatte. Es kann nicht geleugnet werden, daß der einzubegreifende Stoff an sich fast unbegrenzt ist, wollte man alle in Betracht kommenden Momente berücksichtigen, wie sie sich im Bereich der einzelnen Wissens- und Erkenntnisgebiete mit ihren Verzweigungen und Verästelungen aufzeigen lassen, oder wollte

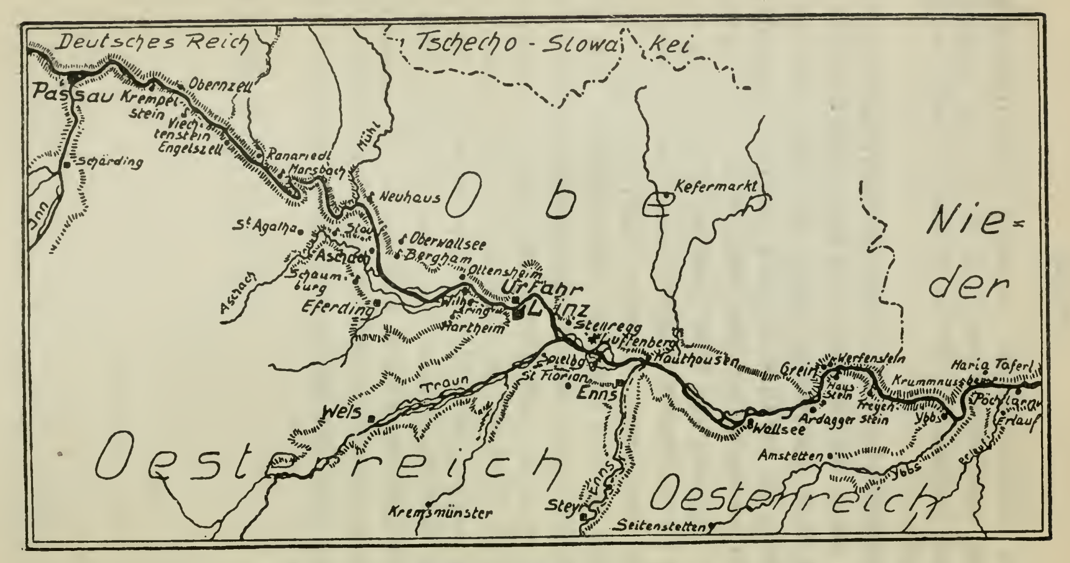
man gar Detailforschung in erschöpfender Weise pflegen. Dazu ist weder der genügende Raum vorhanden, noch wäre dies dem Zwecke des Buches entsprechend. Welche ungeheure Fülle von Daten müßte allein das Kapitel „Donauverkehr" oder eine halbwegs ausführliche Geschichte der Donauburgen in Erscheinung treten lassen. Und schließlich wäre es mit allen diesen mühselig zusammengebrachten Daten noch lange nicht getan, solange das geistige Band fehlt, das heißt: das Typische, Bildgebende, Wesentliche muß sich herauskristallisieren, um sich den rechten Begriff und die richtige Vorstellung von dem betreffenden Betrachtungsobjekt grundsätzlich machen zu können.

Unsere österreichischen Gaue sind noch lange nicht der Allgemeinheit so erschlossen, wie sie es verdienen würden, und besonders der „Strudengau" und die „Wachau" führen gegenüber der Rheinlandschaft noch immer ein Stiefkinddasein im gesamteuropäischen Reiseverkehr. Daran hat auch die Internationalisierung der Donau seit dem Abschluß des Weltkrieges nicht viel geändert, wenn auch die günstigeren Valutaverhältnisse den Angehörigen der besser situierten Staaten gute Gelegenheit zu billigem Besuche unserer Donaugegenden geben. Selbst unsere deutschen Brüder und Volksgenossen, die der Schönheit der österreichischen Alpenwelt ein offenes Herz und verständnisvolle Augen entgegenbringen, sind in betreff der „Nibelungenstraße" häufig noch unwissend, soweit es das alte „Osterland" angeht. Und doch ist dieses Land, um ein Wort zu gebrauchen, das vor bald 600 Jahren von keinem Geringeren gesprochen wurde als dem vielleicht genialsten Fürsten des habsburgischen Hauses, von Herzog Rudolf IV. dem Stifter, das „fürnehmste Ge-

liede des römisch-deutschen Reiches ...", das liebliche Land, von dem unser Grillparzer sagt, es sei „der wangenrote Jüngling zwischen dem Manne Deutschland und dem Kinde Italien"!

Schließlich möge man es nicht als unbefugte Überhebung deuten, wenn wir behaupten, daß unser Buch auch eine programmatische Bedeutung besitzt: Es zeigt, wie sich der Donauweg für den Osten Europas als hervorragendste Kulturstraße erwies, die bis heute nicht nur nichts an Wert eingebüßt hat, sondern im Falle friedlicher Entwicklung der politischen europäischen Verhältnisse neuem pulsierenden Leben entgegensehen könnte, vergleichbar einer ungeheuren Hauptschlagader, die vom und zum Herzen Europas führt, Osten und Westen einander nähert, zusammenfügt und in dem vielleicht einmal zur Wirklichkeit werdenden Staatengebilde „Vereinigte Staaten von Europa" mit dem Rhein in Verbindung den wirtschaftlichen Aufschwung unseres alten Erdteils zur Tatsache werden läßt. Hier tritt das in der Geschichte mitunter beobachtete Ereignis ein, daß „neues Leben aus Ruinen sprießt", aus Ruinen, sage ich, die einstige Größe, kulturelle Höhe und jubilierendes Leben kaum noch ahnen lassen.

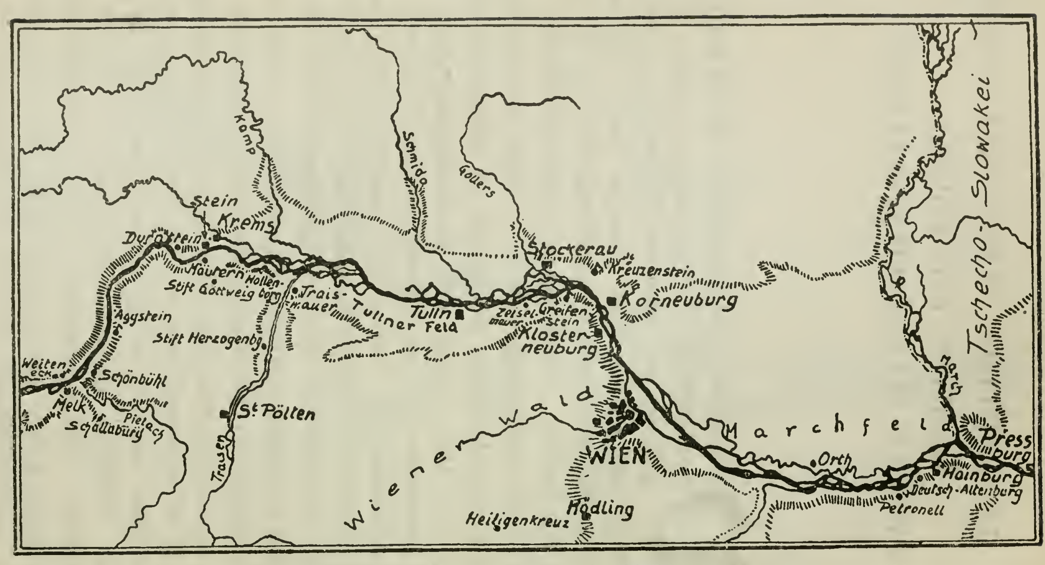
Prof. Dr. O. V. Ludwig.



Die Donau von Passau bis Pöchlarn. Maßstab: 1:1,500000.

Die geologische Entwicklung der Donaulandschaft an der Nibelungenstraße

Wetterumtoste Bergeshäupter, die sich stolz über demütig-stille Auniederungen erheben, Steingehänge und getürmte Felsenmassen, zwischen denen Abgründe klaffen, sanft geneigte wald- und weinbewachsene Bergeslehnen, der rauschende Strom, der durch Engen sich zwängt, dann wieder ackerreiche Ebenen und saftige Wiesen umschlingt und auf seinen wanderlustigen Wogen die Holzlast seiner Forste und die Granitsockel seiner Uferwände trägt, — das sind die buntgewürfelten Elemente, aus denen sich das Mosaik der oberen Donaulandschaft zusammensetzt. Altväterisch behäbige Wirtschaftshöfe, weinberankte niedliche Häuschen mit farbenfrohen Vorgärtchen, verträumt am Strande sich sonnende Ortschaften, aus denen ein spitzes gotisches Türmchen hervorlugt, wenn nicht vielleicht ein barockverschnörkelter Zwiebelturm den Wachdienst übernommen hat, verwitterte Bildstöcke und Marterln, die obstbaumumsäumten Wege begleitend, aus dunklen Föhrenmassen oder hellerem Grün des Laubbestandes hervorblinkende Schlösser, prächtige Klosterpaläste, altersgraues vielgestaltiges Ruinenmauerwerk längst verfallener Burgen und trotziger Festen: das sind die nicht mißzuverstehenden Zeichen einer Romantik, die dem Donauwanderer, vorab



Die Donau von Melk bis Preßburg. Maßstab: 1:1,500000.

dem Maler und Dichter, immer wieder wechselnde und anziehende Bilder darbietet. Dem Kulturhistoriker aber sind es Marksteine geschichtlicher Erinnerung, die sich ihm mit der Sicherheit eines Naturereignisses erschließt, so oft er Danubia, der „keuschen Braut der Nibelungen" — wie ein Jünger dieser lobesamen Gilde sie treffend genannt hat — forschend und bewundernd in die blauen Augen blickt.

Doch der Geologe vermag noch weiter zurückzuschauen, erdgeschichtliche Vorzeit liegt wie ein aufgeschlagenes Buch vor ihm. In den Schriftzeichen desselben kann er lesen, wie diese Landschaft ihren Anfang genommen hat und das Antlitz dieses Stückchens Erde gebildet ward.

Eine Senke trennte einst die jungen Faltungsketten der Alpenmassen von dem uralten zerstückelten und zu Schollen zertrümmerten variskisch-armorikanischen Nordgebirge. Diese Senke, die sich noch zwischen den Karpathen und Alpen nach Zertrümmerung dieses Bogens östlich fortsetzte, war mit einem Meeresgewässer erfüllt, das vom Golf du Lyon durch das Alpenvorland der heutigen Schweiz, Süddeutschlands und Österreichs flutete, durch die St.-Pöltner-Enge mit dem Wiener Becken und durch die Karpathenpforte mit der großen pannonischen Bucht, ferner nordwärts über Marchfeld und Weißkirchner Wasserscheide (mährische Pforte) mit der nordkarpathischen Bucht in Verbindung stand. Wenn wir uns dies vorstellen wollen, werden wir uns der weiten, trogartigen Meeresmulde erinnern müssen, die in dem Geologen unter dem Namen Tethysmeer die Vorstellung eines bis zum Alttertiär reichenden großen Mittelmeeres erweckt, von dem der südliche Teil in Form des Mittelländischen Meeres heute noch existiert, während der nörd-

liche eingetrocknet ist. Als im Pliozän diese durch den Verlust der Vereinigung mit dem Mittelländischen Meere in einzelne Seen aufgelösten Wassermassen nach und nach verschwanden, hatten die in dieses ehemalige mitteleuropäische Meer mündenden Flüsse ihr Bassin verloren, das sie bisher füllten. Sie mußten sich also auf dem vom Meerwasser entblößten und mit Sedimentschichten bedeckten Grunde ihren Weg bahnen. Das mußte dazu führen, daß die tiefsten Stellen dieses vormaligen Meeresgrundes nun zu einer Wasserrinne wurden, in welcher alle die verschiedenen aus Nord und Süd herandrängenden Wasseradern sich sammelten, um vereinigt, immer mächtiger anschwellend, den tieferen Lagen zuzuströmen und in einem Mündungsgebiet ihre Wassermassen auszuschütten. Das aber hatte zur Folge, daß die Donau — denn diese war und blieb jener mittlere Sammelstrom — häufig eine Bahn einschlug, die uns heute durchaus nicht als die logische und durch das jetzige Relief bedingte erscheinen mag, und mitten durch harte Gebirgsmassen, zwischen Alpenvorland und dem uralten nördlichen Granitmassiv in sogenannten epigenetischen Einschnitten ihren Weg nimmt, indem sie einzelne Südenden dieses Massivs abschneidet.

Diese geologische Arbeit läßt sich stellenweise noch heute ausgezeichnet studieren. Je weiter das Meer infolge der Verlandung zurückwich, desto tiefer ostwärts folgte die Urdonau, wobei das schwankende Niveau des Meeres in dem Bild der zum Teil noch erhaltenen Terrassen sich widerspiegelt. Der verdiente Geologe der Donaulandschaft, Hassinger, hat solche an Hand lehrreicher Querschnitte zur Anschauung gebracht. Der Westumrandung des Wiener Beckens konnte er ein Höchstniveau des Binnenmeeres von 540 m zusprechen.

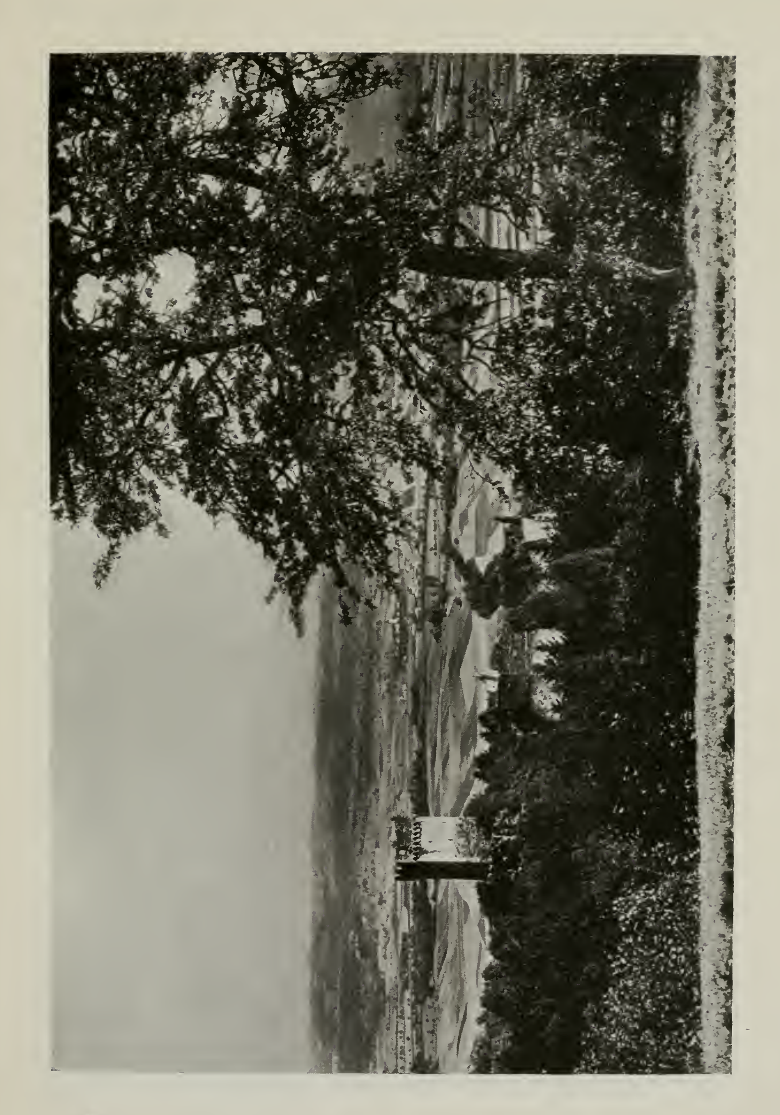
Mehrmalige Aufschüttungen bewirkten dann vorübergehend Störungen des Laufes, die aber später infolge Abtragung beseitigt wurden. Dies war z. B. zwischen Melk und St. Pölten der Fall, eine Strecke, die einstmals von den Donauwassern durchfurcht wurde. Mit dem Abzuge der pontischen Gewässer vollzog die Donau den Durchbruch durch die Tertiärschichten und sägte sich nach Durchschneidung derselben in das darunterliegende Urgestein hinein.

Dieser Tatsache verdanken wir heute auf einer Länge von nur 351 km, welche der Fluß im österreichischen Reichsgebiet zurücklegt, den Anblick der reizenden, abwechslungsreichen Donaulandschaft mit ihren Engen zwischen Passau und Aschach, vor Linz, zwischen Grein und Persenbeug, ferner das Wunderland der Wachauer Formenfülle, dann als wirkungsvolle Kontraste hierzu die breiten Becken von Eferding, von Linz, von Krems, von Tulln und Wien. Wie der Hauptstrom, so haben es auch in den Nebenfurchen die Zuflüsse gemacht: tiefe Einschnitte senkten sie in das Gebirge ein und schufen auch ihrerseits erkennbare Terrassenkerben. Gegen diese genannten grundlegenden Faktoren in der Geschichte der Landschaftsbildung haben die späteren glazialen und postglazialen Phänomene verhältnismäßig geringere Spuren hinterlassen. So dankenswert für die Schönheit des so zustande gekommenen Bodenreliefs die geschilderte Entwicklung uns auch erscheinen mag, ergibt sich doch auch eine weniger erfreuliche Tatsache aus diesem Werdegange: der stetige Wechsel des Flußgefälles, der sich für die Schiffahrt auch trotz moderner technischer Vollkommenheit der Schiffsmaschinen oft in störender Weise bemerkbar macht. Ältere und jüngere Terrassenschotter der Eiszeit haben mitgewirkt,

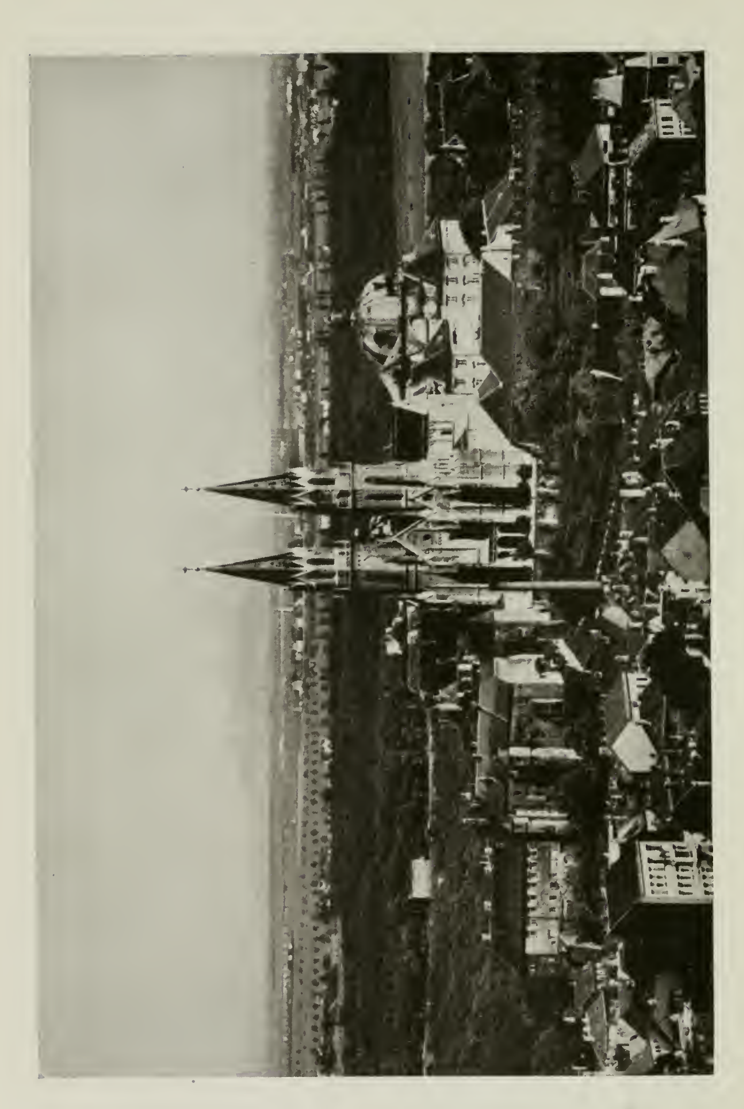
besonders an den Rändern der Stromebenen den Landschaftscharakter zu modifizieren, während der Löß in mitunter bedeutender Schichtungsmasse (bei Krems z. B. 25 m) die Form verkleidete. Ergibt sich bei den Talquerschnitten ein zeitweiser Wechsel des Profils (bei Grein nur 1/2 km, bei Ardagger zirka 4 km breit), so ist der Ausschlag der Breite des Uferlandes noch ein viel krasserer. So wird im Tullner Becken ein Uferland von 5 km, im Marchfeld in der dreifachen Breite gemessen. Eine Unzahl von Inselchen bietet an solchen verbreiterten Uferlandstrecken das Bild einer durch viel Arme und Wassergräben durchzogenen Au, deren mannigfaltige Verzweigungen in der Zeit, da noch keine Regulierung des Hauptstrombettes erfolgt war, den Eindruck eines Insellabyrinths gemacht haben muß, wie es uns die alten Kartographen öfter festgehalten haben.

Ein Phänomen, das die Eigenart des Stromlandes der Donau bestimmt und auf welche der berühmte Geologe Sueß, gestützt auf Untersuchungen Baers, hingewiesen hat, ist ihre Tendenz, das rechte Ufer in einem höheren Maße zu erosieren als das linke, und die infolge dieser rascheren Zerstörung des rechten Ufers stetig zu beobachtende Abweichung aus der meridionalen Richtung. Daß dabei die Umdrehung der Erde eine Rolle spielt, haben die eben genannten Forscher mit großer Wahrscheinlichkeit angenommen und wird bestätigt durch jene Erscheinungen, mit welchen sich die Stromregulierung zu beschäftigen hat. Harte Gesteinsmassen und der Seitenstoß der entgegenwirkenden Zuflüsse verhindern stellenweise diese Ausbuchtung nach rechts, doch jede Niederung gibt ihr neue Entfaltungsmöglichkeiten.

Wie gewaltig dieser Zug nach dem rechten Ufer sich aus-



Blick von der Ruine Schaumburg



Blick auf Klosterneuburg

wirkt und wie nachhaltig er das Gedeihen der an diesem Strande liegenden Siedlungen beeinflußt, dafür ist das Bett der alten Donau in Floridsdorf und Donaufeld (Wien XXI) ein ebenso schlagkräftiger Beweis, wie die schwierigen und kostspieligen Regulierungsarbeiten, die Wien dieser Tendenz des Stromes entgegensetzen mußte, um nicht in ihrem innersten Stadtweichbilde an Raum zu verlieren. Was die Donau dem rechten Ufer genommen, das schüttete sie an Grundbänken auf und lagerte sie am linken Ufer ab. Tonschlamm (Silt), Sand und Stromgeschiebe haben an solchen Stellen weitausgedehnte Auen geschaffen und zur Bildung von Donauinseln Anlaß gegeben. Diese Auen wurden eine mit üppigstem Vegetationsreichtum bedeckte Welt für sich. Sie geben, wo man sie in ihrer Ursprünglichkeit belassen und nicht abgeholzt und als Ackerboden und Wiesengrund in Benutzung gezogen hat, der Stromlandschaft ein lebensvolles Charakteristikum, zumal im Frühjahr, wenn sie sich zuerst mit frischem Grün belauben, während die benachbarten Lehnen und Berghänge infolge der geringeren Bodenfeuchte noch dieses Schmuckes entbehren, und wenn sie im Farbenrausch einer mit allen Nuancen ausgestatteten Palette prangen, sobald der Herbst ins Land kommt. Dort findet der Landschaftsmaler eine nie versiegende Quelle zur Befruchtung seiner künstlerischen Tätigkeit: Der zarte rötliche Schimmer der Baumknospen, das Hellgrün der kaum zum Lichte geborenen Blättchen und Rispen, das Silberweiß der Pappelweiden, das Olivgrün üppiger Sträucher, das schattenspendende Dunkel des sommerlichen Laubdaches, die Skala roter Farbentöne und das leuchtende Gold der verfärbten Herbstblätter geben jeder Jahreszeit ihre bestimmte Note.

Es ist ein Schwelgen in Farbensymphonien, zu denen der flimmernde Sand der sonnenbeschienenen Ufer, die glitzernden Kämme des Wellenschaumes und das Tiefblau der ruhig dahinfließenden Strömung die Folie bieten.

Der heftige Wellenschlag, hervorgerufen durch die größeren Fahrzeuge, noch weit mehr aber die häufigen Hochwasser, die zur Zeit der Schneeschmelze und in längeren Regenperioden mit ungeheurer Kraft an die Ufer branden, ja selbst niedrige Dämme, Soorne und Bunen überschwemmen, unterwaschen unaufhörlich die Böschungen, so daß nur gewaltige Schutzdämme dem fortwährenden Nagen und Abbröckeln Einhalt tun können. Wo einzelne Felsen der ununterbrochenen Unterwaschung Widerstand leisten, kommt es zu gefährlichen Klippenbildungen, die, nur bei Niederwasser sichtbar, eine ständige Bedrohung der sicheren Schiffahrt bilden. Wo sich diese Klippen, die man an den gefährlichsten Stellen durch Sprengung beseitigt hat, noch vorfinden, ist die höchste Wachsamkeit des Steuermanns notwendig, um schweres Unheil zu verhüten. Dort wird der kulturfreundliche Strom zum feindlichen Element, an dem schon oft die menschliche Klugheit auch in der Zeit modernster Technik scheitern mußte. Die landschaftliche Schönheit, bedingt durch die Kräfte der Naturgewalten, wird hier zur gefährlichen Lorelei, die den Schiffer ins Verderben lockt. Aber trotzdem verdankt ihr vor allem der Donaufahrer all die schönen Eindrücke, die sich ihm auf den Wellen und an den Ufern des Nibelungenstromes darbieten.

Wenn die Donau bei Passau das österreichische Gebiet erreicht, dann hat ihre Freigebigkeit schon viel des Schönen gespendet. Von den Quellen der Brege und Brigach und

vom Schloßhof zu Donaueschingen angefangen, hat sie in abwechslungsreichen Szenerien Fruchtland und Felsenengen, Heiden und Wiesen und romantische Einsamkeiten, gekrönt von Burgen und Ruinen, durchflossen. An zahlreichen anmutigen Dörfchen, an historisch berühmten Stätten längs der uralten Römerstraße ist sie durch das danubische Germanien hindurchgekommen. Sie hat nicht nur die einstmals wohlbefestigten römischen Brückenköpfe und Kastelle der römischen Heeresstraße berührt, ihre Wogen umspülten auch ehrwürdige Orte, von denen aus sich das Christentum donauostwärts verbreitet hat, aber auch Denkmäler mittelalterlicher Städtekunst wie Erinnerungszeichen vaterländischen Ruhmes. Sie hat die im Mittelalter hochberühmte Reichsstadt Regensburg passiert, die den Stapelplatz und das Hauptwarenlager des Donauhandels bildete, wo sich — anknüpfend an die römische Tradition, die durch die Porta praetoria symbolisiert wird — in ununterbrochener Folge der Donauverkehr und Donauhandel zu dem mächtigsten seiner Zeit entwickelte und bedeutsame Kulturelemente dem Osten zuführte.

Bei den ehemaligen Klöstern Ober- und Niederaltaich kam sie an jenen Zentralpunkten der Kultur und Zivilisation vorüber, von wo aus schon in der Karolingerzeit eine lebendige Verbindung mit dem mittleren Donautal, vorzüglich mit der Wachau geschaffen wurde, die sich fruchtbringend für beide Teile erwies. Nach einer kurzen Zone, in der die Raublust gewalttätiger Rittergeschlechter sie in Ketten spannte und den freien Donauhandel in Fesseln schlug, erreicht sie Passau, das Castra batava der Römer. Wo einstens Norrikum und Vindelicien aneinander grenzten, stehen

auch derzeit noch die österreichischen und bayrischen Grenzpfähle längs der Ufer des Inn. Die weit vorgeschobene Landzunge zwischen Donau und Inn, auf der die alte Bischofsstadt erbaut ist, der Granitfelsen zwischen dem Hauptstrom und der dunkel gefärbten Ilz, der die Festung Oberhaus trägt, der Zusammenfluß der drei Gewässer, der Passau zu einem Flußknotenpunkt stempelt, verleiht der Stadt ein malerisches Bild, wie es uns in dieser von der Natur so meisterlich geschaffenen Szenerie nicht so bald mehr in Europas Bilderbuch begegnet. Hatte der Strom nicht weit vor Passau sich durch das gefürchtete wirbelreiche Windorfer Kachlet hindurchzuzwängen, so wälzt er jetzt seine durch Inn und Ilz verdoppelte Kraft in die Talengen, die der Rheingegend ebenbürtig sind, an Wildheit sie jedoch gewiß übertreffen. Es sind die letzten Ausläufer des Böhmer Waldes mit bewaldeten, steil zum Strom abfallenden Plateaus, mit altersgeschwärzten dunklen Felsen, auf denen hin und wieder Trümmer einstiger Behausungen zwischen Tannen und Fichten emporragen. Wo sich im Gehänge eine Lichtung öffnet, wird mitunter ein behäbiges Gehöft sichtbar, taucht wohl auch das Kirchtürmchen einer kleinen Ortschaft aus Wald- und Wiesengrün auf. Es ist ein vielgestaltiges Schlingen und Branden um vorspringende Granitnasen, so daß der Strom, der widerspenstig grollend mit höchster Geschwindigkeit dahinbraust, gezwungen wird, in S-förmigen Schleifen seine Kraft immer wieder zurückgedrängt zu sehen.

Schluchten tun sich auf, aus denen Nebengewässer herabstürzen. Der Strömung begegnet die Gegenströmung, mitunter will es scheinen, als wäre dem Wasser der Ausgang versperrt, und wie bei einem Alpensee schließen sich die Ku-

lissen des Hintergrundes. Dann plötzlich wieder öffnet sich bei einer scharfen Biegung das Tal, und von erhöhtem Standort aus übersieht man drei verschiedene Strecken eines und desselben Stromes, als dürften sie unabhängig voneinander zu verschiedenen Stromgebieten gehören. Nach stundenlanger Fahrt weitet sich die Enge. Eine fruchtbare Ebene öffnet sich den in die Ferne schauenden Blicken. Während die Wogen mit dem Aschacher und Brandstätter Kachlet kämpfen, dehnt sich sonnenbeglänzt das Eferdinger Becken zwischen den letzten Ausläufern des Mühlviertler Berglandes und den beginnenden Voralpen aus. „Uffgau", d. i. offener Gau, hat sie das Mittelalter genannt, und Eferding war jener Ort, wo die Nibelungen auf ihrer Fahrt zu König Etzel Herberge nahmen. Noch einmal treten die Berge knapp zueinander heran, bevor der Strom die oberösterreichische Hauptstadt Linz erreicht. Ottensheim und Wilhering, das eine durch sein Schloß, das andere durch sein Stift gekennzeichnet, sind die Eingangspforten zu der mit schönen Waldungen geschmückten Stromenge, die mit dem Pöstlingberg am linken Ufer und mit dem Kirnberg am rechten Ufer die reizvolle Umgebung der Stadt bildet. Sie beherrscht den wichtigen Übergang in das Moldautal und ist mit dem ganzen Gelände ein bedeutsamer strategischer Punkt. An die Linzer Ebene schließt sich hart an der Stelle, wo bei Mauthausen der Granit zur Donau herabreicht, das Wallseer Augebiet an. Der Traunfluß und die Enns bringen aus dem Hochgebirge neue Gewässer herbei, die Geschiebe und Geröll ablagerten und zur Insel- und Aubildung beigetragen haben. Hinter Wallsee stoßen die Gebirgsausläufer an beide Ufer heran, bis sie bei Grein eine neue Enge bilden, die als Greiner

Strudel bekannt und gefürchtet ist. Es scheint, der Strom würde durch aneinanderrückende Felsen in seinem Weiterlauf gänzlich aufgehalten werden. Das kleine Inselchen Wörth teilt die Fahrrinne; die zur rechten Seite wird „Hößgang“ genannt, zur linken der eigentliche „Strudel“, dessen zerstörende Gewalt zu bekämpfen erst zu Kaiserin Maria Theresias Zeit versucht wurde. Heute freilich ist der Strudel und der demselben folgende Wirbel reguliert, er bleibt aber trotzdem bei tiefem Wasserstand noch immer eine zur Vorsicht mahnende Episode der Schiffahrt. Wie in vergangenen Zeiten diese Stromenge und ihre Gefahren oftmals in den lebhaftesten Farben geschildert wurden, so haftet an ihr heute noch ein über das Gefühl des Romantischen hinausgehender Eindruck, der manche Reisende mit einiger Bangigkeit erfüllt. Wir können es gut begreifen, daß hier die Phantasie nicht nur der Sage reiche Nahrung bot, sondern auch der geschichtlichen Erinnerung, die sich an das im 12. Jahrhundert schon errichtete Spital für die im Strome Verunglückten zu Sankt Nikola knüpft. Bald nach Sarmingstein kommen die erregten Wogen in dem nun breiter werdenden Strombette wieder zur Ruhe und, wie bei Aschach, so öffnet sich auch hier mit einem Schlage ein großes, flaches Becken, das geologisch und hydrographisch interessant ist und den Namen „Die Gottsdorfer Scheibe“ führt. Es ist hiermit das von der Donau in mehrfachen Absätzen abgelegte und von ihr in einem gewaltigen Bogen umschlossene Alluvium in der Nähe der Mündung der Ybbs gemeint. „Böse Beuge“ nannte man einst diese weit ausholende Donauschleife, und die alte Burg Persenbeug liefert diesen Namen weiter. Auch hier ist echter Nibelungenboden.

Wo sich bei Krummnußbaum und Marbach die Donau wieder in ihre Hauptrichtung gedrängt sieht und am rechten Ufer die Erlaf mündet, befindet sich die klassische Stätte der Nibelungensage: Markgraf Rüdigers Bechelaren (Pöchlarn), das Arelape der Römer, an die ein mächtiger Turm am Ufer erinnert. Nach kurzer Strecke, innerhalb der jene schmale Au liegt, durch die der alte Donauweg führte, gelangt der Strom an die Melker Felsen und damit an die Pforte des Donaudurchbruches, der mit dem Strudengau und mit der Passauer Strecke soviel Ähnlichkeiten hat, jedoch zu größerer Beliebtheit und Berühmtheit bei den Donaureisenden gelangt ist. Es ist die Wachau. Wieder ist es ein epigenetisches Tal, das alle landschaftlichen Reize in sich birgt, wie sie einem solchen eigen. Hier hat die Natur einen großen Anteil an der Schaffung eines lieblichen und dabei hochromantischen Stromgebietes, das heute zu den am meisten besuchten Ausflugszielen gehört. Hat sich die frühere Zeit auf die Strecke zwischen Spitz und Dürnstein mit der Bezeichnung Wachau festgelegt, so hat man in neuerer Zeit diesen Namen auf den ganzen Durchbruch, und zwar zwischen Melk und Krems, ausgedehnt.

Ein Juwel innerhalb der Köstlichkeiten dieses vielbesungenen Tales ist Dürnstein mit seinem durch steil abstürzende Felsenriffe gebildeten Hintergrund. Zwischen Stein bzw. Krems am linken und Mautern am rechten Ufer weitet sich wieder die Landschaft, wenn auch der niedrige Abfall der Gföhler Berge und die terrassenförmigen Abstufungen des Wagrams noch längere Zeit das linke Ufer des Stromes begleiten. Bei Hollenburg und dem sogenannten Wetterkreuz am rechten Ufer, wo sich in der Nachbarschaft, in der Nähe

der Traisenmündung, das alte römische Trigisanum (das heutige Traismauer und weiter hinein Stift Herzogenburg) befindet, treten die Hügel und Berge immer weiter zurück. Eine große fruchtbare Ebene tut sich auf, das Tullnerfeld. In weitem Bogen begrenzt es südlich die Ausläufer des Wiener Waldes, die erst wieder mit den steinbruchreichen Abhängen von Greifenstein an den Strom herantreten, während am linken Ufer schief gegenüber die mit der Kreuzensteiner Burg gekrönten Ausläufer des Manhartsgebirges die Donau abschließen, um jedoch am selben Ufer einer kleineren Beckenlandschaft Raum zu gewähren, dem sogenannten Korneuburger Becken. Knapp vor Wien treten nochmals zwei stark erodierte Anhöhen einander näher und bilden so eine Art Donauenge. Es sind der Bisamberg am linken und das Kahlengebirge mit dem Steilabfall des Leopoldsberges am rechten Ufer. Die beiden Anhöhen, die einstmals das obere Donaubecken abschlossen, hingen geologisch miteinander zusammen, sind aber heute durch das mindestens 2 km breite Donautal getrennt. An dieser Stelle, wo der Strom in das Wiener Becken einmündet, erreicht er zugleich einen verkehrs- und handelsgeschichtlich ungemein wichtigen Kreuzungspunkt. Die westöstliche Donaustraße schneidet sich hier mit dem nördlich-südlichen, bereits in der prähistorischen Zeit bedeutsamen Handelsweg, der sogenannten Bernsteinstraße. Hier treffen sich die Verbindungen vom westlichen Rheingebiet und vom östlichen Balkangebiet (Schwarzes Meer) mit den Verbindungen der nördlich in Nord- und Ostsee mündenden Ströme mit den Adriastraßen. So erscheint es uns geographisch und geschichtlich begründet, daß Wien als der Hauptort dieses Donaukernlandes zur Hauptstadt einer

Monarchie geworden war, die mit Recht den Namen „Donaumonarchie“ führen konnte.

An diesem Kreuzungspunkt gelegen, ist Wien auch gewiß prädestiniert, in dem großen Wasserstraßenprojekte, welches das Europa der Zukunft einmal zum Ausbau bringen wird und das Nord- und Ostsee, das Schwarze Meer und die Adria miteinander verbindet, der Hauptstapelplatz dieser Binnenwasserstraße zu sein. Wie schon oben erwähnt, folgt die Donau auch im Wiener Becken der Tendenz nach Südosten. Das verursacht ihren bogenförmigen Verlauf, der sie nach einer südlichen Abschwenkung das Wiener Becken durchqueren läßt, bis sie die Ausgangspforte dieses Beckens bei dem am rechten Ufer gelegenen Petronell und bei Deutsch-Altenburg erreicht, wo mit dem Leithagebirge die Alpen und mit dem Thebnerkogel die Karpathen bis zum Strom heranreichen. Bei Hainburg, der östlichsten Nibelungenstadt, endet die Nibelungenstraße. Jenseits des Tores von Theben tut sich die obere ungarische Tiefebene auf, durch die die Völker des Ostens ihren Weg stromaufwärts dem Westen entgegen nahmen, bis mit dem denkwürdigen Tage der Schlacht bei Augsburg (955) dieser Völkerwanderung für immer ein „Halt“ geboten wurde. Die physikalisch-geographischen Probleme zu erläutern, welche das Gebiet der Nibelungenstraße betreffen, kann nicht unter die Aufgabe dieses Buches fallen. Um diese kennenzulernen, müssen wir unsere Leser auf die ausgedehnte und tiefschürfende Literatur hinweisen, die hierüber in neuerer und neuester Zeit, besonders seit jenem Zeitpunkt entstanden ist, als man sich mit der Donau als einer der bedeutendsten Wasserstraßen und Handelswege Europas intensiver beschäftigt hat. Doch gehören einige Daten als notwendige

Grundlage für die siedlungsgeschichtlichen Vorbedingungen hierher, wenn sie auch strenggenommen in ein Kapitel „Stromphysik" zusammengefaßt werden müßten.

Was die Donau zu einer so wichtigen Verkehrsader in anthropogeographischer Hinsicht gemacht hat, wurzelt eben in den im allgemeinen günstigen Momenten hydrographischer Natur und in der spezifischen Flora und Fauna des Stromgebietes. Als siedlungs- und kulturfördernd muß der Umstand erwähnt werden, daß die verschiedenen feinen Flußsedimente für Entstehung fruchtbarer Kulturebenen und ergiebigen Bodens ausschlaggebend waren. Ferner haben die Durchbrüche und Engen haltbare Grenzen und leichte Verteidigung derselben gegen die von Norden her eindringenden feindlichen Kräfte ermöglicht und sind deshalb auch schon in der vorgeschichtlichen Zeit wie besonders von dem strategischen Scharfblick der Römer als vorzügliche Verteidigungsplätze und Defensivstellungen erwählt worden. Der Wechsel des Stromstriches hat die Siedlungen mächtig beeinflußt: Volkreiche Niederlassungen und Städteanlagen konnten dort entstehen, wo Fruchtbarkeit der Auen und Uferanlagen neben Fischreichtum zur Besiedlung einluden. Auch die Viehwirtschaft und Auholznutzung haben zusammen mit dem an den Strom geknüpften Gewerbe zur Volksdichte beigetragen. So z. B. das Müllergewerbe in den zahlreichen Schiffsmühlen, die Korbflechterei, die Flößerei, der Überfuhrdienst, die Sand- und Eisgewinnung. Der lebhafte Verkehr begünstigte das Gastgewerbe in größerem und kleinerem Ausmaße, die sonnseitigen Talgelände boten Gelegenheit zu ergiebigem Weinbau. Streckenweise ist auch die Obstbaumzucht zu einer besonderen Spezialität geworden, z. B. in der

Wachau, von wo die „Äpfelplätten“ im Herbst die Donaustädte mit Obst versorgen.

Versuche zur Goldgewinnung sind allerdings nur ganz vereinzelt und ohne Erfolg unternommen worden. Ein noch der Ausnutzung und Auswertung harrendes Moment ist die Wasserkraft der Donau. Ihr steht gewiß noch eine größere Zukunft bevor. Die im allgemeinen günstigen klimatischen Verhältnisse (ziemlich milde Winter, teilweiser Windschutz, zeitlicheres Erblühen der Pflanzen und Ausreifen des Getreides, eine genügende sommerliche Regenmenge) gestalten die Vegetation zu einer an brauchbaren Holzarten und Edelobstsorten ausgezeichneten (Äpfel, Birnen, Pflaumen, Marillen, Pfirsiche, Kirschen). Doch waren die Klimate im Wechsel der erdgeschichtlichen Perioden großen Schwankungen unterworfen, wie es nicht nur die prähistorische Flora, sondern hauptsächlich die Fauna beweist, die in manchen Schichtungen Tiergattungen von ausgesprochen kalten Klimaten aufweist.

Störende und hemmende Faktoren sind vor allen in den bereits erwähnten Profilveränderungen des Bettes und in den Schwankungen der Wassermengen des Stromes zu sehen. Die winterlichen Eisbedeckungen haben sich im allgemeinen nicht so verhängnisvoll erwiesen als die eigentlichen Hochwässer. Diese waren der eigentliche kritische Faktor im Kulturleben des Donauuferbewohners und sind es zum Teil heute noch. (Zum Beleg diene ein Vergleich der mittleren Wasserführung bei Wien, die mit 1800 cbm in der Sekunde bemessen wird, bei Tiefwasser auf 400 cbm sinkt, bei Hochwasser jedoch auf 10 000 cbm steigt.) Schneeschmelze und heftige längere Regengüsse erzeugen Hochwässer, die in der Geschichte des Donaulandes häufig „schwarze Tage“ ver-

zeichnen. Über den Fortschritt der Hochwasserwelle in ihrer Ausdehnung belehrt anschaulich folgendes Datum: Im Jahre 1890 war der Scheitelpunkt der Hochwasserwelle in Passau am 27. August, in Linz am 28., in Spitz am 29., in Preßburg am 30., also durchschnittlich 120 km pro Tag. Ungeheure Veränderungen, von denen wir Nachrichten haben, zeitigten die Hochwässer am Beginn des 14. Jahrhunderts, durch welche die Teilung von Neuburg in Klosterneuburg und Korneuburg erfolgte; dann die vom Jahre 1405, welche das Marchfeld überschwemmten, und die vom Jahre 1501, welche laut Annales Melicenses eine Elle über den Hochaltar der Melker Ortskirche emporstiegen (fast 215 m Höhenstand). Zahlreiche Siedlungen sind durch die Hochwässer zugrunde gegangen. Besonders dort, wo sich Wendepunkte der Laufrichtung befanden, z. B. bei Krems, bei Greifenstein, bei Korneuburg, bei Bisamberg. Darüber wissen die Urbare und Wirtschaftsbücher in den Archiven eine beredte Sprache zu führen. Von den Siedlungen im Uferbereiche der Donau unterhalb Krems sind 35% verschollen, ebenso gingen (wie die Klosterneuburger Urbare ausweisen) außerordentlich viele im Marchfelde zugrunde. Die größten Überschwemmungen des 19. Jahrhunderts waren die von 1862, 1897, 1899. Eine üble, für den Donaudampfschiffverkehr folgenschwere Wirkung der Hochwässer ist die Verengung der normalen Fahrrinne mit Anschwemmungsmaterial, wodurch die Benutzung von Fahrzeugen mit größerem Tiefgang auf Schwierigkeiten stößt, sobald das Hochwasser wieder zurückgetreten ist oder gar durch Niederwasser abgelöst wird, wie dies im Jahre 1926 der Fall war.

Die Nibelungenstraße in der Geschichte

Von den Wellen der großen Ströme, die Reiche und Länder miteinander verbinden, werden Völkerschicksale getragen. In ihren Fluten spiegelt sich das Leben. Ströme können Straßen sein, die Nord und Süd, Ost und West zusammenschließen. Sie können aber auch zu Festungsmauern werden, mit denen sich die Staaten und Völker feindselig oder selbstsüchtig gegen die Nachbarn gürten. Die Donau ist solch ein Strom. Die große fruchtverheißende Idee, sie zu einem unzerreißbaren Bindemittel zwischen Okzident und Orient werden zu lassen, wurde leider niemals — wer könnte alle Schuldigen nennen? — in vollem Umfange verwirklicht. Das römische Imperium trug sich damit nicht minder, wie seit Karls des Großen Zeiten weitblickende Herrscher und großzügige Staatsmänner. Der folgenschwere Fluch, der auf Europa liegt, die nationale Zersplitterung, die Eifersucht der Staaten, die Kurzsichtigkeit und der Machtdünkel der Völker und einzelner Gewaltträger haben es immer zu verhindern gewußt, daß gesunde Keime und hoffnungsfreudige Ansätze dieser Idee frühzeitig abgebaut und zerstört wurden. Dies alles aber war doch nicht imstande, das aufzuhalten, was das Wohl der die Donauuferstaaten bewohnenden Völker gleichsam mit Naturnotwendigkeit gebieterisch verlangte, wollten sie nicht wirtschaftlich und politisch verkümmern, nämlich die Entfaltung

des Donauverkehrs und -handels in Zeiten friedlichen Wettbewerbs und ungestörten Kulturlebens.

Wie diese Epochen mit solchen wildesten Völkerringens und kriegerischer Heerfahrten in bunter Folge wechselten, das hat der Nibelungenstrom wie kein anderer Strom der Welt mehr erfahren. Auch wenn wir nur die für uns hier in Betracht kommende Strecke Passau—Hainburg ins Auge fassen.

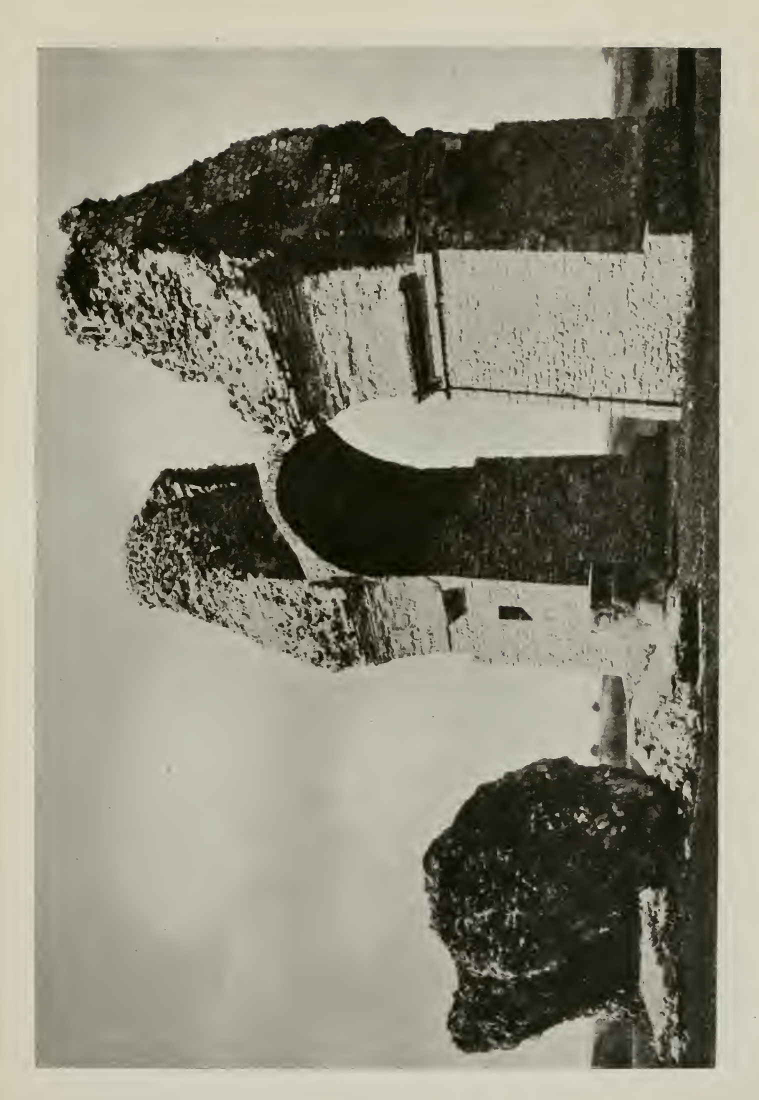
Die Ableitung des Namens „Donau" aus dem Keltischen in der Bedeutung von „Doppelfluß" oder aus „Don" oder aus „Dan", was Fluß bedeuten soll, weist uns bereits auf jenes Volk hin, das auch in unserer Gegend in vorgeschichtlicher Zeit an den Stromesufern siedelte. Prähistorische Funde bestätigen dies. Was wir aus der ältesten Geschichte der Donau auf dem Umwege über Herodot und Strabo wissen, bezieht sich teils auf sagenhafte Fahrten (z. B. der Argonautenzug, phönizische und griechische Handelsschiffahrt), teils ausschließlich auf den Unterlauf des Stromes. Seit den siebziger Jahren des ersten nachchristlichen Jahrhunderts beherrschten die Legionen Roms das ganze ungeheure Stromgebiet und verstanden es auch, Strom und Uferlandschaften sich strategisch und technisch zu unterwerfen. Daß sie dies auch stellenweise am linken Ufergebiete vermochten, dafür ist eine neuestens von fachmännischer Seite aus betonte Feststellung römischen Vordringens im Gebiete der ober- und niederösterreichischen Donau Beweis. Dies betrifft jedoch bereits die zweite Schiffahrtsperiode der Donau, die nach Suppan etwa vier Jahrhunderte (vom ersten vorchristlichen bis inklusive dritten nachchristlichen Jahrhundert) dauerte. In der ersten Schiffahrtsperiode, die also für unser Gebiet vorgeschichtliche Epochen umfaßt, verliert

sich das Geschehen in undurchdringliches Dunkel, das einigermaßen nur durch die Fundobjekte aufgehellt werden kann.

Die römische Epoche, also die zweite Schiffahrtsperiode, liegt unserer Erkenntnis kraft der glücklich erhalten gebliebenen Objekte und der ausführlichen Nachrichten offen zutage. Man kann von einem tatsächlich lebhaften provinzialen Kulturleben der römischen Uferländer sprechen. Sie verfügten nicht nur über ganze Donauflottillen, auch die Stromübersetzungen und Transporte, die strategischen Verkehrs- und Handelszwecken dienten, waren vorzüglich organisiert. An den wichtigsten Punkten des Donauweges hatte der römische Scharfblick nicht nur Garnisonen und feste Plätze, sondern auch zweckmäßige Handelsstationen angelegt. Die größten und bekanntesten in unserer Donaulandschaft waren: Castra Batava, heute Passau, Joviacum stromabwärts davon, Lentia (Linz), Sexta Colonia oder Arlape (Pöchlarn), Namare (Melk), Faviana (Mautern), Trigisanum (Traismauer), Comagena (Tulln), Astura (Klosterneuburg), Vindobona (Wien) und Carnuntum (Petronell). Seitwärts dieses nach strategischen Rücksichten ausgebauten Grenzortesystems waren einige befestigte Orte zum Schutze der Zufahrtsstraßen errichtet, z. B. Ovilabis (Wels), Lauriacum (Lorch bei Enns), ad pontem Isis (Ybbs) und zahlreiche kleine Siedlungen. Wie Handel und Verkehr ganz von strategischem Gesichtswinkel aus geordnet und betrieben wurden, so auch die Bodenkultur, die Landwirtschaft, das Gewerbe und schließlich auch das gesamte zivile Leben, das unter militärischem Regime stand. Wir müssen uns den Strom mit zahlreichen Fahrzeugen, fassungsreichen Frachtschiffen wie mit schnellen Kriegsschiffen und leichten Verkehrsflotten zwecks

raschen Wechsels der Kampfstaffeln belebt denken. Wie bedeutungsvoll und umfangreich Carnuntum, mit Vindobona ein Hauptwaffenplatz, gewesen sein mag, als es Residenz Marc Aurels zum Zentrum der Donaureichsgrenze geworden, dafür geben die zahlreichen, aus der Verschüttung mühevoll aber erfolgreich zurückgewonnenen Gebäudeanlagen Aufschluß, die heute Fachmänner und lernbegierige Laienschaft alljährlich nach Deutsch-Altenburg locken. Auch Wien, damals vom Hauptlaufe der Donau bespült, war ein wichtiges Arsenal und Flottillenstapelplatz. Der Hohe Markt mit dem tiefen Graben und die Namen Maria am Gestade und Fischerstiege erinnern uns heute noch an jene Zeit. Der Admiral der Donauflotte hatte hier nach der Zerstörung Carnuntums sein Kommando.

In den nächsten Jahrhunderten sieht die Donau ein wildes Völkerdurcheinander an ihren Ufern. Goten, Vandalen und Hunnen und die Dienstpflichtigen der letzteren, Markomannen, Thüringer, Burgunder, Franken, Quaden, Sueven, Sarmaten, Alemannen, Rugen, Heruler, Ostgoten brechen herein. Die Langobarden siegen über die Heruler im Marchfelde und treiben sie über die Donau nach Norikum, das unter steter Beunruhigung und Plünderung schweren Schaden nimmt. Alles, was hier die römische Kultur geschaffen, geht zugrunde, Siedlungen und fruchtreiche Anpflanzungen werden zerstört, die Donauhäfen veröden, der ganze Schiffverkehr hört auf. Die Awaren erst verstehen es, sich den Strom für Handel und Verkehr dienstbar zu machen. Bei ihrer Vertreibung aus den westlichen Donaugebieten erscheint Karl der Große in Linz mit einer Flottille. Es war dies die dritte Schiffahrtsperiode, welche bei der Vorherr-



Das Heidentor



Einfahrt in die Greiner Strudenlandschaft



Schloß in Petronell



Engelszell, Kircheninneres

schaft der Franken hauptsächlich für den Verkehr mit dem Orient für kurze Zeit blühte, bis mit dem Einbruche der magyarischen Nomaden wieder eine Störung erfolgt, doch nicht für lange.

Mit der Seßhaftigkeit der Magyaren und ihrer Zivilisation unter König Stephan dem Heiligen erlangen die oberen Donaugegenden unter der zielbewußten Kulturarbeit der Babenberger einen wirtschaftlichen Aufschwung und die nötige Sicherheit, so daß die Kreuzfahrer mit Vorliebe den Donauweg wählen. Wir hören von gewaltigen Mengen an Holz, Waffen, Tuchwaren und Kriegsgerätschaften samt Lebensmitteln, die auf der Donau verfrachtet werden und trotz kirchlichen Verbotes der Lieferung an Heiden nicht immer gerade für die Gläubigen bestimmt waren. Was Regensburg damals wurde, das zu Wien im Regensburger Hof seinen Stützpunkt hatte, wo es die Stromgerechtigkeit ausübte, das kann mit einiger Einschränkung auch von den österreichischen Donaustädten gesagt werden; sie wurden zu ebenso vielen Kulturzentren, von wo aus nicht nur die materiellen Waren, sondern auch die verschiedenen Bildungselemente einer höheren geistigen Kultur allenthalben ausstrahlten. Das gibt dieser fünften Schiffahrtsperiode ihre eigentümliche Signatur. Sie dauerte bis zum 13. Jahrhundert.

Dann folgte wieder ein fast sechs Jahrhunderte langer Rückgang, hervorgerufen durch Maßnahmen der uferbesitzenden Herren und Städte und durch die Ablenkung der Handelsfahrten, die über Venedig, Genua, Marseille und Antwerpen ihren Zug nahmen, da der Donauhandelsstraße nicht mehr genug Sicherheit eignete. Der Transithandel, zur See hinverlegt, hört dann vollständig auf, als zu Beginn des 13. Jahrhunderts der Mongoleneinfall und in der Folgezeit

die verschiedenen gewalttätigen oder unter dem Deckmantel von Regalien und Privilegien plündernden Stromräuber und Zöllner ihr Unwesen treiben. Das Strandgericht, das Herzog Friedrich der Schöne gegen Raubgesindel auf der Donau und später der österreichische Marschall unter dem Namen „Das Geräune“ einsetzte, hat zwar so manchem adligen und nichtadligen Strauchritter sein Handwerk gelegt, aber so völlig sicher und unbehindert konnte sich der Donaufahrer noch lange nicht fühlen. Außerdem boten die Elementarschäden und die natürlichen Veränderungen, die der Strom selbst am Ufergelände und an seinem eigenen Bette zeitweise anrichtete, der Schiffahrt manche Hindernisse, ohne daß man infolge der noch mangelnden Technik ihrer hätte Herr werden können. So ging der löbliche Versuch eines gewissen Kaspar Hartneid im Jahre 1454, den Strom bei Wien zu regulieren, indem er den Döblinger Bach in den an der Stadt vorbeifließenden Donauarm einleiten wollte, so gründlich fehl, daß die mit Unterstützung des Stadtrates aufgeführten Regulierungsbauten vom Strom fast eingedrückt und hierdurch ganz Wien unter Wasser gesetzt worden wäre, wenn die rasche Eindämmung fehlgeschlagen hätte. Erst 1590 gelang dem Freiherrn von Hoyos die Regulierung und die Herstellung des Donaukanals, womit freilich, wie die Folgezeit z. B. 1744, 1768 lehrte, die Hochwassergefahr nicht gebannt war. Dies geschah ebensowenig durch die immerhin energischen Maßnahmen Kaiser Josefs II., der sich persönlich einer Strominspektion von Krems bis zur March unterzog. Erst der Donaudurchstich vom Jahre 1868 mit einem Kostenaufwand von 64 Millionen in einer Länge von 30 km brachte die nötige Sicherung.

Die Wirren des habsburgischen Zwistes im 15., der Reformation, Gegenreformation und Bauernkriege im 15. und 16. Jahrhundert brachten so manche schwere Epochen für das österreichische Donautal. Zerstörte Schlösser und Burgen, niedergebrannte Siedlungen, verwüstete Felder und Weinberge waren die rauchenden Flammenzeichen des Bruderkampfes. Es brauchte lange Zeit, bevor diese schweren Wunden, die Fanatismus, Blindheit und wildes Kriegsfieber der schönen Danubia zugefügt hatten, wieder verharschten. Im Laufe dieser Tage sah sie mancherlei Gesellen, abenteuerliche und exotische Gestalten in das deutsche Land eindringen: Magyaren unter Matthias Corvinus, die Heeressäulen des Islam, die schwedischen Reiter, spanische Soldateska, des Lothringers und des Türkenlouis' tapfere Helden und schließlich, an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert, die verbündeten Russen und die gewaltige napoleonische Streitmacht. Ihn selbst, den Herrn Europas, konnte sie als allmächtigen Triumphator in Palästen und Prunksälen der Donaustifte, aber auch als fast geschlagenen, in seinem Erobererstolz aufs schwerste getroffenen Feldherrn auf einsamem, flüchtigem Schifflein sehen. Als merkwürdige Reminiszenz sei noch des von Kaiser Maximilian I. begründeten Streitschiffarsenals am rechten Donaukanalufer gedacht. Kaiser Karl VI. hat es in jenen Seitenarm der Donau verlegt, der hiervon heute noch den Namen „Kaiserwasser" führt; Karl war es auch, der jene Donauarmada schuf, die sich in den Türkenkriegen an der unteren Donau mit Ruhm bedeckt hat.

Lagen seit dem Wiener Kongreß die Donaugelände viele Jahre hindurch wie in sanftem Schlummer eingebettet, der

nur durch die rauhkehligen Zurufe der Schiffsmannschaften und der Flößer unterbrochen wurde, so kam einigermaßen neues Leben durch die Einführung der Dampfschiffahrt in das Donauland, mit der die sechste Schiffahrtsperiode ihren Anfang nahm. Jetzt rang sich die Überzeugung durch, daß der Donaustraße eine erhöhte, geradezu europäische Bedeutung für Lasten- und Personenverkehr zukomme. Also eine Würdigung des hervorragenden Faktors, den der alte Nibelungenweg auch im Leben der modernen europäischen Staaten ausmacht, wie es Napoleons Weitblick damals erkannte, als er eine eigene Stromkarte anfertigen und eine Donauflottille organisieren ließ. Das hatte zwar die Wirkung, daß sich der Wiener Kongreß in mehreren Artikeln mit der Donauschiffahrt trotz der eigensüchtigen Pläne Rußlands beschäftigte. Aber erst 1851 kommt es zwischen Österreich und Bayern zu einem Übereinkommen behufs Aufhebung der Flußzölle und Erhaltung einer brauchbaren Fahrrinne. Am Pariser Kongreß 1856 wurde unter Einflußnahme Englands der internationale Charakter der Donau festgelegt und durch eigene Kommissionen und Vereinbarungen die mit dem Donauverkehr zusammenhängenden Probleme verhandelt. Während die Uferstaatenkommission vom Jahre 1856 bedeutungslos wurde, erhielten sich die Befugnisse der europäischen Donaukommission in Kraft. Seit der Beendigung des Weltkrieges ist die vollständige Internationalisierung der Donau zur Tatsache geworden; das, was C. V. Suppan in seiner Monographie als „Erlösung und Sendung“ der Donau sich erhofft, scheint der Erfüllung näher gekommen zu sein, wenn auch nicht ganz in der von ihm gewünschten Auswirkung.

Der Donauhandel an der Nibelungenstraße

Er ist zweifellos so alt wie der Güteraustausch unter den Ansiedlern. Mag er anfangs auch ziemlich beschränkt und lokaler Natur gewesen sein, so benutzte man gewiß mit Vorliebe die leicht befahrbare Wasserstrecke, um größere Lasten von einem Gebiet in das andere zu bringen. So haben wir Beweise aus der Greiner Gegend, daß der vorgeschichtliche Siedler verschiedene Erzeugnisse seines Wohnsitzes, wenn er daran Überfluß hatte, gegen andere ihm notwendigere Tauschobjekte einhandelte. Vorzüglich Eisen und Salz wurden auf der Donau verfrachtet. Hatte man den gefährlichen Wirbel glücklich überstanden, brachte man Dankopfer dar, die aus Werkzeugen oder Waffen bestanden. Mit der Besetzung der Donau durch die Römer erblühte auch der auf den leicht lenkbaren und schnellen, Liburner genannten Fahrzeugen betriebene Stromhandel.

Eigene Schiffergilden bildeten sich, die stromauf und stromab Waren und Menschen beförderten. Im ersteren Falle bediente man sich der sogenannten Treppelwege, ein Verfahren, das bis in die neueste Zeit herein in Übung blieb. Wenn uns erzählt wird, daß Kaiser Julian 3000 Soldaten auf bayrischem Boden nach dem Orient einschiffte, so setzt dies eine ganz erstaunliche Anzahl von Fahrzeugen voraus. Denn es mußte doch auf genügend Proviant und Kriegsmaterialien dabei gedacht werden. Aus der „Vita Severini" des Eugip-

pius erfahren wir über Vorratsschiffe, die aus Rätien herauf Lebensmittel für die hungernde Römerstadt Faviana herbeischleppten. Bald darauf hört der Donauhandel wohl vollständig auf: Mit dem Einbruch wandernder Völkerzüge waren die Vorbedingungen hierzu nicht mehr vorhanden. Erst mit Kaiser Karl dem Großen, der auf seinem Awarenzuge die Donau entlang gegen Osten seine Scharen führte, kam es zur Wiederbelebung des unterbrochenen Donauhandels. Seine bekannten Kanalprojekte, die den Rhein mit der Donau verbinden sollten und bereits in Angriff genommen waren, zeigen deutlich das hohe Verständnis für die Wichtigkeit der Donaustraße. Es kam zur Verleihung von Stapelrechten an wichtige Handelsplätze, wie z. B. an Lorch. Aus dem beginnenden 10. Jahrhundert besitzen wir die hochinteressante Raffelstättner Zollordnung, einen unanfechtbaren Beleg für die Lebhaftigkeit des Donauhandels und zugleich ein überaus wichtiges Dokument betreffs der zu verfrachtenden Waren und Artikel, der Märkte sowie der aus den Donaugebieten in die Nachbargegenden führenden Handelswege. (In der Zollordnung wird auch ein Landweg von Enns zur Url genannt, der den Greiner Strudel umging.) Aber es beweist zugleich, welche Hindernisse dem freien Handel schon damals durch Zölle, Abgaben und durch verschiedene Schikanen von seiten der Gebietsgewaltigen erwuchsen. Eine vorübergehende Unterbrechung brachte aufs neue der Magyareneinfall, bis mit der Übergabe der Ostmark an das kräftige Geschlecht der Babenberger und mit dem Aufblühen zahlreicher klösterlicher Niederlassungen eine Neubesiedelung und dadurch weitgreifende Kolonisationsarbeit begann. Der Umstand, daß diese geistlichen Großgrund-

besitzer die ihnen gehörigen Ländereien in verschiedenen Gegenden zersplittert liegen hatten (Streubesitz), ergab bald wieder eine Bereicherung des Handelsverkehrs, der am mächtigsten jedoch durch die Kreuzzugsbewegung gefördert wurde. Damals legten die süddeutschen Kaufleute, zumal die Ulmer, Augsburger, Regensburger, Nürnberger und Passauer, durch ihre ausgedehnten Handelsfahrten den Grundstock zu ihren sprichwörtlich gewordenen Reichtümern. Das öffentliche Recht und die Gesetzgebung griff ordnend, leider mitunter auch hindernd in diese Entwicklung ein.

Im 11. Jahrhundert sehen wir in den Hansgrafen amtlich bestellte Organe zur Überwachung des Donauhandels, der die Stadt Enns zum Stapelplatz für Salz, Krems und Stein zum Hauptort des Korn- und Weinhandels machte. Im 13. Jahrhundert gelangte Wien infolge seiner überaus günstigen Lage und durch das ihr von Herzog Leopold IV. verliehene Stadtrecht zu einer prominenten Stellung im Donauhandel. In dieser vom 28. Oktober 1221 datierten Urkunde liegt im Keime das Stapelrecht bereits eingeschlossen. Hatten die Kaufleute von seiten eines Teiles des entarteten Raubrittertums für die Sicherheit ihrer Güter und ihres Lebens zu fürchten, so schädigte vielleicht noch mehr durch Verleihung des Niederlassungsrechtes lebenswichtiger Artikel an Passau König Wenzel empfindlich den Handel zwischen österreichischen und deutschen Städten, wenn auch durch Umgehung des Stapelrechtes dieser Schaden häufig wettgemacht wurde, bis Maximilian I. das Passauer Privilegium gänzlich aufhob. Freilich war damit die Hauptursache der Verminderung des Donauhandels nicht aus dem Wege geräumt: die Lähmung desselben durch die herauf-

ziehende Türkengefahr und die Ablenkung von der Donaustraße auf die neuentdeckten, ungeheuren Gewinn versprechenden Seewege. Ähnlich dem Projekte Karls des Großen taucht zur Zeit des Luxemburgers Karl IV. ein Kanalprojekt auf, das die Donau mit der Moldau verbinden soll, um dadurch einen Handelsweg zwischen Italien, Deutschland und Böhmen sowie seinen Nachbarländern zu schaffen. Man will im 16. Jahrhundert noch Spuren der Verwirklichung dieses Planes gesehen haben.

Eine einschneidende, handelsfördernde Maßnahme war die zwischen Bayern und Österreich getroffene Abmachung vom Jahre 1375 zwecks Sicherheit der Handelsgeschäfte zu Lande und zu Wasser und zwecks radikaler Abschaffung aller dem Donauhandel nachteiligen Grundruhrrechte. Die ferdinandeische Mautordnung vom Jahre 1524 gibt uns dann ein Bild von dem Nutzen, den der Landesfürst aus dem Donauhandel zog, wie uns eine Verordnung Kaiser Maximilians II. vom Jahre 1567 die Maßnahmen beschreibt, welche eine Stromregulierung bei Wien ins Werk setzen. Wie die erste, so war auch die zweite Belagerung Wiens durch die Türken nur ein vorübergehendes Hemmnis rücksichtlich unserer Gegenden, so daß wir von Donaureisenden unterrichtet werden, die eine genaue Schilderung des Wasserweges bis Wien geben, z. B. eine vom Jahre 1591 in Hans Georg Ernstingers „Raisbuch" und 100 Jahre später eine von einem gewissen Hammerschmidt, der sich besonders in einer ausführlichen und auch zeichnerischen Darstellung des Greiner Wirbels gefällt. Dabei treten immer wieder neue gutgemeinte und näher spezialisierte Projekte nutzbringender Kanäle zwischen Donau, Rhein, Main, Moldau,

March usw. auf (so das Bechersche vom Jahre 1688 und das Vogemontsche vom Jahre 1712, das Kanalsystemprojekt des belgischen Ingenieurs Maire, mit Wien als Zentrum gedacht).

Die siegreiche Beendigung der Türkenkriege befreite die Donaustraße von den Hemmnissen und Fesseln, die ihr die ständige Kriegsgefahr auferlegt hatte. Zwischen Regensburg und Wien (ab 1696) und zwischen Ulm und Wien (1712) war für einen regelmäßigen Schiffsverkehr gesorgt. Die Handelsverträge mit der Türkei brachten zwar nicht die erhofften Vorteile, aber es fehlte wenigstens nicht unter Maria Theresia und Kaiser Josef II. an wiederholten Bemühungen, die Schiffahrt zu heben. So hat Maria Theresia einen 1000-Gulden-Preis für Erfindung eines brauchbaren Donausegelschiffes gestiftet, mit welchem „auf und gegen den Strom mit Segeln gefahren und in dem bisherigen Frachtlohn eine Verminderung erlangt werden könne". Auch die Regulierung des Greiner Strudels wurde 1785 durch einen Ingenieur namens Liske in Angriff genommen.

Beachtenswert sind auch Berichte über Schiffe und Fahrzeiten aus jenen Tagen (1784). Von Ulm aus gehen nach Wien wöchentlich die sogenannten „Ordinarischiffe" ab. Der Fahrpreis ist samt Gepäck im vorderen Hüttenzimmer 12—15 Gulden, im rückwärtigen 4 Gulden. Ein Zentner Ware kostet ohne Zoll 1,48—2,15 Gulden. Im Antiquarius heißt es darüber näher: „Eine Ulmer Ordinari ist eine Gamsel und trägt gewöhnlich stromabwärts 4—5000. Ein eigenes Fahrzeug, auf welchem eine Kutsche mit 4 bis 6 Personen Platz hat, eine mittlere Plätte, nämlich von 48 Schuh Länge und 10 Fuß breit, 2½ Fuß tief, kostet bis Wien 300 Gulden, eine kleine Zille hingegen, mit zwei

Schiffern bemannt, ohne Hütte kommt auf 180 Gulden. Die kürzeste Zeit, in welcher mit einer solchen Zille nach Wien gefahren werden kann, ist 6—7 Tage. Die reine Zeit aber, binnen welcher man mit derselben von Wien nach Ulm fahren könnte, wenn man nicht anländen müßte ... beträgt 74 Stunden. Im Hochsommer bei gutem Wetter und Wind braucht der Ordinari von Ulm bis Wien 8—9 Tage, im Frühjahr und Herbst wegen Nebel und Wind meist 14 Tage, im späten Oktober und November wohl auch 20 Tage."

Das Jahr 1819 bringt die Eingabe eines Mitgliedes der Rheinschiffahrtskommission in Mainz an den Landtag, worin auf Grund der Tatsache, daß freier Handel und leichter Verkehr durch Schiffahrt auf Flüssen und Kanälen die Grundpfeiler einer großen Gewerbetätigkeit für die Nationen sind, der Rhein—Main—Donaukanal gefordert wird. Ein Passus darin könnte für unsere heutigen europäischen Konferenzen geprägt sein: „Kein Handelsverein ist dauernd, der nicht gegenseitige Vorteile gestattet. Der Ruhm der Unsterblichkeit haftet auf der Ausführung dieses Werkes." Bevor mit der Ausnutzung der Dampfkraft ein neuer Schiffstyp erfunden worden und ein solcher auf Grund eines österreichischen Privilegs durch die beiden Engländer John Andrews und Josef Prichard für den Donauverkehr eingestellt worden war, gab es mehrere in dem Schifferidiom genau auseinandergehaltene Schiffstypen. Solche sind: die Hohenauer oder Klobzillen für den Verkehr stromaufwärts, mit Menschen- oder Tierkraft gezogen, ferner die Nebenbeis, so genannt, weil sie an ein anderes angehängt wird. Ferner die Schwemmer. Drei Schwemmer mit dem Küchenschiff (Kuchelzill oder Habergreis) und einigen Plätten nannte man einen Salzzug. Ein

anderer Typ ist der Kellhammer, von der Stadt Kelheim so genannt. Dann die Gamsel, die Plätte (von platt, d. h. flach), die Zillen, Weit- und Fischerzillen, Seelentränker, Überfahrt.

Am 1. Februar 1831 begann nach einer gelungenen Probefahrt des ersten Dampfschiffes „Kaiser Franz I." die Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft ihren regelmäßigen Fahrtbetrieb. Doch erst ab 1842 erfolgte die Eröffnung der Strecke Wien—Linz. Es ist der Überlieferung wert, das Urteil der bisherigen Schiffersleute, unter denen die Linzer, die Spitzer und die Steiner als die Tüchtigsten galten, über das erste Dampfschiff zu hören, wie es Suppan mitteilt: „Die werden's schon sehen, sie werden's schon spüren, die über Nacht g'scheiter sein wollen als wir. Die Donau verträgt keine Maschin', die hat ihre Mucken, an denen wir alten Schiffleut', die wir jedes Graberl kennen, uns totstudieren. Heute rinnt's Fahrwasser da, morgen marschiert's dort. Die Maschin', eine wird der anderen die Rippen einstoßen, daß 's nur so kracht, und dann werden's wiederum uns bitten zu fahren, die, wann wir a langsam gehn, doch immer ankommen."

Der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft gebührt das große Verdienst, eine ununterbrochene Verkehrslinie vom Schwarzwald bis zum Schwarzen Meere geschaffen zu haben, und als größte Flußschiffahrtsgesellschaft der Welt ist sie berufen, bei der Ausführung neuer paneuropäischer Großschiffahrtsprobleme die hervorragendste Rolle zu spielen. Donau, Rhein, Elbe, Oder und Weichsel in einem mächtigen Kanalnetz zu vereinen, auf welchem durch freien Handel der wirtschaftliche Aufschwung aller beteiligten Staaten in ungeahnter Weise gefördert werden soll, das ist hoffentlich nicht zu lange mehr bloße Zukunftsmusik.

Die Städte an der Nibelungenstraße

Eintrittstor nach Deutschland" ist man in Österreich gewohnt, die alte Bischofsstadt Passau zu nennen. Und doch wäre es in mancherlei Beziehung richtiger, wenn man sie Pforte in das Ostland nennen würde. Unter Ostland hätte man vorzüglich Österreich, aber auch die anderen sich anschließenden Donaustaaten, denen über Passau deutsche Kultur zugekommen ist, zu verstehen. Denn aus der Geschichte der Stadt, für deren Aufhellung A. Erhard und nach ihm Ulrich Schmid und Heuwieser wertvolle Forschungen dargeboten haben, wie sie für die Bistumsgeschichte Schrödel in der Passavia sacra niedergelegt hat und neuestens Wolfgang M. Schmid in einer wertvollen, bei Seemann erschienenen Monographie zur Darstellung brachte, wird uns die überragende Bedeutung Passaus für die angrenzenden östlichen Donauländer klar. Eine Bedeutung, über die man sich nicht nur jetzt erst, in der Zeit des Anschlußgedankens, Rechenschaft gibt, die auch schon frühere Geschlechter erfaßt hatten. So belehrt uns ein norddeutscher Reisender, J. G. Kohl, der beiläufig um dieselbe Zeit, als die drei Klosterneuburger Chorherren Bukovsky, Fischer und Schützenberger ihre „Biedermeierreise" nach München hinaus unternahmen, sich zwischen Passau und Wien ziemlich gut beobachtend herumtrieb, mit aufmerksamem Urteil: „Alle ältesten deutschen Orte und Kolonien Österreichs liegen an der Donau, und zwar um so ältere, je näher sie bei

Passau sind, und man kann dies kleine, enge Passau, in dessen Nähe die uralte Wurzel des österreichischen Staates, jetzt freilich vielfach verwischt, verwittert und mit nur schwachen, sich durch sie hinziehenden Lebensadern, liegt, das eigentliche enge Tor nennen, durch welches alles deutsche Leben weiter und immer weiter nach Osten in die „Länder der Hunnen und Awaren“ hineinwehte und jetzt, so weit als dies die Grenzen des großen Kaiserstaates zeigen, sich ausgebreitet hat.“

Passau

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, die Geschichte Passaus als eines kirchlichen Brennpunktes und als einer reichsfürstlichen Residenz, die als Grenzstadt zwischen zwei ehemals mächtigen Staaten von den beiderseitigen Schicksalen derselben nicht unberührt bleiben konnte, zu erzählen. Aber als Ausgangspunkt des Nibelungenweges, der ja gerade durch den Schreiber eines Passauer Bischofs (Pilgrim) literarische Überlieferung erhielt, und in den darin geschilderten Begebenheiten gewissermaßen porträtiert, steht sie uns sinngemäß und örtlich am Beginn unserer Donaufahrt. Die Forschung hat die bereits steinzeitliche Besiedlung jener überaus wichtigen Schnittpunkte der vom Westen, Südwesten und Norden zusammenströmenden Wasseradern festgestellt. Man spricht mit vollem Rechte von einem weströstlichen und nordsüdlichen Austauschverkehr im 2. Jahrtausend v. Chr., bei welcher das Salz und Gerätschaften wie auch Waffen im Handel waren. Zahlreiche keltische Funde

verbürgen die Anwesenheit des Stammes der Bojer, deren befestigte Siedlung von den Römern Bojodurum genannt wurde, wo sie Legionäre in Garnison legten. So entstand in der Römerzeit dort, wo heute die Innstadt sich befindet und die prähistorische Hochstraße südlich der Donau in die Donaustraße nach Lorch (Laureacum) überging, ein überaus wichtiger Handelsplatz, mit dem auch die nördlich der Donau wohnhaften Germanen in Beziehung traten. Zur besseren Bewachung des Nordufers wurde ein römisches Kastell angelegt, das nach dem Kohortennamen „Castra Batava" hieß und zur Provinz Rätien gehörte.

In der Severin-Biographie aus dem Beginn des 6. Jahrhunderts erhalten wir über die weitumfassende kirchlich organisatorische Tätigkeit des 488 verstorbenen Apostels der Donaulande ein getreues Bild der Entfaltung und Ausbreitung christlicher Gemeinden im Gebiete des östlichen Rätien und des nordwestlichen Norikum, zu welchen damals die alten Römersiedlungen zwischen Passau und Klosterneuburg gehörten. Auf Passauer Boden weilte in daselbst schon bestehenden Kirchen Severin, und an der nach ihm benannten Kirche der Innstadt befindet sich die von der Überlieferung als solche bezeichnete Severin-Kapelle — die primitive Betzelle Severins, wie sie heute auf Grund ununterbrochenen Bestandes von den meisten angesprochen wird. Der Zeitpunkt des Unterganges des Römischen Reiches war auch der Zeitpunkt der Einnahme der Römerfestung Batava, was aber nicht verschlägt, daß 12 Jahre darauf zu Bojodurum das Kloster Severins besiedelt ist. Schon 20 Jahre später strömten die Bajuvaren aus dem Osten herbei, und die Agilolfinger ergriffen Besitz von dem Orte, der seit Bonifazius,

dem Gründer der deutschen Bistumsordnung, Sitz eines Bischofs war.

Strahlenförmig erfolgt nun eine umfassende Christianisierung und Kultivierung der Umgebung und weiterhin gegen den Osten bis in die Gegend der Traisen. Der Tassilo-Becher im Stifte Kremsmünster erscheint uns wie ein Wahrzeichen jener ersten Klostergründungsepoche großen Stils, in der das Agilolfingergeschlecht sich auszeichnet, was aber den Franken Karl den Großen nicht hindert, den Bayernherzog Tassilo II. seiner Herrschaft verlustig zu erklären und das verwaiste Gebiet dem fränkischen Reiche einzuverleiben. Mit der Zurückdrängung der Awaren wird Passau zum Hauptorte des denselben abgenommenen Landstriches und dessen kirchliche Metropole. Es bleibt dieselbe auch, bis im 15. Jahrhundert die Diözese Wien am östlichsten Grenzstreifen abgetrennt wird. Noch immer aber, bis in die Zeit Kaiser Josefs II., reicht die Passauer Bistumsgrenze das ganze Stromgebiet entlang bis zum Wiener Wald. Dieser Umstand führte zur Erkenntnis der Zusammenhänge geistig kultureller Interessen der durch die Reichsgrenze zerschnittenen Diözesengebiete als eines historisch und genetisch einheitlichen Ganzen.

Es muß uns freuen, auch diesem Bewußtsein bei dem norddeutschen Reisenden, dessen wir oben gedachten, zu begegnen, wenn er sich verlauten läßt: „Die Gründung und Geschichte der meisten der österreichischen Abteien und Bistümer hängt innig mit der des geistlichen Sprengels von Passau zusammen, dessen Bischof in dieser Gegend im Mittelalter der mächtigste Herr und das am meisten wärmende und leuchtende Licht war. Und so wie Bayern von der

Mark Österreich als das nächste Mutterland verehrt wird, so ist Passau gewissermaßen als die eigentliche Mutter aller dieser geistlichen Stifte zu betrachten. Nicht nur die Augustiner von St. Florian und andere Klöster gingen aus Passau hervor, sondern auch die Schottländer, welche, Klöster gründend, aus dem fernen Norden kamen, ließen sich zuerst in Passau nieder und erlangten erst von hier aus das herrliche Besitztum, das sie in und um Wien haben und das dort noch von dem Volk ‚Zu den Schotten‘ genannt wird.“

Man kann sich lebhaft vorstellen, welche Folge die geistliche Machtstellung Passaus in betreff des Donauweges stromabwärts haben mußte; wenn auch der Magyarensturm unsägliches Leid über die Bewohner und ihre Siedlungen brachte, erwuchs doch nach der Schlacht auf dem Lechfelde gerade in diesem seßhaft werdenden Volke ein Zuwachs der geistlichen Machtbefugnis und ein neues weites Arbeitsfeld für die Passauer Kirche. Die groß angelegte Kirchenpolitik Bischof Pilgrims suchte hinsichtlich Ungarns aus einer fingierten Nachfolgeschaft von Lorch freie Hand gegenüber dem Salzburger Metropoliten zu gewinnen. Doch fanden diese Absichten in Rom ein Hindernis, ebenso wie der Anspruch auf die Stadt Passau teilweise scheiterte. Mit den Ersatzschenkungen des Kaisers Otto II. für die zerstörte Stadt wurde wieder eine Verbindung mit österreichischem Boden (Enns) gewonnen und im letzten Jahre des 10. Jahrhunderts den Bischöfen die volle Inhabung der Stadt Passau zugesprochen.

Trotz der durch den Investiturstreit bedingten turbulenten Vorgänge und vielfachen Kämpfe, die die Passauer Bischöfe als streitbare Kämpen erweisen und in deren Mittel-



Stift Wilhering



Kleine Orgel im Stift Wilhering



Stift Melk



Kloster Schönbühel

punkt die Gestalt des Gründers Göttweigs, des seligen Altmann steht, nimmt die Tätigkeit des Passauer Bistums hinsichtlich der ostmärkischen Donaugegend ihren rastlosen Fortgang. Benediktiner, Zisterzienser, Augustiner Chorherren und später Prämonstratenser erscheinen in der Kirchengeschichte jener Tage als Kulturträger, die die Flammen ihrer Fackeln am ewigen Lichte des Passauer Domes entzündet haben. Der Passauer Bischof oder sein Vertreter (Offizial) tritt bei den wichtigen Amtshandlungen der Donauklöster auf, er konsekriert die Pfarrkirche zu Wien und gibt ihr den Patron der eigenen Metropole, St. Stephan, zum Schutzheiligen. Wenn es auch auf manchem Gebiete, z. B. auf dem der Buchmalerei, deren Provenienz nach Salzburg weist, geleugnet wird, daß Passau in künstlerischer Hinsicht besonders ausschlaggebend auf die Donauländer im Osten Einfluß ausgeübt hätte, so wird doch nicht zu bestreiten sein, daß in den österreichischen Klöstern wie auch in den städtischen Siedlungen von Passau her sich Anregungen und beispielgebende Muster feststellen lassen. Bei dem lebhaften Verkehr in der Zeit der Kreuzzüge, bei dem Wachstum des Güterumsatzes auf der Donau und den gesteigerten Handelsbeziehungen wird es nicht wundernehmen, immer wieder Elementen im kulturellen Leben Österreichs zu begegnen, die auf Passau zurückführen. Schmid hat der zwiespältigen Politik der Passauer Fürstbischöfe gegenüber Österreich dahin Ausdruck gegeben, daß er von einem seit 1250 sich vollziehenden langsamen Aufsaugungsprozeß des Passauer Bistums spricht, der erst in der josefinischen Zeit endigt. Die bekannten Pläne des genialen Herzogs Rudolfs IV. von Österreich, der (durch die goldene Bulle Kaiser Karls IV.,

seines Schwiegervaters) aus der Reihe der Kurfürsten ausgeschlossen, seine Länder zu einem höheren Grade der Selbständigkeit führen will, zielen auch auf die Lostrennung Wiens vom Passauer Bistum, eine Angelegenheit, die bereits im Jahre 1206 einen Auftakt hatte, die aber erst 1468 zur Reife gedieh. Nach der Abtrennung des Wiener Bistums ließ der Passauer Fürstbischof seine Seminaristen nicht mehr auf der Wiener Universität ihre Studien zurücklegen, sondern sie wurden in Passau selbst unterrichtet.

Die lange andauernden Kämpfe zwischen Bischof und Bürgerschaft vermochten der Gewalt der ersteren keine besondere Einbuße zuzufügen, aber für die Entfaltung des Donauhandels brachten sie immerhin manche Störungen. Die interessante Baugeschichte des Passauer Domes liefert Belege für den lebhaften Austausch von aus den Steinmetzzeichen ersichtlichen Steinmetzen mit anderen Bauhütten, so z. B. mit der St.-Stephans- und der Maria-Stiegen-Bauhütte zu Wien. Unter den Baumeistern von Passau begegnet uns auch ein Verwandter Wolfgang Rueland Frueaufs, nämlich sein Schwager Georg Blümel und vor allem er selbst in den Wandgemälden des Rathauses. In diesem Künstler repräsentiert sich ein Vertreter jener Richtung, die in mehreren Werken der sogenannten Wiener Malerschule zum Ausdruck kommt. Er hat gewiß, wie es die in Wien befindlichen Passionsbilder, ferner die in St. Florian, in Wiener Sammlungen und in Klosterneuburg befindlichen Werke beweisen, auf die Künstler der österreichischen Donaugegend Einfluß ausgeübt. Die im Klosterneuburger Stiftsmuseum vorfindlichen Bilderzyklen (Leopolds-, Johanneszyklus, das Leopoldsbild in der Prälatur) stammen von dem

jüngeren Rueland Frueauf und zeigen bereits zeitlich vorgeschrittene Auffassung. Von einer interessanten Verbindung des Stiftes Herzogenburg an der Traisen mit Passau, auf dessen Bischof Ulrich I. es seine Gründung zurückführt, gibt ein prächtiges Stifterbild zu Herzogenburg Kunde, auf dem man die Passauer Innstadt, Altstadt und die Feste Oberhaus in gut erfaßter Landschaft abgebildet sieht. Der Name des Künstlers, dem die schöne Landschaft bereits etwas zu sagen hatte, ist leider nicht bekannt.

In der Folgezeit erfuhr das Verhältnis zu Österreich auf Grund eines bayrischen Salzediktes, wodurch Passau schwer geschädigt wurde, eine Besserung, da sich durch den engeren Zusammenschluß für lange eine Beeinflussung durch Österreich ergab, das mit seinem Adel das Bistum besetzte. Einige Zeit hatte es einen österreichischen Erzherzog, Leopold I., zum Oberhaupt, nach ihm Erzherzog Leopold II., einen Sohn Ferdinands II., der zugleich General der gegen die Schweden kämpfenden kaiserlichen Armee war und sich deshalb um das Wohl der Stadt nicht besonders kümmerte.

Die Wechselbeziehungen zu den Künstlern der Renaissancezeit in Wien, wo Altdorfer und Cranach sich vorübergehend aufhielten, mit Meistern des Passauer Kreises sind noch wenig klargestellt. Es ist das große Problem des sogenannten Donaustils, welches in der Malerei des beginnenden 16. Jahrhunderts auftaucht und nach den neuesten Forschungen, besonders nach den verdienstvollen Feststellungen Gubys, ein vertieftes und aussichtsreiches Studium erfährt. Die Charakteristik des Donaustils in seinem Beginn zeigt ein Passauer Maler, dessen Ölbergbild im dortigen Museum berechtigtes Interesse findet. Wir werden darauf beim Ka-

pitel „Donaustil“ zu sprechen kommen und wollen hier nur eines anderen Passauers gedenken, der 1518 daselbst starb, nämlich des Hans Pruckendorfer. Von ihm stammt „Die heilige Sippe“ in der Wiener Akademie mit ausgesprochenen Donaustilkennzeichen. Wenn der mit N. K. sich zeichnende Autor des Enthauptungsbildes im Klosterneuburger Stiftsmuseum, wie Schmid in Frage stellt, mit Nikolaus Kriegbaum identisch ist, so haben wir es ebenfalls mit einem der tüchtigen Passauer Künstler des beginnenden 16. Jahrhunderts zu tun, die jedoch alle überragt werden durch den Vorarlberger Wolfgang Huber. Unter dem aus dem Kanonisationsprozeß Leopolds III. uns wohlbekannten Fürstbischof Viguleus Fröschel arbeitet Huber bereits erfolgreich in Passau. Er ist so recht der erste Maler der Donaulandschaft geworden und dadurch das Vorbild und Haupt des sogenannten Donaustils nach Meister Altdorfer, mit dem er vermutlich 1510 eine Donaureise unternommen hatte. Andere Passauer Künstler sind Stephan Rottaler, Jörg Huber, die sich einer Stilgebung befleißigen, wie sie in verschiedenen österreichischen Kirchen bzw. jetzt Museen zu finden sind, und die Schmid nicht mit Unrecht ebenfalls als eine Donauschule der Plastik mit ihrem Hauptsitz Passau bezeichnet. Daß dieser Stil auch an anderen Objekten konstatiert werden kann, wie z. B. am Passauer Modell des Bischofsstabes vom Jahre 1520, ist nur natürlich.

Die ganz gewaltigen Werke der nach den großen Bränden im 17. Jahrhundert erfolgten Wiederherstellung des Domes und der Bischofsresidenz, wie auch die Neuerrichtung monumentaler Gebäude vollzog sich unter den Fürstbischöfen Wenzel von Tun, Sebastian von Pötting und

Johann Philipp von Lamberg. Unter dem Kardinal-Fürstbischof Leopold von Firmian erfolgte die Vollendung des Residenzbaues. Bei diesen gewaltigen Baulichkeiten spielten die ausgezeichneten italienischen Architekten Giovanni Battista Carlone und Carlo Antonio Carlone die erste Rolle[1]).

Die Carlone sind ein Schulbeispiel dafür, wie die Prunkbarocke durch die Schöpfungen dieser Meister zur Architektur kat exochen der österreichischen geistlichen Hochburgen wird und sich der Reihe nach die vorzüglichsten Stifte, vor allem Ober- und Niederösterreichs, erobert, von wo es dann seinen Siegeszug, den es in Passau begonnen, bis hinaus in andere Provinzen unternimmt. Admont, Baumgartenberg, Gleink, Garsten, Schlierbach, Seitenstetten, Kremsmünster und St. Florian empfangen durch die Carlone ihre Weihe.

Eferding

Das 700jährige Bestandes-Jubiläum, das die Stadt Eferding im August des Jahres 1925 beging, lenkte die Aufmerksamkeit auf diese uralte Siedlung, die eigentlich viel älter ist. Es ist nachgewiesen, daß die Kelten die fruchtbare Ebene von Eferding bewohnten, bevor um 15 v. Chr. die Römer in diese Gegenden kamen und dort, wo heute die Stadtanlage sich befindet, und wo ehemals die Wellen der Donau brandeten, einen Donaubrückenkopf errichteten, der

[1]) Neben ihnen noch mehrere ausgezeichnete Meister, wie Tenkala (Gewölbemaler), Carlo Antonio Bussy (Deckenmaler), Balthasar Hackenmüller, Johann Michael Rottmeier, die Maler Sing und Wolf, Baumeister Solari und der Bildhauer Matthias Högenwald, der Stukkatorer Paul Dallio, der Maler Martin Altomonte usw.

die Straße nach Wels zu schützen bestimmt war. Der Name dieser Römersiedlung, deren Zeugen in verschiedenen Römerfunden vorhanden sind, war Marinianum. Der Name Eferding wird von Ever, der niederdeutschen Bezeichnung für Flußschiff abgeleitet, welche Benennung ein deutlicher Hinweis für die Stromlage des Ortes ist. Mit dem Zusammenbruche der römischen Donauprovinzen drangen die Rugier in dieses Gebiet ein und verdrängten die am Norduferwohnhaften Markomannen, doch nahmen die Nachkommen der letzteren, als welche wohl die Bajuvaren angesehen werden dürften, das Land wieder in Besitz und streuten die Keime der Kultur in jener Gegend aus. Bald nachdem die Franken daselbst ihre Herrschaft ausgedehnt hatten, erschienen plündernd und zerstörend die Magyaren. Nach deren Niederlage scheint Eferding, das erstmals 1067 erwähnt wird, seinen Aufschwung genommen zu haben. Als Donaulandungsplatz konnte es häufig fremde Gäste begrüßen. Im XXI. Abenteuer berichtet das Nibelungenlied von dem Aufenthalte Krimhildens daselbst, der aber gerade kein schönes Licht auf die Sitten und Gebräuche in jener Gegend wirft („roub uf der strazen nach ir gewoneheit“). Auch die Kreuzfahrer unter Konrad III. (1147) und unter Barbarossa (1189) kamen mit ihrer Flotte hier vorüber. Die schwersten Zeiten hatte der Ort durch die Hussiten und in der Reformationszeit mitzumachen. Befand er sich doch in einem Zentrum der Bauernunruhen.

Daß im Jahre 1167 bereits bischöfliche Burggrafen und die Eferdinger Bürger Burgleute genannt werden, läßt den Schluß auf die Existenz einer Burg zu. Als die Schaunburger den Ort als österreichisches Lehen innehatten, erbau-

ten sie sich hier ein Schloß (beiläufig 1400). Beim Aussterben der Schaunburger kam Eferding an die Starhemberge. Der berühmteste dieses Geschlechtes wurde der Türkenbesieger und Verteidiger Wiens, Ernst Graf Rüdiger, dessen Grabdenkmal in der Stadtpfarrkirche zu Eferding zu sehen ist. Im kleinen Schloßmuseum sind heute noch Gegenstände zu sehen, die der Graf bei der Belagerung benützte, um das türkische Lager auszukundschaften. Das Schloß, 1784 errichtet und von imposantem Eindruck, verlor mit der Auflassung der befestigten Tore und Gräben vollständig seinen Burgcharakter, dafür ist der von den Schaunburgern im 15. Jahrhundert errichtete gotische Kirchenbau (der Turm ist leider später verändert worden) gut erhalten und besitzt einen über das Eferdinger Becken weit hinausschauenden 72 Meter hohen Turm. Eine historische Reminiszenz knüpft sich an die Anwesenheit des Astronomen Johannes Kepler, der eine Eferdinger Waise 1613 in der Pfarrkirche daselbst ehelichte und von der Stadt mit Ehren überhäuft wurde. Im österreichischen Erbfolgekrieg und in der napoleonischen Zeit hatte Eferding von den Franzosen viel zu leiden.

Linz

Man hat in jüngster Zeit für das zwischen Wels, Linz, Enns und Steyer liegende Landgebiet den Namen „Zentralraum" Oberösterreichs geprägt, dem die Vorherrschaft in der ganzen Provinz zukomme. Gewiß ist der Umstand von besonderer Bedeutung, daß hier gegen Norden die Feldaistsenke, der Traun entlang die Salzstraße mit

ihrer Verlängerung (via Linz) durch den Haselgraben und das Tal der großen Rodel gegen Böhmen zu, durch die Mühlsenke nach Bayern zu und der Enns entlang die Eisenstraße mit dem durch die Natur gegebenen Donauweg zusammentreffen. Denn er gibt diesem Raume und darin wieder dem Donauorte Linz eine bevorzugte Verkehrslage, die — von den ältesten Verkehrsmitteln angefangen bis in unsere Zeit hinein — dieser Stadt eine prominente Geltung in der Reihe ihrer Schwestern an der Donau zuwies, wie sie unter ähnlichen Voraussetzungen und in noch erhöhtem Ausmaße Wien gewinnen mußte. Von den leichter zu schützenden Höhenlagen zur Stromebene hinab vollzog sich im Laufe der Jahrtausende die Besiedlung, deren Zeugen aus der Steinzeit und aus späteren Epochen am Freinberg aufschienen.

In der Römerzeit liegt am Schloßberge das den Brückenkopf sowie das Hauptlager von Laureacum bewachende Kastell Lentia. Die Burgberghänge sehen dann das Linz des frühen Mittelalters entstehen (in der Karolingerzeit, als Passau hier bereits Boden gefaßt hatte); am Beginne des 10. Jahrhunderts befindet sich hier schon ein wichtiger Markt mit Zollstätte, die von den Passauer Lehensträgern, den Haunsbergern vom Wildberg, am Beginn des 13. Jahrhunderts an die Babenberger gelangt. Sie werden von dem Przemysliden Ottokar und nach ihm von den Habsburgern im Besitze der durch einträglichen Mauteneingang begehrenswerten Stadt abgelöst. Heute ist Linz, das mit seinen mehr als hunderttausend Einwohnern bereits unter die Großstädte zählt und mit den Vororten bis an die Traun hinausgewachsen ist, von allen Weltgegenden her

leicht zu erreichen. Nur drei Stunden D-Zug benötigt der Wiener zu einem Ausflug dahin, den er aber — wenn er genießerisch veranlagt ist — gewiß besser mit dem prächtigen Eilschiff der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft dorthin unternimmt, was ihm nebst der Bequemlichkeit und dem Komfort einer entzückenden Donaufahrt nicht einmal höher zu stehen kommt als die kurze Bahnfahrt, die landschaftlich nicht entfernt an die erstere heranreicht. Auch vermeidet der Donaureisende die unvermeidliche Enttäuschung, die den dem Zug Entsteigenden am Bahnhof beim ersten Anblick der Stadt befällt — ein Eindruck, den schon unser von Ebelsberg her Linz sich nähernde Freund aus der Biedermeierzeit hatte.

Es empfiehlt sich, die Stadt zuerst vom Pöstlingsberg aus zu besichtigen, dann wird man das begreiflich finden, was derselbe Freund vom Pfarrer des Bergkirchleins zu erzählen weiß. Er hatte einen Lottogewinn von über 30 000 Gulden altösterreichischer Währung gemacht und war deshalb vom Linzer Bischof aufgefordert worden, sich ein Kanonikat am Dome zu stiften. Der gute Pfarrer, der ein großer Naturfreund und Liebhaber seines Bergdaseins war, verzichtete auf das immerhin sehr ehrenvolle Angebot und Avancement ... Was er heute zu dem Bilde sagen würde, das sich ihm als das moderne Linz darbietet? Die malerischen mittelalterlichen Befestigungen, die sich auf den alten Stichen vorfinden, hatte er zwar damals auch nicht mehr geschaut — nach dem furchtbaren Brande im Jahre 1800 wurden sie niedergelegt, und das Weichbild der Stadt griff auf die Vororte über. Was würde er aber erst zum Donauhafen sagen, der, zumal seit der Internationalisierung des

Stromes, ein buntes Gewimmel der verschiedenen Reichsflaggen auf den Schiffen aller möglichen Typen dem Beschauer zeigt. Frachtenumschlag, lebhafter Personenverkehr in den Sommermonaten, ein munteres Hafentreiben an den Landungsplätzen und ein stetiges Hin und Her von Menschen, Wagen, Straßenbahn und Automobilen auf der Urfahrerbrücke würde ihn ebenso in Staunen versetzen, wie die zahlreichen rauchenden Fabrikschlote an der Peripherie, die vielfach unschönen Neugebäude im Stadtzentrum und die Zerstörung des anheimelnden alten Stadtbildes bis auf wenige Zeugen älterer Zeit sein Mißfallen finden dürften. Der praktische Sinn und das eiserne Gebot der Notwendigkeit hat uns zwar gelehrt, das durch den Aufschwung der Industrie sich ergebende Plus an Fabriketablissements zu begrüßen, aber in dem Bilde der altväterischen Stadt der Torten und schönen goldbehaubten Linzerinnen sind sie nicht gut am Platze. Prächtige Kirchen, in denen sich wundervolle Werke Rafael Donners, des Kremsers Schmidt, Altomontes, Sandrarts, Reselfeldts und anderer tüchtiger Künstler erhielten, wenn sie auch mitunter durch „Andachtskitsch“ nüchterner Geschmacklosigkeit, der sich in der Nachbarschaft breit macht, zu leiden haben, sind ebenso Labestationen, wie die Minoriten-, Elisabethinen- und Ursulinenkirche Meister Hildebrands und Krinners. Die edle Größe des Prandauerschen Bischofshofes, Erkerhäuser und Stiftshäuser der Altstadt, wo man manche schöne Arkadenhöfe aufstöbern kann, das Weißenwolffsche und das Montforter Haus auf der Landstraße, vor allem aber das einzigschöne Renaissanceportal des Landhauses und der Arkadenhof darinnen, das sind künstlerische Lichtpunkte im Stadtbilde. Zugleich häufig

auch historisch denkwürdige Gebäude, an die sich zahlreiche bedeutungsvolle Erinnerungen knüpfen. Napoleon, Kepler, Kaiser Friedrich III., noch mehr die uns näherstehenden Großen: Mozart, Schubert, Beethoven und Bruckner, Stifter und Stelzhammer — um nur einige zu nennen — begegnen uns im alten Linz. Die kaiserliche Burg, in der gotischen Zeit gewiß wirkungsvoll und malerisch, kann, heute umgewandelt, uns kein so starkes Interesse abnötigen. Der neue Dom, der sich majestätisch — leider am unrichtigen Platze — über die Stadt erhebt, wird manchem nicht das sagen können, was der alte noch immer bedeutet, wenn er auch unter die Dii minores gentium zurückgesetzt wurde.

Ein besonderer Vorteil ergibt sich aus dem Besuche der oberösterreichischen Hauptstadt noch in anderer Beziehung: Wer sich hier bereits umgeschaut hat, kann nichts Besseres unternehmen, als mit der Elektrischen nach St. Florian zum Meister Anton und seinem herrlichen Stifte oder mit der Bahn nach dem Benediktinerstifte Herzog Tassilos mit seinem Originalbecher zu wallfahrten. Oder er zieht es vor, seinen Weg über die Donau nach Norden — in der Richtung der ersten österreichischen Eisenbahn — zu nehmen, um sich das Prämonstratenserstift Schlägl und den Höhenzug des Böhmer Waldes zu besehen, wenn er nicht vielleicht eine angenehme Fußwanderung längs der Donau stromaufwärts nach dem Zisterzienserstift Wilhering mit seiner licht- und farbendurchfluteten Kirche vorzieht. Es gibt freilich noch viele andere Dinge in der Linzer Umgebung, die aufzuzählen hier nicht der Raum ist. Aber wir können einen gutgemeinten Wink den kunsthistorischen Feinschmeckern zu geben nicht unterlassen: Kefermarkt ist auch nicht weit, und das,

was man dort sehen kann, gehört zu den erlesensten Schätzen deutscher Bildhauerarbeit. Doch darüber später! Wer dann noch auf dem Marsch nach Wilhering Zeit und Muße hat, kann im Vorüberwandern sich den Linzer Kalvarienberg zu Gemüte führen, dessen Kapellen (Stationen) eine lange Bergstiege wald- und bergaufwärts flankieren, die zu einer großen Kreuzigungsgruppe und zu dem Rundkirchlein und einem idyllischen Friedhof führt. „Der hohe Wienerische Adel“ — so heißt es auf einer alten Inschrift — „hat im Jahre 1664 aus sonderbarer Andacht zum sterbenden Heiland diese Stiege setzen lassen.“ Hier zogen die Kreuzfahrer vorüber, die mit dem Heere Barbarossas donauabwärts strebten, woran das ehemalige Kirchlein zur heiligen Margarete (der Ort nennt sich heute noch so) und die Sage von der wunderbaren Heilung des erschöpften Mönchs erinnert.

Ein Heiligtum höheren Ranges — das Mariazell Oberösterreichs — ist das Kirchlein am Pöstlingberg, das in seiner Entstehung wie der Lage nach an das marianische Heiligtum Mariataferl bei Marbach an der Donau gemahnt, dessen bedeutungsvolle Rolle in Handel-Mazzettis wundervoller Dichtung „Jesse und Maria“ allbekannt ist. Und wer an klaren Tagen, nachdem sich der Blick an den zarten Rokokoformen des Kircheninneren geweidet hat, vor die Kirche hinaustritt, um das Landschaftsbild zu seinen Füßen zu erschauen, wie es sich vom Freinberg und Bauernberg nicht so umfassend darbietet, wird ein Stück urdeutschen Donaulandes am Nibelungenstrom schauen. Knapp am Bergesfuß am linken Donauufer liegt das mit Linz durch die Strombrücke verbundene Urfahr, der Ausgangspunkt der Mühlkreisbahn, im Volksmunde „Müllireisbahn“ genannt. Erst seit 1808

zum Markte und seit 1882 zur Stadt erhoben, bietet Urfahr das Bild einer außerordentlich bewegten und volkreichen Stromsiedlung, die einige freundliche altertümelnde Gassenprospekte aufzuweisen hat. Am Urfahrer Kai genießt man in der Schiffahrtssaison öfter den Anblick eines bunten Gewirrs von Fahrzeugen aller Art, neuestens auch des in der Linzer Schiffswerft für die Baudirektion der Donauregulierung hergestellten Naßbaggers für 200 Kubikmeter stündliche Baggerleistung, aus denen die blitzblank geputzten weißen Eilschiffe hervorstechen. Hier lernt man am besten Linz als Knotenpunkt und Umschlagplatz des Handels- und Personenverkehrs kennen, der, aus allen Weltrichtungen beschickt, seiner Aufgabe gerecht wird, zwischen Osten und Westen eine immer inniger werdende Verbindung herzustellen. Es wäre zu wünschen, daß mit dem Ausbau der großen mitteleuropäischen Kanalprojekte auch der oberösterreichischen Hauptstadt ein Teil des goldenen Segens in den Schoß fällt, den sie sich als vielhundertjährige treue Warte an der Donau reichlich verdient hat.

Enns und Grein

Ein lehrreiches Beispiel, wie ein Ort, von seiner Hauptlebensader abgeschnitten, der früheren Verbindungen mit Industrie- und Verkehrszentren verlustig, seine Bedeutung einbüßt, ist das am gleichnamigen Fluß, beiläufig eine Stunde von seiner Mündung in die Donau entfernt gelegene Enns. Es hat das Erbe des römischen Hauptlagers Lauriakum, des stets wachsamen, drohenden und strategisch hoch-

bedeutsamen Bollwerks an der Nordgrenze des römischen Reiches übernommen. Auch hier begegnen sich uralte Handelswege, auf denen Salz und Eisen verfrachtet wurde. Hier lag die große römische Donauflottille, hier schuf sich der Römer das nötige Kriegsrüstzeug, und hier erhob sich schon frühzeitig eine Zivilstadt am Fuße der gegen die magyarischen Einfälle erbauten „Anesipurch". Nach allen Stürmen erblühte die Ennsstadt mit dem Durchzugsverkehr deutscher Kaufleute, die hier nach dem Stapelrecht auf dem Pfingstjahrmarkte ihre Waren feilhielten. Gericht, Münzstätte, Maut und vor allem das berühmte Stadtrecht vom Jahr 1212 — das erste Österreichs — lassen auf eine frühzeitige Machtstellung zurückschließen, die aber in dem Augenblicke gefährdet war, als die Reichsgrenze bis zur Leitha verlegt wurde. Immer mehr — je weiter es sich durch die Anschwemmungen und das neugebildete Augebiet von der Donau abgetrennt sah — sank seine Bedeutung. Das alte Lorch hatte längst ausgespielt, seine Kirche mit dem wundervollen Sakramentshäuschen wurde zur Friedhofskapelle degradiert.

Im 16. Jahrhundert schmückte sich Enns mit manchem mächtigen Gebäude. Zum Wahrzeichen wurde der mitten am Markte stehende Stadtturm, der wie ein stolzer Herrscher über die stillen Straßen und freundlichen Bürgerhäuser herabblickt, denen mitunter ein Erkerlein oder ein altertümlicher Laubengang eine anheimelnde Note gibt. Wer sich Zeit nehmen will, kann im städtischen Museum Zeugen des Römerlagers besichtigen, von denen im Freien fast nichts mehr zu sehen ist. Das Städtchen lag lange in sanftem Schlummer, bis es jetzt wieder der Lärm der Automobile

aufgeweckt hat, die auf der äußerst lohnenden Route von Amstetten her den Reisenden Gelegenheit bieten, ihre Blicke über die Donauauen hinüber bis an die in bläulichem Dufte den Horizont abschließenden Mühlviertlerberge zu senden. Zu den Füßen des Beschauers liegt wie eine zarte Landschaft von Claude Lorraine die Nibelungenstraße, die sich hier als ein malerisches Panorama darbietet.

Vollständig verschieden von dem Ennser Landschaftsbilde ist die Szenerie um Grein, das einer der gefährlichsten Strecken der Donaufahrt seinen Namen gibt, und wie die benachbarten Ortschaften Struden, St. Nikola und Sarmingstein mit der Topographie und Geschichte der berüchtigten Enge aufs innigste verknüpft ist. Am Fuße der mächtigen Greinburg in einem zum Donauniveau herabreichenden Gelände sanft eingebettet liegt die Ortschaft, deren geschichtlicher Ursprung dunkel ist. Wahrscheinlich haben jene recht, welche seine Entstehung auf Schifferansiedlungen zurückführen, die für den Donauverkehr wegen der Stromgefahren unentbehrlich wurden. Sie standen im 12. Jahrhundert zum Kloster Säbnich in Beziehung, von dem aus die Pfarrkirche besetzt wurde. Die Ansiedler dürften den Grafen von Klamm zugehört haben, seit 1217 den Babenbergern. Frühzeitig mit Stapel- und Strandrecht begabt, kommt es im Jahre 1468 zu einem interessanten Wappen, auf dem wir die gefährlichen Stromfelsen bemerken. 1491 erhält es das Stadtrecht. Wie es die ganze Zeit über vom Donauverkehr lebte, so behält es auch heute noch in erster Linie als Verkehrspunkt und gerne besuchte Donausommerfrische seine Geltung. Seit der Errichtung der Donauuferbahn und der Ausdehnung der Bahnstraße nach Mauthausen steht es mit

den benachbarten Donaugegenden in lebhafter Verbindung. Als Hauptort des Strudengaues ist es zugleich der Ausgangspunkt lohnender Wanderungen in den waldreichen Gegenden nördlich des Stromes.

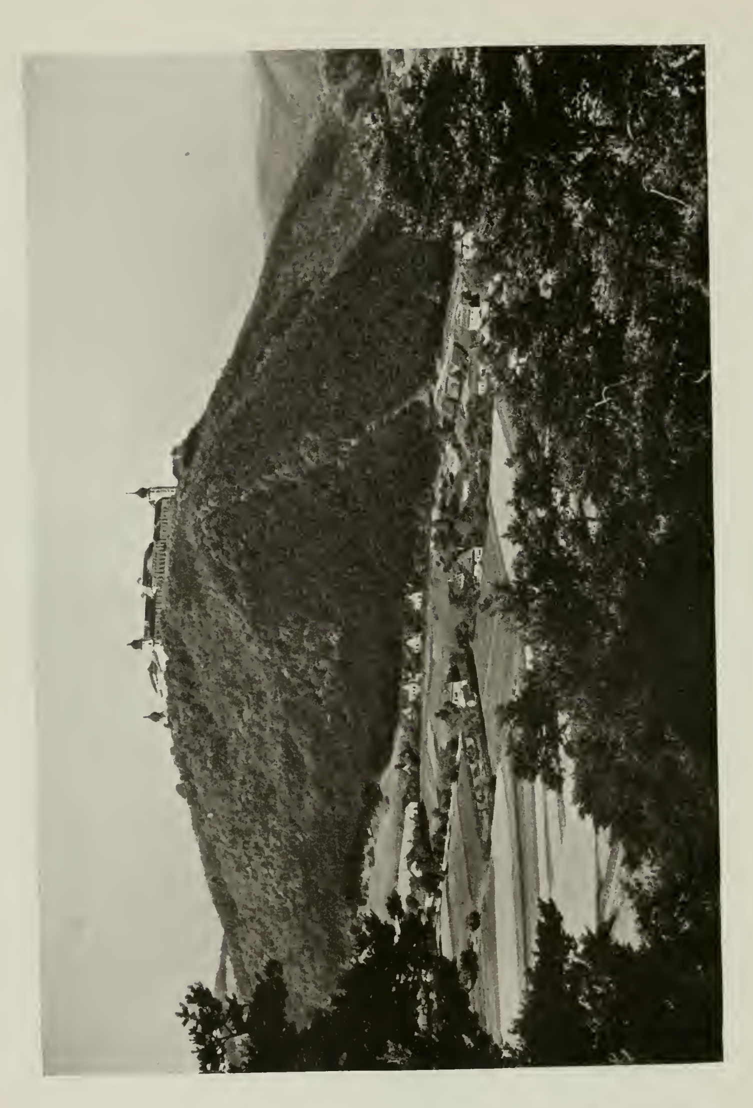
Ybbs und Pöchlarn

Am Ausgange des Strudengaues liegt auf einem für Siedlungen höchst günstigen Terrassenabschnitt, der sich der Donau zuneigt und in dem Denkmal des Jubiläums der Völkerschlacht eine weithin sichtbare Krönung erfährt, die Stadt Ybbs. Schief gegenüber dem am linken Ufer thronenden Schlosse Persenbeug beherrscht die Stadt den Zugang zur sogenannten „Gottsdorfer Scheibe", jenem bereits besprochenen geologisch interessanten Phänomen. Wir haben es hier mit einem jener Verkehrswege an der Donaustraße zu tun, die seit der Römerzeit zu einem Knotenpunkt von hervorragender Bedeutung geworden sind. Von Iva (ad pontem Isis), wie Ybbs damals hieß, zog sich die Limesstraße über das Kohortenkastell Arelape (Pöchlarn) nach Namare (Melk), von wo aus eine Gabelung dieser Straße stattfand. Der eine Schenkel führte südlich des Dunkelsteiner Massivs nach St. Pölten bzw. Wien, der nördliche ging längs der Donau durch die Wachau. Die Flüsse Ybbs und Erlaf führen in diesem Raum der Donau ihre Gewässer zu. So ergab sich für Ybbs der Zugang in das Gebiet der sogenannten „Eisenwurzen" (Waidhofener Straße), auch trifft hier die Steyrer Straße mit dem Donauweg zusammen, so daß sich auch für das mittelalterliche Ybbs die Be-

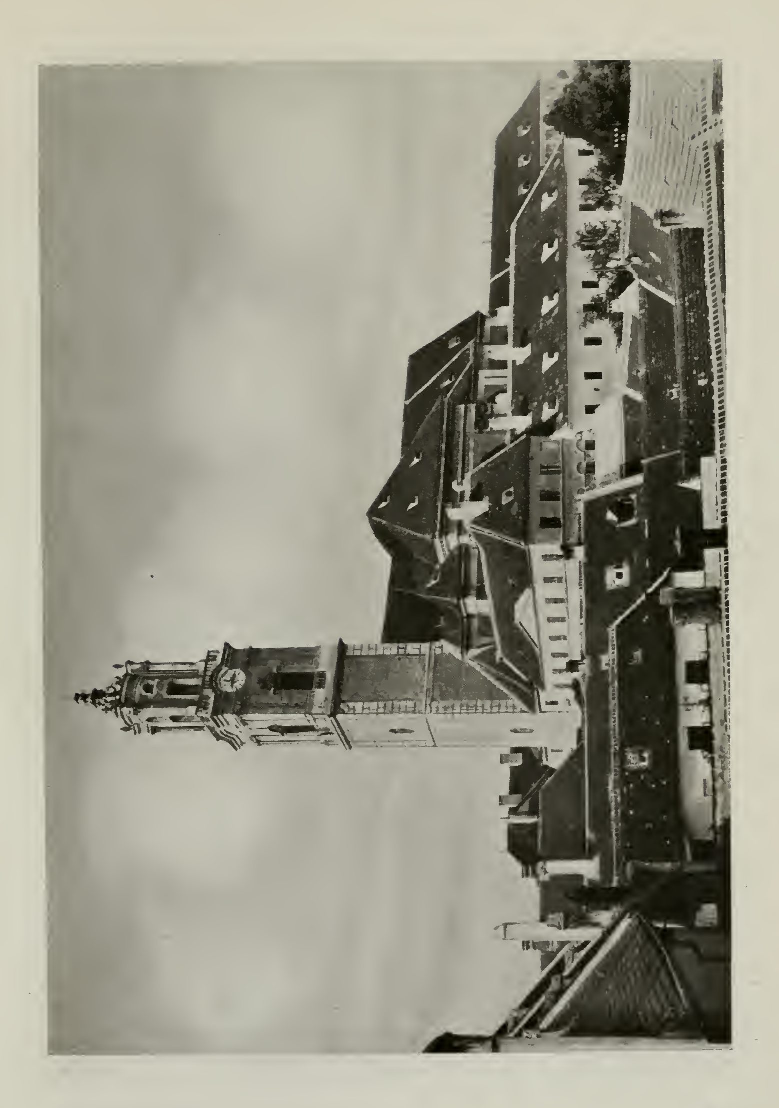


Stiftsturm und Portal von Dürnstein

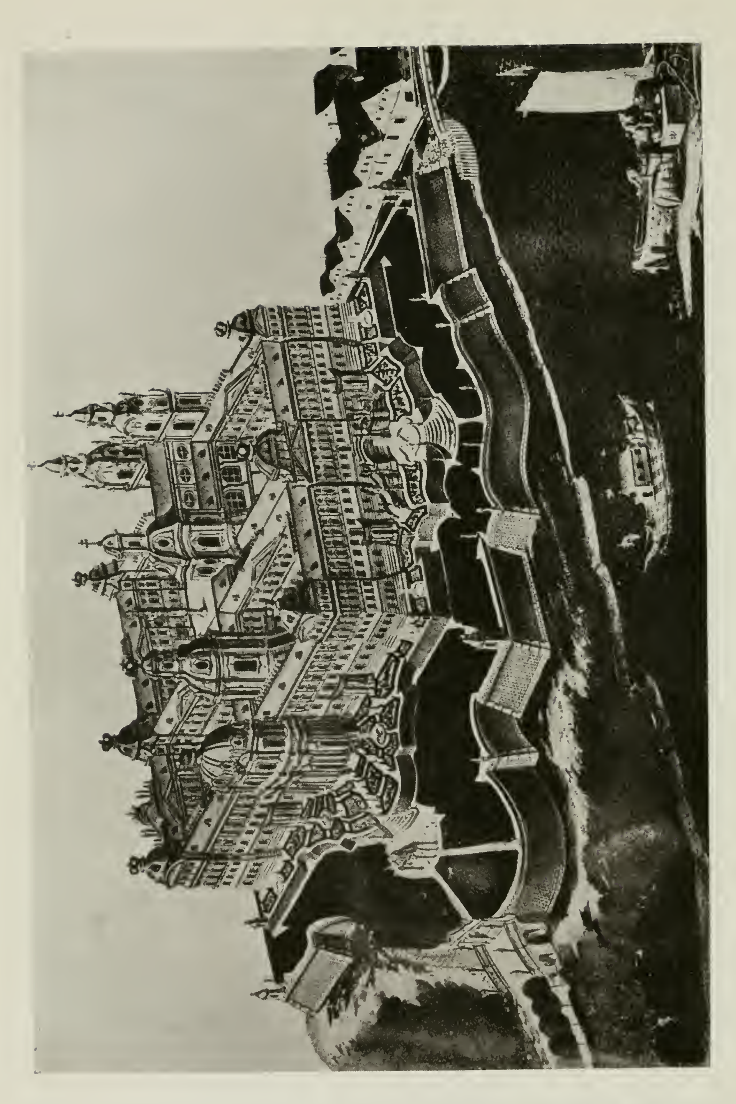
11



Stift Göttweig



Stift Herzogenburg



Stift Klosterneuburg (Projekt)

deutung als eines „Vorortes des Waidhofener Eisen- und Proviantbezirkes“ lebendig erhielt. Bezeichnend ist das historische Privilegium der Ybbser, den Eisenhandel nach Venedig betreiben zu dürfen. So gelangte es zu einer hohen Blüte, die sich in dem alten Lobeswort dokumentiert: „Ybbs und Enns, Stein und Krems, Brünn und Prag, Wien und Laa, Köln am Rhein — sind der schönsten Städte neun!“ Freilich darf man diesen Spruch nicht auf die Goldwage legen.

Als Schwesterstadt von Ybbs nimmt auch Groß-Pöchlarn seit ältester Zeit eine ganz ähnliche Stellung wie dieses ein. Die Veränderungen des Donaustrombettes haben das Weichbild der Stadt nicht unberührt gelassen, ja noch beim Hochwasser im Jahre 1899 sich unangenehm bemerkbar gemacht, aber als römische Flottenbasis hatte es eine sowohl die Wasserstraße als auch den südlich davon befindlichen Landweg überwachende Lage. Auch in der Völkerwanderungszeit wird es als Durchzugsgebiet der einzelnen Stämme immer wieder vorübergehend besiedelt und wird häufig genug zu einem entscheidungsvollen Schlachtfeld. Hier schauen wir das klassische Land des Nibelungenliedes, der Sage von den Harlungen und von Rüdiger von Bechelaren. Als Residenz des Markgrafen Burkhard und wichtiger Stützpunkt im Kampfe gegen die Magyaren kommt es nochmals zu historischer Geltung, die es jedoch bald darauf an das Wasser- und Landweg beherrschende Melk abgeben muß. Ybbs und Pöchlarn, beide während der Hauptepoche des Donauhandelsverkehrs in mächtigem Aufblühen, erfahren nach den großen Verkehrsänderungen und Umwandlungen eine Zurücksetzung: Denn der überaus wichtige Schienenstrang der

Westbahn läßt die Stadt Ybbs seitlich liegen und hat auch für die ehemalige Hauptstadt des Nibelungengaues, Pöchlarn, keine namhafte Förderung gebracht. Denn die Hauptlinien des Eisenbahnverkehrs haben ihren Knotenpunkt in Amstetten. Selbst Melk, das noch am meisten begünstigt erscheint und als Kopfstation für die Wachau wie Stein und Krems seine Geltung nicht verlieren kann, bleibt mit Ybbs und Pöchlarn weit hinter dem fabelhaften Aufschwung Amstettens zurück, das aus einer kleinen Siedlung innerhalb 70 Jahren zu einem mit zehnfacher Bewohnerzahl ausgezeichneten Eisenbahnknotenpunkt geworden ist.

Güttenberger erinnert daran, daß Ybbs ähnlich wie Stein, mit dem es in lebhaftem Transitverkehr stand, Treffpunkt der wichtigen Straße aus dem Alpenvorland mit dem Strom war, wie in Stein die bedeutungsvolle Abzweigung nach Mähren und Schlesien sich befand. In der Burg zu Ybbs, deren Vorläufer als „Burgus“ schon unter Kaiser Valens von Legionären aus Lauriakum — mit Iva durch die Limesstraße in Verbindung — gebaut wurde, waren deutsche Kaiser zu Gaste, und reiche Patrizier hausten während der Blütezeit der Stadt auf der nachweisbar seit der Steinzeit besiedelten Terrasse. Der gewaltige Geldumsatz war begründet durch den lebhaften Ybbser Markt, dessen Maß zur Norm wurde. Die Hauptiandelsartikel waren Tuch (nach Wien), Salz, Wein (obgleich Ybbs nicht mehr im eigentlichen Weingebiet liegt), Eisen und Eisenwaren.

Ein neuerlicher Beweis, wie sehr die Greiner Enge den Handelsverkehr behinderte, ist in diesem selbst wichtige Weinstädte übertreffenden Weinhandel gelegen. Man war eben gezwungen, in Ybbs noch vor dem Haupthindernis der

Schiffahrt die Weine zu verfrachten und umzuladen, wie hier auch ein Stapelplatz für die „Ybbser Schmelztiegel" war. Die von Huemer verfaßte Geschichte der Stadt weiß auch von den Ereignissen des Bauernkrieges zu berichten, in dessen Strudel Ybbs hineingerissen wurde. Damals wollten die Bürger es recht schlau machen — sie schlossen mit den aufständischen Bauern, die sich der Säusensteiner Enge bemächtigt hatten, ein Bündnis, das ihnen aber teuer zu stehen kam: sie verloren für zwanzig Jahre alle ihre Privilegien. Überschwemmungen, Feuersbrünste, Handelskrisen, Sperre der auf Flößerei, Weinfracht u. a. bezüglichen Rechte, der allgemeine Verfall des Donauhandels, unter dem alle anrainenden Orte zu leiden hatten, stürzte auch Ybbs von seiner glänzenden Höhe herab, zumal es ihm an dem Hexengericht fehlte, das anderen Donauorten mitunter noch zur Sensation helfen konnte.

So träumt das Städtchen still dahin — kleine verborgene Schönheiten, dem großen Touristenstrom entzogen, erinnern noch vielfach an vergangene Tage. Ein Rolandbrunnen, eine Ölberggruppe und schöne Barockstatuen bei der Kirche, Reste von alten Türmen und Festungen, Häuserfassaden mit interessanten Formen älterer und jüngerer Kunstepochen, ein nett geordnetes Stadtarchiv mit kleinem Museum u. a. lohnen einen Besuch der Stadt, zu der das malerisch alte „Sandtürl" donauseitig einladet.

Wie uns von einem Schriftsteller des 16. Jahrhunderts erzählt wurde, daß man in Pöchlarn die Donau über römisches Pflaster und über römische Baureste dahinfließen sehe, könnte man dies fast wie ein Symbol für die Überflutung dieses seit dem 12. Jahrhundert Pechlarn genannten und im

Nibelungenliede als Bechelaren bezeichneten ehemaligen Arelape durch die verschiedenen Völker am Ausgange des Altertums deuten. Manche versetzen hierher das „Herilungefelt", auf dem sich die furchtbaren Kämpfe zwischen Langobarden und Herulern und zwischen Awaren und bayerischen Ansiedlern abspielten. Hier soll in der Herilungoburg die Residenz des Harlungenkönigs Rodulf gewesen sein, hier hat die Kolonistenstraße der Karolingerzeit (Strata publica) vorübergeführt. Wenn wir im Nibelungenliede lesen:

„Diu venster an den mûren sach man offen stan,
diu burc ze Bechelaren diu was ufgetan.
do riten dar in die geste, di man vil gerne sach.
den hiez der wirt edele schaffen guoten gemach.

Si viengen sich behanden unde giengen dan
in einen palas witen, der was vil wol getan,
da diu Tuonouwe under hine vloz.
si sazen gen dem lufte und heten kurzwile groz."

Wo heute im Osten der Stadt das Schloß der freiherrlichen Familie Tinti steht, waren einst gewuchtige Kaianlagen der Römer, die wahrscheinlich den Unterbau für die Rüdigerburg des Nibelungenliedes gegeben haben. Imposant ragt aus der Frontalansicht am Strom noch immer der altersgeschwärzte „Welserturm" und der „Urfahrturm" heraus. Der erstere war zugleich der Wellen- und Eisschutz bei Überschwemmungen und Eisgang. Auch der alte Treppelweg für den Schiffszug ist in der Form eines Schutzdammes erhalten geblieben. Wer sich ein gutes Bild des alten Pöchlarn machen will, der lese Handel-Mazzettis Donauroman „Jesse und Maria". Auch Pöchlarn verdankt wie Ybbs sein Emporkommen dem Donauhandel, besonders mit

den hinterländischen Eiseninduſtrieartikeln, die im Erlaftal aufwärts und auf der ſogenannten „Dreimärkteſtraße" herangebracht worden ſind. Ferner brachte der Tuchhandel und die Salzverfrachtung nach den Gegenden nördlich der Donau, ebenſo die im Orte ausgiebig betriebene Töpferei der Stadt großen Gewinn. Von der Wohlhabenheit geben die zahlreichen geräumigen Niederlaſſungen und ſchönen Häuſer, ſowie einige Kirchen Zeugnis. Jetzt kann es durch ſeine Induſtrien (chemiſche Farbwaren, Metallwaren, Tonwaren, Seilerwaren, Schamotte) und durch Holzverfrachtung aus waldreichen Alpengegenden manchen Vorteil erlangen.

Melk

Der dritte der überaus wichtigen Orte des Nibelungengaues iſt Melk. Es iſt uraltes Siedlungsland. Im Neolithikum haben ſich am linken wie am rechten Donauufer Menſchen befunden, die hauptſächlich die gut geſchützten und in der Nähe des Stromes emporragenden Höhen bewohnten. So auch das Felsplateau, auf dem heute das Stift majeſtätiſch thront. Die ununterbrochene Serie der einzelnen prähiſtoriſchen Epochen, die ſich an den Funden konſtatieren laſſen und von Römerfunden abgelöſt werden, zeigen uns eine fortdauernde Beſiedlung. An der Mündung der Pielach dürfte das Kaſtell von Namare zu ſuchen ſein, hingegen auf der Stelle des Stiftsbaues eine Wachſtation, die ihren Gegenpart am linken Donauufer beim heutigen Emmersdorf hatte. Doch iſt es wohl jüngeren Datums als Arelape, nach deſſen Untergang Melk wieder zuerſt zu größerer Be-

deutung gelangte, indem die Babenberger dort ihre Burg als Residenz der Ostmark erbauten, nachdem es ihnen gelungen war, die magyarischen Bollwerke zu erobern. Mit der Gründung eines Klosters, wo der Leichnam des bei Stockerau erschlagenen Märtyrers Koloman beigesetzt wurde, entstand zugleich ein segensreiches Kulturzentrum, von dem aus strahlenförmig die Zivilisation den benachbarten Gegenden vermittelt wurde. Wir haben leider erst aus dem 15. Jahrhundert eine Darstellung des berühmten Benediktinerstiftes erhalten; sie befindet sich auf dem Stammbaum der Babenberger in der Schatzkammer des Stiftes Klosterneuburg. Im 12. Jahrhundert nimmt Melk infolge seiner günstigen Lage an der Donau und der alten Hochstraße, d. i. die mittelalterliche Römerstraße, als Handels- und Verkehrsplatz einen hohen Rang ein.

An der Kreuzung der Wachauer, der Wiener und der Linzer Straße mußte das Suburbium von Melk, das im 15. Jahrhundert die pfarrliche Stephanskirche in den Ort hinab bekam, mächtig emporkommen. Zwischen dem Stifte und dem Orte entstanden Mißhelligkeiten und Eifersüchteleien, die in Marktuntertänigkeit des Stiftes befindlichen Bürger schlossen sich den dem Stift feindlichen Elementen an. Mit der steigenden Macht der zu politischer Größe gelangten Abtei, die unter dem kunstsinnigen und allmächtigen Abt Berthold von Dietmayer den unvergleichlichen Barockpalast durch Meister Prandauer erhalten hatte, sank die Bedeutung der Ortschaft, da auch Eisen- und Weinhandel bereits stark abgenommen hatten. Dazu kam noch die für den ehemaligen Schiffsverkehr unangenehme Tatsache, daß die bisherige diesseitige und leicht passierbare Donaufahrrinne

immer mehr versandete, ein Prozeß, dessen vollständige Auswirkung bis in unsere Zeit hereinreicht.

Doch war es immerhin wieder ein bedeutender Gewinn, daß Melk durch den Bahnstrang Wien—Linz—Salzburg (1858) in den Eisenbahnfracht- und Personenverkehr einer Hauptstrecke einbezogen wurde und sich mit der Eröffnung der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft ein weiteres günstiges Moment für Melk ergab. Neuestens gewinnt Melk, wie die (leider das Ortsbild keineswegs verschönende) Stadterweiterung auf den Terrassen des Wachberges und beim Bahnhof zeigt, wieder erhöhte Lebenskraft, seitdem es mit der Erschließung der Wachau durch die Wachautalbahn und infolge des lebhaften Touristen- und Ausflugverkehrs zum gerne besuchten Zielpunkte von Österreichern und Ausländern geworden ist. Unter den drei Städten Ybbs, Pöchlarn und Melk nimmt das letztere die höchste Ziffer an Volksvermehrung seit 1900 ein.

Dürnstein

Die romantischste Stelle, von vielen als das eigentliche Donaujuwel gepriesen, oftmals besungen und unzählige Male mit Stift und Pinsel festgehalten, verklärt durch Sage und Geschichte, die sich an geborstenen Ruinen von Burg und Kirchen in stimmungsvollster Synthese von Mittelalter und Barocke spiegelt, von efeuumsponnenem Mauerwerk eingefriedet, ist für jeden Wachauwanderer Dürnstein. Am linken Donauufer, beim Ausgang des Engtales in die aus der Franzosenzeit her tragisch bekannte Loibner Ebene

gelegen, ist es durch die Patina der Zeit vielleicht noch mehr als durch menschliche Pläne zu einem echten Kunstwerk einer kleinstädtischen Siedlung geworden. Angeschmiegt an ein vom Strom seit Jahrtausenden benagtes felsiges Terrain gleicht es heute noch mit seinem unverändert gebliebenen altertümelnden Straßenbild einer malerischen Stromfeste, die durch die Steilabfälle der verwitterten Felsenwände ringsum umhegt wird. Wäre nicht der in heiteren Barockformen sich gefallende Turm des anmutigen, am Strome gelegenen ehemaligen Augustiner Chorherrenstiftes, und wäre nicht der noch immer stolze, wenn auch innerlich verwahrloste Starhembergische Renaissancepalast, man möchte meinen, ein mittelalterliches Raubritternest vor sich zu haben, dem nur noch die Sperrkette fehlt, um die Warenschiffe am Strome abzufangen.

Wie alt das Städtchen ist, läßt sich schwer ermitteln. Wahrscheinlich vom Kloster Tegernsee aus zuerst besiedelt, kam es im 12. Jahrhundert an die tapferen Kuenringer, die sich nicht umsonst den Beinamen „Hunde“ gegeben hatten und auf der sagenhaften, aus grotesken Felsengruppen herauswachsenden Burg über Strom und Umgebung herrschten. Rings an den Mauern von Rebgelände umschlungen liegt es heute still und friedlich da — ein Dorado der Malergilde — und nur das Pusten und Pfeifen der Wachauuferbahn stört zuweilen seine Idylle. Eines der köstlichsten Bilder, die Dürnstein dem Auge des betrachtenden Künstlers bieten kann, ist der von mystischer Symbolik und wehmutsvoller Stimmung erfüllte Stiftshof, ein Geschenk des kunstsinnigen Prälaten des Stiftes, Hieronymus Übelbacher, an die Nachwelt, wofür sie ihm nicht genug Dank wissen kann.

Freilich hat der Zauber der Vergänglichkeit und die Tragik des Verfalls vielleicht am meisten dazu beigetragen, das wundervolle Lebenswerk des Bauherrn in den Schimmer verklärender Poesie zu tauchen.

Mautern, Stein und Krems

War einst für die Donaustädte Dürnstein, Mautern, Stein und Krems die Wachau, in welcher die einzelnen Kulturschichten in aller Deutlichkeit sich ausgeprägt haben, das Gebiet der alles befruchtenden und mehrenden Lebensader, die mit ihren Kolonisten das deutsche Wesen in das alte „Osterland" des Nibelungenliedes gebracht hatte, so war die Bezeichnung Wachau zu verschiedenen Zeiten auch verschieden begrenzt. Einmal (in der Urkunde Ludwigs des Deutschen vom Jahre 830) gilt es als das Land zwischen Mießling, Jauerling und Donau, ein andermal zwischen Pielach-Rossatz und Emmersdorf-Dürnstein.

Nach dem topographischen Landschematismus vom Jahre 1795 ist die Wachau ein Tal im Viertel ober dem Manhartsberg, das zwischen Spitz und Dürnstein liegt, was von einigen zur selben Zeit noch auf die Strecke Stein—Spitz ausgedehnt wird. Der Donauwanderer von heute wird im allgemeinen darunter die ganze herrliche Stromstrecke Melk—Krems verstehen.

Die Stromlandschaft der Wachau hat in Willendorf, dem Fundort der weiblichen Figürchen, und in Stein altsteinzeitliche Primitivkultur aufzuweisen. So dürften auch, ohne daß wir genauere Daten anzugeben imstande wären,

die Dürnsteiner Terrasse und in weiterer Fortsetzung die Steiner und gegenüber die Mautner Hochterrasse in zirka sechs Meter Höhe über dem heutigen Stromniveau eine frühzeitige prähistorische Siedlung besessen haben. Es ist das Gebiet zwischen dem Strom und dem Massivrand für die Verkehrslinienkreuzung ausschlaggebend und eine leicht zu befestigende Verteidigungsstellung, die mit der Zeit durch die Entwicklung in die Nähe des Stromes, in das Alluvialland rückte. Bei Mautern war der Stromübergang, von Stein und Krems aus wurde der Verkehr gegen den Norden zu weitergeleitet.

Dieser Platz hatte in der Zeit der Vorherrschaft der östlich-westlichen Verkehrsrichtung auf der Donau sogar größere Bedeutung als die Handelsstraße, die von Linz aus an die Grenze der Sudetenländer führte. Ein Symbol, auf welches Güttenberger in dieser Hinsicht weisen kann, ist die Tatsache, daß die Mautner Brücke 1463, die Linzer Brücke erst 1497 erbaut wurde. Die Verlegung der Hauptverkehrslinien der ehemaligen Monarchie in das gegebene natürliche Zentrum, das Wiener Becken, mußte auch zum Nachteile für die weiter westlich befindlichen Übergänge ausschlagen, obzwar Krems unter den niederösterreichischen Donaustädten immer im Vordergrunde stand, einzig Wien ausgenommen. Erst die Eisenbahn selbst brachte eine für die drei Wachaustädte ungünstige Änderung, durch welche St. Pölten zum Hauptpunkte des westlich-östlichen Durchgangsverkehrs und Wien ein solcher für den nördlich-südlichen Verkehr wurde. Ob sich in dieser Beziehung in naher Zukunft eine Verschiebung ergeben wird, ist jetzt noch nicht sicher zu behaupten, doch sei hier registriert, daß man in diesen Tagen viel von einem Pro-

jekte spricht, das einerseits zur Entlastung der Westbahnstrecke und andererseits zur Erhöhung des Interesses für die Wachau die D-Züge von Wien aus nicht mehr wientalaufwärts, sondern über Tulln, Absdorf, Krems und Mauthausen nach Linz geführt werden sollen. Es ist sehr instruktiv, Ziffern für den Donauverkehrsplatz Stein im Rahmen des österreichischen Gesamtstromhandels der Vorkriegszeit in Prozentwerten zu ermitteln: 0,46 % Import, 0,65 % Export, also eine vollständige Umstellung gegen früher.

Stein war ehemals Brückenstadt, Donauhafen und Verkehrsknotenpunkt. Seitdem der Hauptverkehr nicht mehr der Wasserstraße folgt, sind diese einzelnen Funktionen am Ostrande der Wachau auf die genannten Städte und auf St. Pölten zerteilt und St. Pölten als Knotenpunkt an der Traisen zugleich ein Industriegebiet geworden. Das Wachstum der Einwohnerzahl in den letzten 93 Jahren ergibt für Krems, Stein und Mautern zusammengenommen 153,3 %, dagegen für St. Pölten allein genommen 618,7 %. So hat St. Pölten die Wachaustädte überflügelt und wird diese seine bevorzugte Stellung wohl noch auf lange hinaus bewahren.

Nun zu den Städten im einzelnen: Der römische Ursprung der Stadt M a u t e r n, die im Jahre 899 urkundlich als Civitas Mutarensis erwähnt wird, ist heute außer allem Zweifel. Die „Vita Sancti Severini“ kennt es als Fabianae, und die „Notitia dignitatum“ als Faviana, Sitz eines Kommandanten der Flottillenstation mit ihrem wichtigen, den Stromübergang schützenden Brückenkopf. Die römische Siedlung war mit dem Kastell Trigisanum, wo die Limesstraße den Strom verließ, um über Cetium (St. Pölten) und

von dort nach Namare (Melk) zu führen, vereinigt. Es ging übrigens auch noch eine Sicherungsstraße in den Dunkelsteiner Wald (durch den Halterbachgraben) und wieder zum Strome hinab durch den Aggsbachgraben (von Dungl festgestellt). Feste Wachttürme auf der Göttweiger Höhe sorgten für scharfe Beobachtung des Stromgebietes und des feindlichen Ufergeländes, in das von Mähren und Böhmen herab die Völkermassen zur Donau gelangten. In der Lößgegend von Mautern kennt die „Vita Severini“ eine Stelle, „ad vinias“ genannt, wo sich der Heilige zu der Zeit aufhielt, als die Rugier auf dem heutigen Kremser Boden sich scharten und die Burg des Rugenkönigs an demselben Platz erbauten, und wo schon der Steinzeitmensch lagerte. (Man nimmt für die La-Tène-Zeit keltische Siedlungen an und will auch im Ortsnamen Krems eine keltische Sprachwurzel finden.) Krems würde danach als Siedlung „am steinigen Abhang“ mit ihrer jüngeren Schwesterstadt Stein denselben Namen tragen. Von den Rugiern her hat sich der Name Rugiland für diesen Teil der Donaulandschaft noch längere Zeit erhalten. Wenn zu Severin aus Castra Batava Kaufleute mit der Bitte kommen, er möge den Rugenkönig dazu bestimmen, die früheren Handelsbeziehungen wiederaufnehmen zu lassen, so läßt dies leichte und sichere Schlüsse auf die Handelsbedeutung der dortigen Donaustädte zu.

Auch später (Ende des 9. und Beginn des 10. Jahrhunderts), da das Traisengebiet den gesicherten Teil der Grenzgrafschaft gegen Osten bildete und (904) die Greifensteiner Enge die Pforte nach Pannonien hinein bedeutete, waren unsere drei Wachaustädte die letzten Bollwerke gegen die Barbarenlande. Man nimmt hier die Heimoburg und den

kämpfereichen Grunzwittigau an, und die Zollordnung von Raffelstetten spricht von Mautern als der Mautstelle an der Grenze und bestimmt, daß die Slawen, die aus dem angrenzenden Gebiete des Handels wegen herbeikommen, im Gegensatz zu den Kaufleuten aus Bayern bestimmte Abgaben zu zahlen haben. Auch für die Ausfuhr, unter der an erster Stelle Salz genannt wird, muß ein eigener Zoll gezahlt werden. Auf Grund der genannten Zollordnung muß der Weg nach Böhmen und Mähren damals in derselben Richtung verlaufen sein, in der der Karolinger Pipin zur Eroberung des Awarenringes am Kampfluß seine Scharen vom südlichen Böhmen aus herabführte. Seit der Besitzergreifung der Ostmark durch die Babenberger zur Zeit der ottonischen Kolonisation war das Tullner Becken zum Herrschaftsbereich hinzugekommen, und die Stelle, wo heute bei Greifenstein der Wiener Wald an die Donau stößt, war die Grenze des Kolonistenlandes. Am linken Ufer der Donau blieb der Wagram noch weiterhin die Grenze.

Zwei wichtige Daten stammen aus dieser Epoche: Die erste Erwähnung von Krems, als in der Grenzregion gelegen (in der Kaiserurkunde vom Jahre 995), und das erste Auftreten des Namens Ostarrichi (996). Auch die „Burg" bzw. die ersten Befestigungen setzt Plöckinger in die Zeit der Babenberger an. Zirka 1100 fällt die Erwähnung von Stein. 1014 wurde auf einem von Kaiser Heinrich II. Passau geschenkten Landstück die heutige Frauenkirche erbaut. Auf Grund dieser ältesten frühmittelalterlichen Angabe wissen wir heute, daß das älteste Krems sich am Felsplateau der „Burg" befand. Über die zeitliche Entwicklung sagt Güttenberger: „Die Civitas Cremisa wuchs dem Strome sichtlich

entgegen, der damals die große Welthandelsstraße nach Byzanz war. Beweis dafür ist, daß noch in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts bereits die heute tiefer gelegene Pfarrkirche als ‚Ecclesia matrix' erscheint. In der nächsten Nähe der Kirche lag der Marktplatz. Einerseits bis an die Fluten der Donau reichend, andererseits von der uralten Landstraße gequert, mochte er den Handel treibenden Bürgern besser frommen als das ‚Forum superius' (Hoher Markt). Leichter wuchs der benachbarte Uferort von dem kärglich bemessenen Raum ‚auf dem Stein', an den Ruinen der alten ‚Burg' und der Frauenkirche — auch sie knüpft wie jene in Krems an ein noch älteres Heiligtum an — über das Hindernis des Terrassenrandes, der Stromstraße, entgegen. Die Steiner Lände, nicht mehr Mautern, erscheint im Privilegium für die Regensburger 1192 als Mautstelle und Verladungsplatz. Der Steiner Zolltarif weist Warengattungen von erstaunlicher Mannigfaltigkeit auf, darunter bezeichnenderweise Eisen. In den landesfürstlichen Urbaren des 13. Jahrhunderts wird Maut und Überfuhr (muta et passagium) in Stein erwähnt. Der Regalienertrag von Krems-Stein (1100 Pfund) wird in dieser Höhe nur noch bei Wien, Wiener Neustadt und Korneuburg vermerkt. Linz trägt 100 Pfund, Hainburg 500 Pfund, Tulln 350 Pfund, Enns 200 Pfund. So hatten also die auch vom Landesfürsten begünstigten Städte am linken Ufer schon im 12. Jahrhundert das ältere passauische Mautern beerbt: Stein mehr den Landungs- und Marktplatz, Krems den Verkehrsplatz für den Fernhandel. Krems war damals Wien überlegen. Der Araber Endresi gibt Ghermisia-Krems um die Mitte des 12. Jahrhunderts den Vorrang vor Biena-Wien. Die

Kremser Münze wird gegen Ende dieses Jahrhunderts als Landesmünze bezeichnet. Bis zur Errichtung der Münzstätte in Wien (also zwischen 1130 und 1190) war sie die ausschließliche Landeswährung."

Die Ursachen des Aufblühens des mittelalterlichen Krems und Stein sind verschiedene. Wie in der eigentlichen Wachau, so hatten in der Nähe von Krems die reichbegüterten damaligen Klöster ihre Weinberge und Weinhöfe — Bedingung und Zeugnis zugleich für einen ausgiebig betriebenen Weinhandel. Während Mautern infolge der Unsicherheit seines Ufers, die auch das mit Severin in Verbindung gebrachte Kloster St. Agapit vernichtete und zur Verschüttung älterer Fahrrinnen führte, litt, war Stein bedeutend besser daran. Wo der Förthof mit einem Kirchlein steht, war die alte Überfuhr nach Mautern. Stein mit seinem überaus günstigen Gelände erhielt im 15. Jahrhundert eine mit Krems die Verbindung herstellende Vorstadt, vor dem Steiner Tor gelegen, das „ad undas" (bei den Wogen) genannt wird. Es ist der Vorort Und. Wenn es heißt, daß der Kremser Herzogshof „an der Stadtmauer zunächst der Donau" stand, so dürfte darunter ein schiffbarer Seitenarm der Donau zu verstehen sein. Am Flüßchen Krems entwickelte sich eine Vorstadt, wo besonders das Gerbereigewerbe zu Hause war. Lederarbeiten und Tucherzeugung, der Tradition nach sehr alt, waren hervorragend und ergaben einen schwunghaften Handel mit den Ländern der böhmischen Krone und mit Polen. Als der obengenannte Donauarm von Krems immer weiter sich verlegte und versandete, was seit dem 14. Jahrhundert der Fall war, übertraf Stein bald den Kremser Donauhandel, ja es wurde zum Hafen für Krems und erhielt die Inhaberschaft

des Großverschleißes, während sich die Kremser mit dem Kleinhandel begnügen mußten. Daneben hatten die Steiner auch die Mautstelle und die Zufuhr. Es ist übrigens auch nachgewiesen, daß Krems im 14. Jahrhundert in Handelsbeziehungen zu Venedig stand und sich diesbezüglicher Privilegien rühmen konnte.

Eine gewaltige Einbuße mußten wie alle Donaustädte auch unsere Wachaustädte durch die Entdeckung der großen neuen Wasserstraßen und Handelswege an der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert erleiden. Wenn sie auch vorderhand noch durch den Eisenhandel reiche Einnahmsquellen besaßen, die ihnen ermöglichten, sich prächtige Wohnhäuser aufzurichten, die heute zu den Sehenswürdigkeiten des Städtebildes gehören, so war doch durch die schweren religiösen Kämpfe und ihre Folgeerscheinungen der ehemals so ergiebige Handel untergraben, und von 440 Häusern, die das reiche Krems des Jahres 1616 zählte, sank es fast bis zur Verödung herab, so daß in Stein gar nur mehr ein Händler übrigblieb, während Krems auf Grund der günstigeren Bodenverhältnisse und des Transitverkehrs nach Norden sich erhalten konnte. Eine interessante Zusammenstellung über die Leistungsfähigkeit der niederösterreichischen Donaustädte im Jahre 1748 ergibt die noch immer bevorzugte Stellung der Stadt Krems: sie konnte über 12 000 Gulden, Korneuburg rund 5400 Gulden, Klosterneuburg 4800 Gulden, Hainburg fast 4200 Gulden, Tulln 4100 Gulden, Stein 3400 Gulden, Ybbs 2350 Gulden leisten.

Wir sind in der glücklichen Lage, über ältere Darstellungen der genannten Wachaustädte zu verfügen: Dürnstein wird im Wappenbrief Kaiser Friedrichs III. vom Jahre 1476 ab-

ínopie·niſi ut ſuaꝝ diuiciaꝝ augmeñto
et poſſeſſione nō modica extenſione por=
recta baptiſmales ſeu parrochiales ec=
cleſie penitus deſtruantur.





Quidā ſacerdos ſortilegus
eſſe & diuinus conuincitur·
apud ep̄m correctus nolu
it ceſſare·ab ep̄o excōicat̄·
tandē agens in extremis
recōciliatur a quodā ſacer
dote ep̄o incōſulto·indicitur ſibi penitētia
ſub quātitate tp̄is canonibꝰ p̄fixa. Pri=
mū queritur·qui ſint ſortilegi. Secundo
an ſit pccm̄ eſſe ſortilegū. Tercio a qui=
bus genus diuinacōis ſumpſit ...

Aus einem Frühdruck (Klosterneuburg)



 Markgraf Leopold III. mit dem Kirchenmodell

gebildet, Klosterneuburg, Tulln, Krems und Hainburg sind durch den Reysacher Holzschnitt zirka 1550 verewigt, im Pallazzo Vecchio zu Florenz kann man ein Konterfei von Stein sehen, das dort Stannium genannt wird. Und allbekannt sind ja die Darstellungen der Donaustädte von Matthäus Merian (1649). Besonders das Bild von Stein und Mautern gibt uns eine treffliche Vorstellung der Topographie dieser beiden durch die Donaubrücke verbundenen Orte. So manche Details lassen sich heute noch gut erkennen und geben uns einen Begriff von dem wundervollen, architektonisch anziehenden Städtebild mit seinen Befestigungen, seinen Türmen, seinen Kirchen, seinen Renaissancehäusern. Man sieht auch an den Donaufrontgemäuern die Wirkungen des Eisstoßes, von denen im Steiner Tore eine Inschrift aus dem Jahre 1573 zu berichten weiß. Heute dehnt sich eine schön bepflanzte Ringstraße und Parkanlage um jenen Raum, wo einstmals Schiffe auf dem Donauarm befördert wurden.

Bis in die Zeit der Eisenbahnen erhielten sich die Donaustädte auf einer immerhin günstigen Handels- und Verkehrslage, so daß man noch in den dreißiger Jahren Stein als einen hervorragenden Stapelplatz für Holz, Obst und Wein rühmen konnte, welche Artikel längs des Manharts auf der Maissau—Eggenburg—Retzer Straße oder längs des alten Kampweges verfrachtet wurden. In neuester Zeit hat die Straßenführung der Wachaubahn mancherlei Vorteile gebracht, wozu bodenständige industrielle Betriebe, ferner Tabakfabriken, Kreidegewinnung (Kremser Weiß), die Erzeugung des berühmten Kremser Senfs und mehrere Eisen- und Maschinenfabriken beitragen, so daß Krems und Stein

tatsächlich einen städtischen Charakter mit starker Bevölkerungszunahme zu verzeichnen haben. Zwei Brücken führen heute über den Strom: die Steiner Brücke von 1895 und seit 1889 die der Bahnverbindung mit St. Pölten dienende.

Tulln

Während bei der Einmündung des Kamp am linken und der Traisen am rechten Donauufer infolge Fehlens einer gesicherten Grundlage sich auch keine größere Siedlung bilden konnte[1]), ist es bei der Einmündung der großen Tulln und dem in ihrer Nachbarschaft sich vorschiebenden Niederterrassensporn, der festen Grund in das Alluvialland hinaussendet, zur Existenz eines Ortes gekommen, der sich beiläufig 5 m über dem normalen Donauniveau erhebt. Als Zentrum des großen Tullner Beckens, in welches selbst wieder von Norden her die Zufahrtsstraßen aus dem böhmischen Massiv über den Wagram und vom südlichen Alpenvorland zur Donaustromader einmünden, mußte Tulln zugleich ein Reservoir für die Versorgung mit Getreide und Bodenfrucht für seine ganze Umgebung werden, in Hinsicht auf den Verkehr jedoch den Charakter einer Hauptstation erhalten, die als Treffort König Etzels mit Kriemhild im „Tullne" der Nibelungensage rühmliche Erwähnung findet.

Die vorgeschichtliche Zeit hat für die Umgebung von Tulln keine Spuren von Bedeutung hinterlassen, soweit sie

[1]) So mußte z. B. das im 12. Jahrhundert an der Traisenmündung gegründete Stift St. Georgen weiter ins Land hinein verlegt werden (das heutige Stift Herzogenburg).

die älteste Epoche betrifft, womit nicht geleugnet werden kann, daß sich auch dort nomadisierende Jäger zeitweilig aufgehalten haben. Als die Römer bis zur Donau vorstießen, mußten sie damit rechnen, auch an diesem Punkt der Gefahr zu begegnen, vom Wagram her durch das Dickicht der Auen, die eine ausgezeichnete Deckung boten, von der Stromseite aus überrumpelt zu werden. Auch hatten die Römer zur Sicherung ihrer Donauflotte gewiß einen solchen Landsporn, wie ihn die heutige Altstadt von Tulln vorstellt, mit ihrem strategischen Blick als wohlgeeignet erkannt, eine Befestigung, sei es in Form eines Kastells, sei es in der Form einer bloßen Wachtstation, dort anzulegen. Wenn in der „Notitia dignitatum“ ein Präfectus classis Comaginensis genannt wird, so ist dieses Comagena, wie aus Funden festgestellt werden kann, nichts anderes als unser Tulln. Es war ostwärts verbunden mit Citium (Zeiselmauer), Astura (Klosterneuburg), Vindobona (Wien) und Carnuntum (Deutsch-Altenburg), westwärts mit Trigisanum (Traismauer), Namare (Melk) und Arlape (Pöchlarn). So bildete Comagena ein nicht unwichtiges Glied des Donaulimes, ausgezeichnet durch ein Heiligtum des Jupiter Dolichenus. Es ist nicht ausgeschlossen, daß die Mutmaßung Hovorkas, der den Namen Tulln, welcher bisher auf das mittelalterliche Tulle (Pallisade) oder auf das althochdeutsche Toulla (soviel wie Vertiefungsgraben) bezogen wird, von Dolichenus ableitet, auf Richtigkeit beruht. Ob die Kirche oder der uralte römische Karner an der Stelle des ehemaligen Jupitertempels steht, läßt sich nicht so leicht erweisen, könnte aber möglich sein. In der „Vita Severini“ spielt sie als Stadt der Rugier eine Rolle, in der Karolingerzeit wird die zerstörte römische An-

siedlung in den Lorscher Annalen und in Einhards „Vita Caroli magni“ erwähnt, der auf dem Kriegszug gegen die Awaren die Festung passierte. Daß es als königliche Domäne weiterbesiedelt wurde, läßt sich aus der Geschichte der Nachfolger Karls des Großen, Ludwigs des Deutschen und Karls des Dicken erschließen.

Wie in Mautern und Wien, so wurde auch hier die von Passau aus gegründete Kirche dem heiligen Stephan geweiht. Auch residierte der Passauer Offizial behufs Verwaltung der Diözese während der schönen Jahreszeit in Tulln, das er als Pfründe besaß. Auf dem Wege von Melk nach Wien war Tulln vorübergehend babenbergische Residenz, und das Landgericht reichte über das Gebiet ostwärts der Traisen. Die fruchtbare Umgebung schuf einen vermögenden Bauernstand, dessen Üppigkeit sprichwörtlich und von Neidhart von Reuental gegeißelt wurde. Handelsgeschichtlich bedeutsam war das Privilegium der Regensburger, verschiedene Erzeugnisse ihrer Gewerbe zum Tullner Markt zu bringen. Doch verfügten die Bürger bald über eigene Tuchmacher, deren Tuchprodukte zur bäuerlichen Gewandung gerne verwendet wurden. Mautstelle war Tulln schon im 12. Jahrhundert und hatte sich der besonderen Gunst der Landesherren zu erfreuen, wie auch die Erinnerung an seine einstige Stellung als Residenz noch im 13. Jahrhundert rühmlich lebendig war, da der Wiener Jans Enenkel, ein Dichter dieser Zeit, lobpreist: „Tulln war des Landes Hauptstadt.“ Wie Ottokar, so war auch Rudolf von Habsburg der Stadt, wohin er die Hausstiftung zum „Heiligen Kreuz“ verlegte, und der er das Recht des Straßenzwanges einräumte, sehr wohlgesinnt. Ebenso Albrecht I., der Tulln zwei Jahrmärkte

sicherstellte, zu denen am Donauwege und vom Norden her die Kaufleute herbeiströmten.

Während die Donaustadt vor dem Wassertor infolge Knappheit des Baugrundes zu leiden hatte, gedieh das am jenseitigen Ufer liegende Trübensee vom 14. Jahrhundert an so mächtig, daß das Bannteiding vom Jahre 1570 von einer Stadt, von „Trebensee“ sprechen konnte. Auch die Vorstadt Anger beim Südtore, mit einer eigenen Marienkirche, konnte sich nicht in ihrem Umfange erhalten, und erst die neuzeitliche Bahnhofsanlage gab diesem Platze wieder ein bewegteres Bild. Seit dem 15. Jahrhundert ging das Handels- und Erwerbsleben der Stadt gewaltig zurück, obzwar schon im 14. Jahrhundert die Tatsache, daß Passau und die Landesklöster „wüste Hofstätten“ erwerben konnten, auf eine Stockung der wirtschaftlichen Verhältnisse schließen läßt. In der Zeit des ersten Türkenkrieges mußten aus Sicherheitsgründen mehrere Häuser abgebrochen werden, die Einkünfte der Stadt verringerten sich, die Verarmung und Bettelei nahm überhand, der Weinbau kam durch Mißwachs herab, die vielfachen Überschwemmungen durch die Donau vernichteten die hierdurch betroffene Bodenkultur, und mit den Zufuhren stand es auch schlecht. 1670 heißt es von der Stadt: „So traget denn kein Ort den Untergang so augenscheinlich auf dem Rücken als dieses Stadtl, das wegen seiner Lage immer den ärgsten Kriegsschwall ausstehen müsse.“ Damals vollzog sich auch ein starker Wechsel im Bürgertum. Die erbgesessenen Geschlechter gingen zugrunde, und neue Ansiedler oberdeutscher Abstammung traten an ihre Stelle. Daß die Donau viel Schaden anrichtete, bezeugt die Weisung der Regierung, die im Jahre 1660 zu einer Regulierung

mit Hilfe des bei den zusammengefallenen Häusern erhaltenen Materials anriet. Es trat nun auch eine Wendung im Wirtschaftsleben ein. Mit dem Niedergang des Donauhandels suchte man sich wieder auf die Bodenkultur einzustellen. Der Weinhandel konnte natürlich niemals derartig blühen wie in den „Weinstädten“ Krems, Klosterneuburg oder Wien.

Eine nicht zu unterschätzende Abschwenkung des Verkehrs erlitt Tulln durch die Errichtung der Donaubrücke bei Wien im Jahre 1439, wodurch er auf die Städte Korneuburg und Stockerau überging und nur mehr Krems und Korneuburg als Ein- und Ausladeplatz vor Wien im Privilegium vom Jahre 1492 in Betracht kamen. Auch am Südufer der Donau folgte eine Änderung zuungunsten Tullns, das man links liegen ließ, um über Sieghartskirchen und Gablitz bzw. Mauerbach das Wiental direkt zu erreichen. Ebenso trat St. Pölten als Sitz eines Kreisamtes gegenüber Tulln in den Vordergrund. Epidemien, Überschwemmungen, Feuersbrünste brachten den einstmals blühenden Ort noch mehr herab, die Wasservorstadt wurde fast gänzlich hinweggenommen, die Stadtmauer unterwaschen und ihre Steine zur notwendigen Regulierung und zum Schutze des abbröckelnden Ufers verwendet. Dabei wuchs das linke Donauufer durch Anschwemmungen immer mehr und nahm Teile des am rechten Ufer geschädigten Gebietes an sich, bis die im 19. Jahrhundert durchgeführten Donau- und Tullnbachregulierungen die nötige Sicherheit gewährten. Tulln sank zu einem Markt mit 225 Häusern herab (nach Schmidl im Jahre 1835). Die Anlage der Bauerngehöfte zeigt vielfach noch fränkische Form.

Seit den fünfziger Jahren begann Tulln langsam, aber stetig sich emporzuarbeiten. Ein verheerender Brand hatte neue Bauten veranlaßt, die leider auch die altertümlichen Stadttore aus dem heimeligen Stadtbild der dreißiger Jahre verdrängten. Mehrere Momente trugen zu einem Aufschwung im Sinne neuzeitlicher Entwicklung bei: die Anlage der Wiener Straße, die mit Umgehung des Donauweges eine Verringerung der Entfernung zur Hauptstadt über Königstetten und Dornbach-Neuwaldegg herbeiführte; dann die Errichtung der Franz-Josefs-Bahn mit Überbrückung des Stromes in der Richtung der uralten Verkehrswege (böhmische Straße über die Eggenburger Steige). Dazu kam eine Fahrbrücke, die als die einzige zwischen Wien und Krems für Tulln und sein Hinterland die größten Vorteile mit sich brachte. Ferner noch die Errichtung der Eisenbahnstrecke Tulln — Traismauer — Herzogenburg — St. Pölten unter Beibehaltung der Limesrichtung und des mittelalterlichen Kaufweges. Mit Errichtung der Bezirkshauptmannschaft, eines Lagerhauses und mit der Vornahme gewisser wirtschaftlicher und technischer Neuerungen gelangte Tulln von der Einwohnerziffer von 2100 Einwohnern im Jahre 1857 zu einer Einwohnerzahl von 4280 im Jahre 1923. Infolge fast vollständigen Fehlens von Industriebetrieben konnte sich Tulln nicht mehr weiter entwickeln, und für den Donau-Dampferverkehr, der noch am Beginn des Weltkrieges Tulln als Schiffahrtsstation berücksichtigte, kommt es heute nicht mehr in Betracht.

Und doch gibt es Gründe genug, dem kleinen Landstädtchen, das vielen Reisenden und Ausflüglern bedeutungslos erscheint, einen Besuch abzustatten. Eines der schönsten

Bauwerke aus romanischer Zeit führt hier abseits von dem Hauptstrom der Globetrotter ein beschauliches Dasein: der berühmte und kunstgeschichtlich ungemein wertvolle Karner. Von diesem Wahrzeichen, das auch Dreikönigskapelle genannt wird, und ihrer Entstehungszeit, die mit der Blütezeit Tullns zusammenfällt, sagt ebenso treffend als schön Heinrich Güttenberger: „Diese“ — gemeint ist die romanische Glanzzeit — „ist wieder eine Parallelbewegung zur Entfaltung der heimischen Literatur, die sich damals, als Bauers- und Gewerksmann im Donaugebiete von der großen Bewegung der Kreuzzüge Nutzen zogen und die Landschaften zu Wohlstand gelangt waren, des langen und mühseligen Weges entsann, den der deutsche Kolonist auf den Fährten der Nibelungen durchwallen und durchkämpfen mußte. Der Nibelungensänger schritt wohl durch „Tulne“, als hier die Steinmetzen an dem nördlichen Rundbogenportal der ehrwürdigen Stephanskirche meißelten, hier führte ja die Straße der alten Heldenmären vorüber, die ihm so bekannt war.“ Und wenn wir uns dann noch die Reihenfolge der einzelnen Stadtbildgrundrisse betrachten, wie sie uns in einigen Belegen erhalten sind, und hierbei bemerken müssen, daß — ähnlich Regensburg und anderen aus der Römerzeit stammenden Ortsanlagen — auch die Tullner Stadtanlage mit der bezeichnenden Rechteckform sich an die römische Bauweise anlehnt, so werden wir in dieser Kontinuität eine bewunderungswürdige Kraft und Stärke erblicken müssen, die nicht nur dem Kulturhistoriker etwas zu sagen hat, sondern auch jedem Liebhaber der deutschen Heimat das weltvergessene Städtchen in seiner Art wertvoll erscheinen läßt.

Stockerau, Korneuburg, Klosterneuburg

Weit hinaus über das in zahlreiche Arme, Mulden und Gräben zerrissene Auenlabyrinth des Tullner Feldes erhebt sich fernhin sichtbar in der Stromenge zwischen dem Kreuzensteiner Sporn und dem Schliefberg am linken Ufer eine schlanke Turmnadel über Bäume und Dächer, die dem Donaufahrer schon Meilen vorher auffällt. Es ist das Wahrzeichen Stockeraus, das heute 4 km weit von der Hauptader der Donau entfernt am Rande einer Diluvialterrasse hingelagert ist. Wer von Tulln aus stromabwärts fährt, wird in der Höhe von Zeiselmauer durch das interessante Profil überrascht, das die Donau von beiden Seiten aus einengt und auf dem zum Gewässer abfallenden Gelände zwei Burgen trägt, rechts Greifenstein, links Kreuzenstein, welch letzteres die von Norden her in die Korneuburger Bucht mündenden Wege (Horner, Kremser und Znaimer Straße) bewacht. Stockerau gefällt sich im 16. Jahrhundert in der Rolle als Knotenpunkt, diese genannten drei Straßen zu vereinen. Mit dem benachbarten Michelberg, Unter-Zögersdorf und dem westlich gelegenen Schmieda besaß das Stockerauer Terrain bereits prähistorische Siedlungen und auf der Basis derselben und mit ihnen in Verbindung römische Wachtposten gegenüber Angriffsmöglichkeiten von seiten der benachbarten Germanen und besonders der mährischen Quaden. In der Babenberger Zeit liegt es als „Stocharove“ (1012), ein die Grenze beherrschender Brückenpfeiler, unter dem Schutze Kreuzensteins, das wahrscheinlich gelegentlich der Schenkung dieses Kolonisationsgebietes durch Kaiser Heinrich II. an einen Formbacher gegründet

wurde. Der alte Name deutet auf Rodung und das Patronat der Kirche (St. Stephan) auf die Herkunft von Passau, das daselbst ein Kastenamt besaß. Der Ort, frühzeitig durch Urfahrsprivilegien und 1465 mit dem Marktrechte begabt, geriet bald in Rivalität mit Korneuburg, besonders wegen der Märkte und später wegen der Ladstätte. Stockerau behielt die Oberhand und blieb, da es erst seit dem Ende des 18. Jahrhunderts sich vom Strom weiter entfernte, mit demselben in näherer Verbindung, was infolge des getreidereichen Hinterlandes und seiner gewerblichen Betriebe sowie infolge seines Charakters als Frachten- und Raststation zu seinem Aufschwung führte. Die am Beginn des 19. Jahrhunderts einsetzende Änderung der wirtschaftlichen Verhältnisse durch eine zeitgemäße Einstellung auf gewisse Industrien brachte der Stadt bedeutende Entwicklungsmöglichkeiten, auch für jenen Zeitabschnitt, da der Fuhrwerks- und der Marktverkehr bereits stark zurückging. Neben der Industrie war es die Eröffnung einer neuen Bahnverbindung via Absdorf—Hippersdorf—Krems—Wachau—Strudengau, die dem Orte durch den Wiederanschluß an den alten Donauweg eine Verstärkung seiner bisherigen wirtschaftlichen Position gab.

Einstmals mit dem am rechten Donauufer liegenden Klosterneuburg vereinigt und deshalb auch als „Neuburgklosterhalben" bezeichnet, ist Korneuburg heute durch eine über 4 km breite Aue und den Strom samt seinen Nebengewässern getrennt. Die Trennung erfolgte wahrscheinlich durch katastrophale Überschwemmungen, wie eine solche für das Jahr 1118 von den Melker Annalen berichtet wird, und erhielt ihre Vollendung durch den gewaltigen Eisstoß

des Winters 1194 und eine neuerliche Überschwemmung im Jahre 1210. Dabei sind kleinere Siedlungen, wie z. B. Muckerau (Mugarove), Tuttendorf u. a. zugrunde gegangen, deren stetige Lageveränderung im wechselnden Alluvial auch zu einem Rückschluß auf einen ähnlichen Vorgang bei Korneuburg selbst berechtigt. Seit Albrecht I. ist die Teilung in Neuburgklosterhalben (Klosterneuburg) und Neuburgmarkthalben (Korneuburg) stationär. Die höchsten Wasserstandsdaten der letzten großen Überflutungen zwischen den beiden Schwesterstädten läßt die Lage Korneuburgs noch immer nicht als eine absolut stromsichere erscheinen. Korneuburg als Hauptort des gleichnamigen Alluvialbeckens, in welchem sich noch alte Stromarme nachweisen lassen, wurde im Laufe der Zeit zu einem wichtigen Schlüssel für die Stromenge zwischen Leopoldsberg und Bisamberg mit ihrem Profil, das dem obenerwähnten zwischen Greifenstein und Kreuzenstein stark ähnelt, also zu einem strategischen Verteidigungspunkt für Wien. Die Geschichte der feindlichen Invasionen, die an die Donaustraße branden, hat dies bestätigt. Auch lag es an einem im mittelalterlichen Verkehrsnetz bedeutsamen Verbindungsweg zwischen Donau—Mistelbach—Laa—Nikolsburg, bekannt auch literarisch aus Ulrich von Lichtensteins Venusfahrt.

Mit der Donauüberbrückung bei Wien im Jahre 1439 erlitt auch die Bedeutung Korneuburgs als Stromübergangsstelle eine große Einbuße und vollends durch das Emporkommen der Brückenstadt Floridsdorf, wohin die Hauptstraßen aus den Sudetenländern einmündeten. Es verblieb in ständiger Verbindung mit Klosterneuburg über die Donauarme und die dazwischenliegenden Inseln hinweg. Die Regel-

mäßigkeit des Stadtplanes geht auf den Babenberger Leopold den Glorreichen zurück. Bezeichnenderweise besaß der Ort zu Ehren des Schifferpatrons Nikolaus ein Kirchlein, dessen Turmanlage beim Rathausbau mitwirkte. Die Lage des Ortes an der Donaustraße rechtfertigte seine Stapel- und Urfahrprivilegien. In der Silbe Kor des Stadtnamens will man den Hinweis auf den Getreidehandel bemerken, der dem Landesherrn zinsen mußte. Korneuburg war davon frei und besaß besondere Privilegien für Wein- und Salzhandel (siehe die heutige Salzstraße), der nach Mähren zu ging und großen Wohlstand einbrachte. Außerordentlich wichtig war die Urfahr über Tuttendorf nach Klosterneuburg, dem ein eigenes Urfahrsrecht („Strombannteiding") diente, das vom Stift Klosterneuburg im Jahre 1440 gegeben wurde. Geschichtlich denkwürdig ist das Lager König Ottokars am Gänserfeld vor Korneuburg im Jahre 1276, von wo aus er über den Strom setzte, um mit Rudolf zusammenzutreffen. Die Stadt war befestigt, seit der Hussitengefahr in besonders starkem Maße. Leider blieb von dieser malerischen Festungsanlage nur wenig mehr erhalten, und die starken Tore und Mauern sind fast gänzlich verschwunden.

Wie bei Stockerau erwähnt wurde, schwebte zwischen diesen beiden Städten seit dem 14. Jahrhundert schon ein recht heftiger Kampf um die Vorherrschaft. Daß Korneuburg darin unterlag, hat außer den obengenannten noch andere Ursachen. Vor allem war die Versandung des schiffbaren Donauarmes in der Nachbarschaft der Stadt, wodurch die ergiebige Salzflößerei eine schwere Einschränkung erleiden mußte, schuld daran. Da konnte auch Bevorzugung durch Privilegien und durch Erwählung der Stadt zum Sitz des

Kreisamtes nicht helfen, weil sie sich nicht wie ihre Nebenbuhlerin auf die Industrie einzustellen verstand. Erst mit Eröffnung der Donaudampfschiffahrtswerft im Jahre 1852 und durch die Einbeziehung der Stadt in den Umschlagverkehr vom Strom zur Nordwestbahnlinie, ferner durch Errichtung offiziellen Zwecken dienender Gebäudeanlagen (Gerichte, Strafanstalten, Kasernen) und vieler durch die Nähe Wiens begünstigter Neusiedlungen sowie durch den Anschluß an die Landesbahnstrecke Korneuburg—Mistelbach—Hohenau hat sich Korneuburg die Aussicht auf fortschreitende wirtschaftliche Entwicklung gesichert. Als echte Landstadt und durch den starken Prozentsatz bäuerlicher Bevölkerung Tulln ähnlich, hat es doch wie jenes Sehenswürdigkeiten zu buchen, die allerdings nicht allgemein bekannt und gewürdigt sind. Es ist dies die gotische Pfarrkirche mit prächtigem Schiff, ferner die leider vernachlässigte reizende Barockkirche des ehemaligen Augustinerklosters und in jüngster Zeit der stilvoll angelegte Heldenfriedhof. Das Stadtbild weist noch manche interessante alte Häuser auf, wenn sie auch schon vielfach unstilgemäßen Restaurierungen unterworfen worden sind. Mit Klosterneuburg steht es heute durch die sogenannte „Fliegende Brücke“ in Verbindung, die bei Hochwasser nicht benützbar ist.

Klosterneuburg, heute durch die vorgelagerten Auen und die Abrückung der Hauptstromrinne von der Donau getrennt, präsentiert sich als Doppelort, dessen Teile durch die Einsenkung des Kierlingbachtales in eine „Obere“ und „Untere Stadt“ voneinander geschieden werden: der südliche Teil mit der das Stadtbild beherrschenden Stiftsanlage und die „Untere Stadt“ mit der sich fast zu gleicher Höhe erhebenden

Martinskirche. Durch die Verlegung des Hauptstromes hat das imposante Ufergelände, mit welchem seinerzeit Stadt und Strom sich berührten, viel von seinem landschaftlichen Reiz verloren, und zumal St. Martin und das Stift haben die Schönheit der ursprünglichen Lage am Strom eingebüßt. Es ist aus der an Wien erinnernden Ecklage der durch den Ort bedeckten Diluvialterrasse erklärlich, daß sie für frühzeitliche Besiedlung sich vorzüglich eignen mußte. Die prähistorischen Funde haben ebenso wie die Römerfunde die Tatsache der Besiedlung einwandfrei festgestellt.

Wenn es von der Venusfahrt des Lichtensteiners betreffs seiner Stromübersetzung heißt: „Über die Tuonowe fur ich da unt reit enhalp ze Nivenburg“, dann wissen wir, daß er den über die Inselauen führenden Weg von Klosterneuburg nach Korneuburg genommen hat, der sich mit dem Endpunkte des sudetenländischen Handelsweges zur Donau deckte, und dessen beide Brückenköpfe die Schwesterstädte Neuburg links und rechts von der Donau waren.

Daß sie es auch in strategischer Hinsicht waren, beweist uns die Geschichte der einzelnen an der Donau sich abspielenden Kampfperioden. Erhöhtes Ansehen gewann das mittelalterliche Klosterneuburg durch die nach dem Muster der Habsburg erbaute Burg Albrechts I., der ein besonderer Gönner der Stadt war, wie die von ihm privilegierte Schützenvereinigung, die erste in ganz Österreich, bezeugt. Diese Gunst führte auch zur Bezeichnung der Stadt als „Herzogen-Neuburg“. Trotzdem aber verfiel die Burg sehr bald. Die Gründe hierfür dürften in persönlichen Motiven gelegen haben. Die Stellung des Stiftes, nach welchem der Ort genannt wurde, zu den Ansiedlern war trotz man-

cher begreiflicher Gegensätze materieller Natur im allgemeinen eine wohlwollende, wenn es auch nicht an Andeutungen fehlt, daß sich zwischen Großgrundbesitz und Kleinbesitz gewisse Spannungen bemerkbar machen. So schon im 14. Jahrhundert, wenn der Schreiber der kleinen Klosterneuburger Chronik über das Verhalten der Weinbauern gegen Probst Stephan von Siern dorf die bissige Bemerkung macht: „Die Hauer klafften in dem Pirg (Weingebirg), ... sam sie noch immer klaffen.“ Daß der Handel hier blühte, beweisen die vielen schwäbischen und italienischen Kaufleute, der starke Weinhandel und das eigene Maß, das die Stadt wie einige andere privilegierte Städte besaß. Auch hier besaßen die verschiedenen Stifte eigene „Lese-Höfe“, zum Teil heute noch vorhanden.

Neben den Bauern waren es Gewerbetreibende (z. B. flandrische Wollweber) und Fischer sowie Schiffersleute, die eigene Zechen mit besonderen Gerechtsamen bildeten. Der Weinbau blühte immer mehr auf, bis ein katastrophaler Rückschlag seit dem vorigen Jahrhundert erfolgte und die 54% Weingärten des anbaufähigen Bodens (vom Jahre 1788) im Jahre 1900 auf nur mehr 4,3% zurückgegangen waren. Das bedeutete eine Vernichtung des Hauerstandes, die teilweise schon in verschiedenen Eingaben der Weinbauern an die Regierung seit langem vorausgeahnt wurde, dann mit der Verschleppung der Phyllorera nähergekommen und schließlich durch die wirtschaftlichen Krisen, die Verbauung der Gründe, die Eröffnung der Industrien und nicht zuletzt durch die Veränderung des gesamten Wirtschaftslebens sich vollzogen hat. Das Bild der Bevölkerungsbewegung ist sehr interessant. Vom Jahre 1870 (5300 Einwohner) bis zum Jahre 1910

(14 800 Einwohner) ist ein bedeutendes, wohl mit der Eröffnung der Bahnlinie und mit der Großstadt in Beziehung stehendes Wachstum. Von 1910 bis zum Jahre 1920 ein Rückgang um 9%, seit 1920 wieder ein leichtes Aufsteigen auf rund 14 000, womit also die Ziffer der Vorkriegszeit noch nicht erreicht wurde. Die ältesten uns erhaltenen Bilder zeigen Klosterneuburg in demselben Zustande, wie es die erste schwere Türkenbelagerung siegreich überstanden hatte: mit hohen Mauern, Türmen, Zinnen, Wehrgängen und starken Befestigungen, die uns an die Überlieferung erinnern, daß sie Rudolf von Habsburg für uneinnehmbar gehalten habe. Teile dieser Befestigung sind noch erhalten; wie dem Stifte die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts die große Veränderung seines Aussehens brachte, so machte auch die Stadt um diese Zeit eine einschneidende Epoche mit: der bisherige Hauptarm der Donau wurde gegen Korneuburg zu abgedrängt, was für Klosterneuburg eine schwere Einbuße bedeutete, ohne der Schwesterstadt, die durch die Verlegung der nach Norden führenden Hauptverkehrswege großen Schaden nahm, einen namhaften Vorteil zu bringen. Die neueste Zeit hat das Stadtbild gewaltig verändert: Villenviertel an seiner Peripherie, große Schrebergärtenanlagen, die die schöne Au fast zerstörten, ausgedehnte Strandbäder, die die großstädtische Bevölkerung herbeiziehen, haben der altertümlichen Idylle von einst für immer ein Ende bereitet, und es ist erst die Frage, ob sie etwas Besseres an die Stelle des Früheren gebracht haben. Schöneres gewiß nicht. —



Venus von Willendorf



18 Florianstatue mit Römerturm in Traismauer

Hainburg

Im Nibelungenliede wird Hainburg bereits „das alte“ genannt, woraus wir schließen können, daß es schon lange vorher bestanden haben muß. Doch wissen wir nichts Näheres über seine Entstehung. In der Sage heißt es, daß es die Gründung eines gewissen Heimo gewesen sein soll, doch ist darüber nichts bekannt. Diese an der Ostgrenze Österreichs gelegene Stadt war das Bollwerk gegen die räuberischen Magyaren, die häufig Einfälle in die Ostmark unternahmen. Im Jahre 1043 wird Hainburg als Grenzfeste der „neuen Mark“ erwähnt, das ist der Landstreifen zwischen der Mündung der Fischa und der Leitha und March. Die frühere Schreibweise des Namens erfuhr im Laufe der Zeit viele Veränderungen. So wird sie bei einigen Heimenburc, bei Zeiller-Merian und Vischer Haimburg genannt. Im Nibelungenliede erscheint sie als „Heunenburg“, die Burg der Hunnen. Dort übernachten Etzel und seine junge Gemahlin, bevor sie die Weiterreise in des Hunnenkönigs Reich antreten. Diese „Heunenburg“ selbst ist heute zerfallen, doch sind noch einige Reste der Mauern und Umwallungen erhalten geblieben und machen das Stadtbild Hainburgs zu einem malerischen und für den Geschichtsforscher anziehenden. Die Anlage dieser Burg läßt uns auf den ersten Blick ihren Charakter als Trutzfeste erkennen, die den ganzen Donaustrom beherrscht und ihn nach allen Seiten überblicken kann.

Die Befestigung der Stadt stammt aus der Zeit der Babenberger, und zwar hat Leopold der Tugendhafte durch italienische Baumeister, die auch Wiener Neustadt befestigten, die Hainburger Mauern und Türme herstellen lassen. Sein

Nachfolger Leopold der Glorreiche ließ den Bau vollenden und berief dazu auch französische Meister ins Land, die das noch erhaltene Wiener Tor schufen, das den Einfluß der italienischen Schule aufweist. Alle Stürme des Mittelalters und der beginnenden Neuzeit brandeten an Hainburg vorbei. Von hier aus unternahm Rudolf von Habsburg mit seinen Scharen den Übergang über die Donau, um mit dem Heere des Böhmenkönigs zusammenzutreffen. Hier auch war es, wo Matthias Corvinus seinen Vorstoß gegen das Wiener Becken unternahm und Hainburg belagerte. Als die Türken das zweite Mal die Stadt Wien einschlossen, kamen sie auf ihrem Wege auch über diese Grenzfeste, wo viele Tausende Schutz suchten und in der Stadt von den Sarazenen niedergemetzelt wurden. Die „Blutgasse“ in Hainburg erinnert noch an diese grausige Tat.

Ähnlich wie bei anderen Donaustädten finden wir auch hier, daß Hainburg noch vor Wien eine bedeutende Rolle als Handelsstadt spielte. Als jedoch Wien im Jahre 1221 das Stadtrecht erhielt und nun zum Stapelplatz für die aus Ungarn reisenden Kaufleute wurde, verlor Hainburg erheblich an Ansehen und Wichtigkeit. Doch war es im 13. und 14. Jahrhundert noch ein verhältnismäßig hervorragender Ort, denn es bildete den Mittelpunkt der Gerichtsbarkeit und Verwaltung für die schon erwähnte „Neumark“. Aus dem Straßenplan der Stadt sehen wir die strategische Anlage des Ortes, da alle Wege zu einem einzigen Mittelpunkte, der Burg, streben. Auch an der Donaulände läßt sich eine Verkehrsstraße verfolgen, die für den Handel längs des Wasserweges unerläßlich war. Dort bildete sich auch eine von Fischern und Schiffsleuten bewohnte Vorstadt, die unter der

Regierung Maria Theresias besondere Rechte erlangte. Für Hainburg gab es außer dem rege betriebenen Fischhandel noch eine andere reiche Einnahmsquelle, den Weinbau, der im 14. Jahrhundert in der Umgebung der Stadt zu großer Blüte gelangte. Diese im Lande selbst erzeugten Weine durften durch ein eigenes Privilegium (1318) die Donau stromaufwärts geführt werden, doch schmuggelten die Hainburger auch ungarische Weine ein, um gegenüber weinreicheren Städten, denen es ja eine ganze Menge im Lande gab, nicht zurückstehen zu müssen. Nachdem vorübergehend der Landesfürst die Einfuhr fremden Weines gestattet hatte, ging dieses Recht durch ein neuerliches Edikt verloren, wodurch sich Hainburg in die unangenehme Lage versetzt sah, mit anderen Weinorten nicht mehr konkurrieren zu können. Überhaupt wurde der Ungarwein bald zu einem großen Schaden für den ganzen Weinhandel. Bezeichnend ist, daß nach Ungarn Holz ausgeführt werden durfte, jedoch keine Weinstecken und Faßdauben, wodurch man hoffte, den immer mehr zu Bedeutung gekommenen ungarischen Weinen den Ausfuhrhandel zu erschweren.

Zu neuer Blüte gedieh die Stadt unter Kaiser Friedrich III., der Hainburg zum Salzhandelsplatz für Ungarn erhob und ihm viele andere Begünstigungen einräumte, so vor allem das Recht der Niederlage aller Waren, die auf der Wasserstraße oder von den Sudetenländern her verfrachtet wurden. Doch die geographische Lage Hainburgs gestattete nicht, diese Privilegien in vollem Umfange zu genießen. Daher und aus der im 16. Jahrhundert sich bemerkbar machenden Agrarkrisis läßt sich auch der Verfall Hainburgs erklären. So mehrten sich in der Umgebung der Stadt die „öden Höfe",

die Bewirtschaftung des Bodens ging gewaltig zurück, und Hainburg erwarb solche verödete Anwesen zu ganz niedrigen Preisen. Auch waren die Bürger darauf bedacht, durch Ankauf neuen Reblandes ihren Weinhandel zu heben. Im Jahre 1550 wurde das ertragreiche Weingebiet um den Neusiedlersee angekauft, zu gleicher Zeit auch ein Brauhaus gegründet. Doch alle diese Neuerungen verhalfen dem Orte zu keiner zweiten Blüte mehr. Die unruhigen Zeiten, die ständige Türkengefahr ließen Handel und Gewerbe nicht aufkommen. Nach dem Abzuge der Türken waren große Strecken Landes um Hainburg verlassen, die Einwohner teils geflüchtet oder erschlagen, Stadt und Umgebung in grauenhafter Verwüstung, die Wege unsicher durch umherziehende Bettler und Mordbrenner. Die sich in der Stadt ansiedelnden Leute waren Angehörige verschiedenster Völker, vor allem Kroaten, wie dies aus dem Namen der Ortschaft Kroatisch-Haslau noch zu erkennen ist. Im Jahre 1710 zählte Hainburg nur 1007 Einwohner, es war zum Dorfe herabgesunken.

Die Donau, vorher eine lebenswichtige Verkehrsstraße, war nun zum Tyrannen geworden. Ihre Wasser untergruben die Stadtmauer, der Eisstoß des Jahres 1717 brachte sie vollends zum Einsturz.

Doch der Beginn des 18. Jahrhunderts brachte für Hainburg eine Wende. Es wurde die heute noch bestehende Tabakfabrik gegründet, die teilweise in alten Klostergebäuden untergebracht und gegenwärtig die größte Europas ist. Im Laufe der letzten zwei Jahrhunderte hat sich die Stadt gewaltig verändert, der Vorort „Landstraße“, hauptsächlich von Arbeitern bewohnt, hat sich entwickelt, die Häuser innerhalb der Stadt wurden nach dem Brande von 1827 neu auf-

gebaut und mehrere Fabriken (Tuch- und Nadelfabrik) errichtet, die wohl keine lange Dauer hatten, jedoch dem Orte Erwerbsquellen brachten und sein Ansehen auch in den benachbarten Ländern begründen halfen. Doch erfuhr der Ort eine Zurücksetzung gegenüber Bruck a. d. Leitha, als die Bahnen gebaut wurden und Hainburg nur eine kleine Sackbahn erhielt. Als Donaustadt hat Hainburg wenig, ja fast gar keine Bedeutung, Preßburg hat es in dieser Hinsicht überflügelt. Gegenwärtig ist die Bevölkerung der Stadt auf die Industrie angewiesen (Kisten- und Furnierfabrik, Tabakfabrik). Die Einverleibung des Burgenlandes hat dem Orte seine Grenzstellung genommen. — Noch sei in diesem Gebiete auf das uralte Petronell hingewiesen, das nebst der — angeblich von Karl dem Großen gegründeten — Kirche mit romanischem Chor und ebensolcher Rundkapelle eine Hauptsehenswürdigkeit in seinem Traunschen Schlosse besitzt, das sich als frühbarocker Palastbau mit prächtiger Architektur, Freitreppe, Loggia und Turm darstellt. Im Schlosse besteht ein mit interessanten römischen Sakralaltertümern versehenes Museum.

Stifte und Klöster an der Nibelungenstraße

Im Landschaftsbilde der Nibelungenstraße nehmen die Stifts- und Klosterbauten einen besondern Platz ein. Gleich den Ruinen, Burgen und Schlössern ragen die meisten von ihnen aus ihrer Umgebung mächtig empor, mögen es gewaltige Barockpaläste sein, die auch heute noch, der von ihren Stiftern zugewiesenen Bestimmung getreu, ihrem ursprünglichen Zwecke dienen, oder mögen es interessante Baulichkeiten sein, die ihres Charakters als geistliche Häuser im Sturme der Zeiten ledig geworden und deren geistliche Insassen infolge Aufhebung ihrer Kulturarbeiten verlustig gegangen sind. Einige hiervon liegen hart am Strom und erscheinen uns als Wahrzeichen des Landes, das man einmal nicht mit Unrecht „Klösterreich" genannt hat. Andere befinden sich in der Nachbarschaft des Donauufers, noch im Bannkreis des alten Nibelungenweges und sind mit der Geschichte der Donaustraße innig verknüpft.

Zu ersteren gehören: Das in josefinischer Zeit aufgehobene, im Sommer des Jahres 1925 aufs neue besiedelte Zisterzienserkloster Engelszell, gegründet 1293 vom Passauer Bischof Wernhard, bei Engelhardtszell am rechten Donauufer gelegen; am Fuße des Kirnberg das Zisterzienserstift Wilhering, gegründet im 12. Jahrhundert von dem Edelmanne Ulrich II. und dessen Bruder Kolo von Wilhering; südlich von Linz das Augustiner-Chorherrenstift

St. Florian, gegründet mutmaßlich vom heiligen Severin um das Jahr 477; gegenüber Grein das Kollegiatstift Ardagger am rechten Donauufer, um die Mitte des 11. Jahrhunderts gegründet; südlich hiervon das Benediktinerstift Seitenstetten, gegründet 1112 von Udeschalk von Stille und Heft; am Eingange in die Wachau das berühmte Benediktinerstift Melk, gegründet 985 von Leopold I.; in der Nähe stromabwärts das romantische Klösterlein Schönbühel, gegründet 1668 von Konrad Balthasar Grafen von Starhemberg; nicht weit davon die Karthause Aggsbach, gegründet 1380, aufgehoben 1782; am Ausgange der Wachau das malerische Chorherrenstift Dürnstein, gegründet im 15. Jahrhundert, 1776 aufgelassen; am rechten Ufer gegenüber Krems das gleich einer Gralsburg thronende Benediktinerstift Göttweig, gegründet 1083 von Bischof Altmann von Passau; eine Stunde hiervon entfernt das Augustiner-Chorherrenstift Herzogenburg, gegründet 1122 von Bischof Ulrich von Passau; sodann am Fuße des Leopoldsberges die Lieblingsgründung Markgraf Leopolds III. (1114), das Augustiner-Chorherrenstift Klosterneuburg, und zu Wien das Benediktinerstift Schotten, 1158 von Herzog Heinrich Jasomirgott gegründet. Die weitere Donaustrecke entbehrt ähnlicher Häuser.

Alle diese genannten geistlichen Siedlungen, die für die Kolonisation und Zivilisation der Bevölkerung an der Donau im Mittelalter von wichtiger und zuweilen ausschlaggebender Bedeutung wurden, wecken heute in dem Wanderer auf der Nibelungenstraße nicht nur geschichtliche Reminiszenzen, sondern bieten vielfach so viel des Sehenswerten und zumal kunsthistorisch Bedeutsamen, daß man

sie in dem wundervollen Bilderbuche der Donaugegend nicht mehr missen möchte. Wie sie von der Historie des Landes nicht mehr zu trennen sind, so können sie aus der Reihe der anziehendsten landschaftlichen und kulturellen Szenerien nicht getilgt werden, ohne eine empfindliche Lücke zu lassen. Sie werden deshalb auch mit Vorliebe aufgesucht und bilden das Ziel der Gelehrten und Kunstbeflissenen des In- und Auslandes. Haben sie in der neuesten Zeit ihre ehemalige, mitunter überragende kirchenpolitische und wirtschaftliche Stellung eingebüßt, so ersetzt ihnen das Verlorene ihr in ununterbrochener Tradition wohlbehüteter Bestand an Kunstdenkmälern allerersten Ranges. Das Kapitel „Kunst der Donaulandschaft" hat darüber näheren Aufschluß zu geben. Hier sei Raum geboten für eine kurze zusammenfassende Würdigung in wirtschaftlicher und wissenschaftlicher Hinsicht.

Die Gründung der meisten dieser Häuser reicht in eine Zeit zurück, da nach Zurückweisung der Magyaren in der bereits befreiten Ostmark ungehindert von äußerer Bedrängnis ihre Kolonisten die Urbarmachung des Landes und die geregelte Bewirtschaftung desselben vornehmen konnten. Unter Leitung von geistlichen oder weltlichen, im Dienste dieser Stifte und Klöster stehenden Verwaltungsorganen sollten sie gegen eine mäßige Naturalienabgabe oder auch gegen Geld das sogenannte „Salland", das in einzelne Ämter geteilt war, bebauen. Wir können die auffallende Tatsache, daß sich auch Freie als Grundholden unter die Schutzobrigkeit dieser geistlichen Häuser begaben, als ein Zeichen betrachten, daß diese Kolonen gut behandelt und in ersprießlicher Arbeit gefördert wurden, die ihnen und ihren

Familien alles zum Leben Nötige verschaffte. Es ist eine großzügige Pionierarbeit, die hier schon seit frühester Zeit geleistet wurde, und deren Anfänge in der Gegend der Enns, der Wachau, des Kamp und im Tullner Felde bis in die karolingische Zeit zurückreicht. In der Umgebung St. Pöltens, im Gebiete des Jauerlings in der Wachau, wie an der Leitha hatten Göttweig, im Marchfeld Melk und Klosterneuburg, längs der Ybbs Seitenstetten — abgesehen von den entfernteren Klöstern — erfolggekrönte Agrikultur betrieben.

Die uralten Leshöfe sind Zeugen für den von den Klöstern lebhaft betriebenen Weinbau, besonders in der Wachau und in den klimatisch günstigen angrenzenden Donaugebieten. In den Städten Linz, Stein, Klosterneuburg und Wien haben sich solche Stiftshöfe bis auf den heutigen Tag erhalten. Die einzelnen Stifte besaßen ausgedehnten Streubesitz mit gut geführten Meierhöfen. Von diesen Häusern wurden auch Industrien fleißig betrieben und gaben zusammen mit der Forstwirtschaft und der Viehwirtschaft, sowie mit der Jagd und Fischerei vielen Bewohnern Erwerb und Unterhalt. An der Verbesserung der Wege und der Kommunikationsmittel hatten diese Siedlungen ein ebenso großes Interesse wie die aufblühenden Städte und Märkte. Daß man dieses Betätigungsfeld im Laufe der Zeit immer mehr einschränkte und auch den ehemals stark betriebenen Handel (hauptsächlich mit Wein) bedeutend verringerte, führte bei manchen Häusern zu einer Erlahmung und Verminderung der wirtschaftlichen Kraft. So wurden diese Stätten, die auch die Donaustraße für ihre Zufuhr- und Handelsbedürfnisse stark benützten, zu fördernden Faktoren auf dem Strom.

Die Bezeichnung „tote Hand“, die man in betreff ihrer seit der Aufhebungsperiode gerne anwandte, ist eine, wie die Geschichte beweist, in den meisten Fällen weitaus irrige und aus einer mangelhaften Einschätzung der durch Jahrhunderte gepflogenen verdienstvollen Kulturarbeit sich ergebende. Die Donaustifte nehmen auch in der Geschichte des Unterrichts und der Erziehung bedeutsamen Rang in der Vergangenheit ein, den manche von ihnen bis in die jüngste Gegenwart herein auch bewahrt haben. Hat Bischof Altmann von Passau die Klosterschulen in seiner Diözese zur Entfaltung gebracht, so haben die aufgehobenen Chorherrenstifte St. Andrä und St. Pölten, ferner Göttweig, wo Heinrichs V. Sohn studierte, Wilten, Seitenstetten, Melk, Altenburg, Schotten, St. Florian und Klosterneuburg in der Geschichte des Schulwesens einen ehrenvollen Platz eingenommen, den Melk, Seitenstetten und Schotten bis heute in einer vorbildlichen Weise behaupten. Es ist dem Geschichtskundigen nicht unbekannt, daß zahlreiche Pfarreien, die den Stiften zugehörten, Volksschulen unterhielten. Ein eigener Typus im höheren Schulwesen der Stifte waren seit dem 16. Jahrhundert die adligen Konvikte, Lateinschulen (Gymnasien) und Musikschulen. Theologische Lehranstalten sind zu St. Florian und Klosterneuburg seit dem 17. Jahrhundert in Tätigkeit.

Die Pflege der Wissenschaft ist ein besonderes Verdienst der überlieferten Gelehrsamkeit und des Bienenfleißes, zumal benediktinischer Vorliebe zu derselben. Aber auch anderwärts pflegte man das Vorbild der Söhne St. Benedikts, ja viele und nicht unberühmte Namen an den Universitäten stammen aus diesen Kreisen. Wie der Propst Gerho von

Reichersberg zum Orakel seiner Zeit wurde, so setzten manche der Kapitularen der Donaustifte eine besondere Ehre darein, ihre ganze Kraft in den Dienst der zeitgenössischen Wissenschaftspflege zu stellen.

Göttweig zeichnet das Leben des Bischofs Altmann von Passau, Melk die Biographie des Märtyrers Koloman auf, die Melker Annalen vom Jahr 1132 wurden zum Muster der Historiographie. Die Autorennamen grundlegender Arbeiten auf dem Gebiete der Philosophie, der Geschichte, der Kunstgeschichte, der Naturwissenschaft, der einzelnen Zweige der Theologie, der Heimatkunde im weitesten Umfang, der Geographie, des Urkundenwesens, der Musikgeschichte, der Jurisprudenz, der Mathematik, der Astronomie, der Musik würden viele Blätter dieses Buches füllen können, ebenso die Namen jener Angehörigen, die als Professoren an den großen Universitäten tätig waren. Vielfach wurden diese Klöster zu Anregern wissenschaftlicher Werke. Um nur ein Beispiel zu erwähnen, hat Propst Georg Hausmannstetter den Wiener Gelehrten Cuspinian zur Niederschrift seines großen Werkes „Austria" veranlaßt. Ein vollgültiger Beweis für den hohen Bildungsstand wissenschaftsfreundlicher Epochen in diesen Häusern sind die prachtvollen, mit kostbaren Handschriften und Wiegendrucken gefüllten Stiftsbibliotheken, die heute einen besonderen Anziehungspunkt der Besucher bilden. In prächtigen Büchersälen, von der Kunst aufs üppigste geschmückt, befinden sich Prachtexemplare der Handschriftenmalerei und der Buchdruckerkunst, so z. B. in St. Florian, Melk, Göttweig, Herzogenburg, Seitenstetten, Klosterneuburg und Schotten. Wo die Materialmittel vorhanden waren, suchte man das Bestehende zu erweitern und,

wenn auch nicht immer großzügig in der gegenständlichen Auswahl, die Bibliotheken zu Rüstkammern des intellektuellen Lebens zu machen. Welche Unsummen an Bienenfleiß hier am Werke waren, kann nur derjenige beurteilen, der die Bücherinventare und die oft mit minutiöser Genauigkeit angelegten Bücherkataloge kennt, die von den Bibliothekaren geführt wurden[1]).

Es läßt sich in der Pflege spezieller Wissenschaftszweige in einzelnen Häusern eine eigene Tradition verfolgen, so die historiographische Tradition im Stifte St. Florian, aus welchem, zumal im 19. Jahrhundert, bedeutende Gelehrte hervorgegangen sind, die als Mitglieder der Akademie der Wissenschaft und Koryphäen österreichischer Geschichtswissenschaft sich internationalen Ruf erworben haben. Gewisse abgesonderte Zweige künstlerischer Betätigung zeigen die Stifte Göttweig, dessen Abt Korner als verdienstvoller Sammler der deutschen Kirchenlieder bekannt ist, oder das Stift Schotten, wo die bedeutendsten Vertreter des Humanismus zu Hause waren, der auch im Stifte Klosterneuburg im 15. Jahr-

[1]) Es dürfte erwünscht sein, einige Daten über die Büchereien unserer Donaustifte kennenzulernen. In der Wilheringer Bibliothek ein Teuerdank und die Augsburger Bibel, zu St. Florian 885 Handschriften und 857 Wiegendrucke, in Melk 1850 Handschriften und 880 Wiegendrucke, in Göttweig 1111 Handschriften und 1409 Wiegendrucke, in Herzogenburg 425 Handschriften und 217 Wiegendrucke, in Klosterneuburg Psaltertum und Bibel Leopolds III., Synonymenlexikon aus dem 9. Jahrhundert, Virgils „Äneide“ aus dem 12., eine prächtige Handschrift mit den zartesten Miniaturen in einem Bande des 15. Jahrhunderts, ein reichgeschmücktes Urkundenwerk vom Jahre 1467, ein Bücherverzeichnis aus dem Jahre 1320, die großen Antiphonarien von Friedrich Braun, mit leuchtenden Initialen geschmückt, von zirka 1510, zahlreiche reichverzierte Wiegendrucke und die gewaltigen Urbarien vom Jahre 1513.

hundert zu einer Zeit schon vorbildliche Pflege gefunden hatte, als er in unseren Landen um seine Vorherrschaft noch zu ringen hatte. Die Kunstgeschichte hat in manchen dieser Häuser in neuester Zeit besondere Pflege gefunden, so z. B. im Stift Seitenstetten, das in Martin Riesenhuber heute wohl den vorzüglichsten Kenner der österreichischen Barocke birgt; auch zu Klosterneuburg und im Schottenstifte sind ihr Jünger und Wegbereiter erstanden, die seit den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts um die Erschließung heimatlichen Kunstbesitzes sich bemühen. Die Musikpflege bewegt sich vornehmlich im Dienste des Gottesdienstes; sie führte in St. Florian zur schönsten Auswirkung in der Persönlichkeit seines großen Meisterorganisten Anton Bruckner, in Klosterneuburg — leider nur vorübergehend — zur Etablierung der kirchenmusikalischen Abteilung der Staatsakademie der bildenden Künste. — Die Botanik hatte in Franz Sales von Schreiber zu Klosterneuburg einen wegbereitenden Forscher aufzuweisen, dessen Name mit einigen Pflanzen verknüpft erscheint. Dies nur einige Beispiele von vielen. Daß die Entwicklungslinie der Wissenschaft in manchen Häusern plötzlich abgerissen ist oder der Hochflug der Gelehrsamkeit aufgehalten wurde, dazu trugen weniger innere, sondern vielmehr die das wissenschaftliche Leben überhaupt hemmenden und in vielfacher Beziehung verdrängenden Zeitverhältnisse bei, die manchenorts eine Einstellung auf praktische Seelsorgsarbeit erwünscht erscheinen ließen oder die vorhandenen Kräfte für Vereinsarbeit zu stark banden.

Denkmäler der Kunst im Bereiche der Nibelungenstraße

Eine Darstellung der bedeutsameren Denkmäler kunstgeschichtlicher Art im Bereiche der Nibelungenstraße kann als wichtige stilbezeichnende Zeugen eine unübersehbare Reihe von Objekten zur Besprechung herbeiziehen. Von der vorgeschichtlichen Zeit über die römische und über die Völkerwanderungszeit führt die Kunstentwicklung durch die romanische, gotische, Renaissance- und Barockepoche in das Zeitalter der Kunst des 19. Jahrhunderts.

Die reiche vorgeschichtliche Vergangenheit der Donauländer lieferte viele Funde, an deren Hand die ältere Steinzeit mit ihrem primitiven Naturalismus neben der jüngeren Steinzeit mit ihrem Geometrismus gut studiert werden kann, wobei man den Stil- und Geschmackswandlungen ebenso zu folgen wie den Beziehungen dieser Gebiete zu den bedeutenden Kulturzentren des Südens und Ostens nachzuforschen in der Lage ist. Als Durchzugsgebiet gewinnt das Donautal ein diesem Charakter eignendes bestimmtes Gepräge primitiver Kunstbetätigung jener Völker, die es — an günstigen Plätzen längere Zeit — besiedelt hatten. Solche Punkte müssen zumal dort gesucht werden, wo ein geschütztes Ufergelände, fischreiche Gewässer und wildbergende Wälder den Aufenthalt besonders ratsam erscheinen ließen, z. B. im Kamptal, das in der Nähe von Krems sich mit dem Donautal trifft. Oder auf Plateaus vom Charakter der

prähistorischen sogenannten Heidenstadt in der Nähe von Eggenburg, die dem hochverdienten Sammler und Forscher Krahuletz die schönsten und ausgiebigsten Funde für sein zu Eggenburg errichtetes Museum lieferten. Seit den gründlichen Forschungen Muchs und Hörnes', denen sich Kenner wie Menghin, Kastner, Luschin, Bayer u. a. anreihen, sind wir über das vorgeschichtliche Menschenvorkommen in unserem Donaulande besser unterrichtet, manche undurchdringlich erschienenen Probleme sind gelöst. Die Aufdeckung einer Reihe sehr wichtiger Fundstätten beim Donaudurchbruch am Südrande des böhmischen Massivs mit Spuren aus der Mammutperiode ließ es klar werden, daß die frühesten Besiedlungen in den geschützten Tälern, an Seen, besonders an Zuflüssen der Donau und auf den günstige Möglichkeiten bietenden Ausläufern des Mittelgebirges sich befanden, wo der einstige Nordwald von der Ilz bis über den Kamp und Wagram und vom Donauufer bis hoch nach Norden reicht[1]).

[1]) Neuestens hat Erwin Theuer eine Urgeschichte Oberösterreichs verfaßt, die sich mit den Urzeitkulturen auf Grund aller Fundorte nach topographischen Gesichtspunkten ausführlich beschäftigt. Für das niederösterreichische Donaugebiet hat Vancsa brauchbare Zusammenfassungen gegeben und neuestens Menghin die urgeschichtlichen Stufen aufgezeigt. Früher bereits hat Hörnes in dem grundlegenden Werke über die Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa für die österreichischen Donauländer eine Unterscheidung festgestellt: Zwei Kulturzonen fallen in dieses Gesamtgebiet, die eine südliche (adriatische) von Mittelsteiermark bis an die Seeküste, eine Zone illyrischer Stämme, stammverwandt und benachbart den im Norden der Balkan- und Apenninenhalbinsel wohnhaften illyrischen Völkern, und eine nördliche (donauländische), von Mittelsteiermark bis nach Böhmen und Mähren reichend und sich donauaufwärts nach Westen fortsetzend, wo keltische Stämme bereits vor der gallischen Invasion als seßhaft angenommen werden müssen. Die Hallstätter Epoche ist hier am besten vertreten, frühere Perioden schwächer,

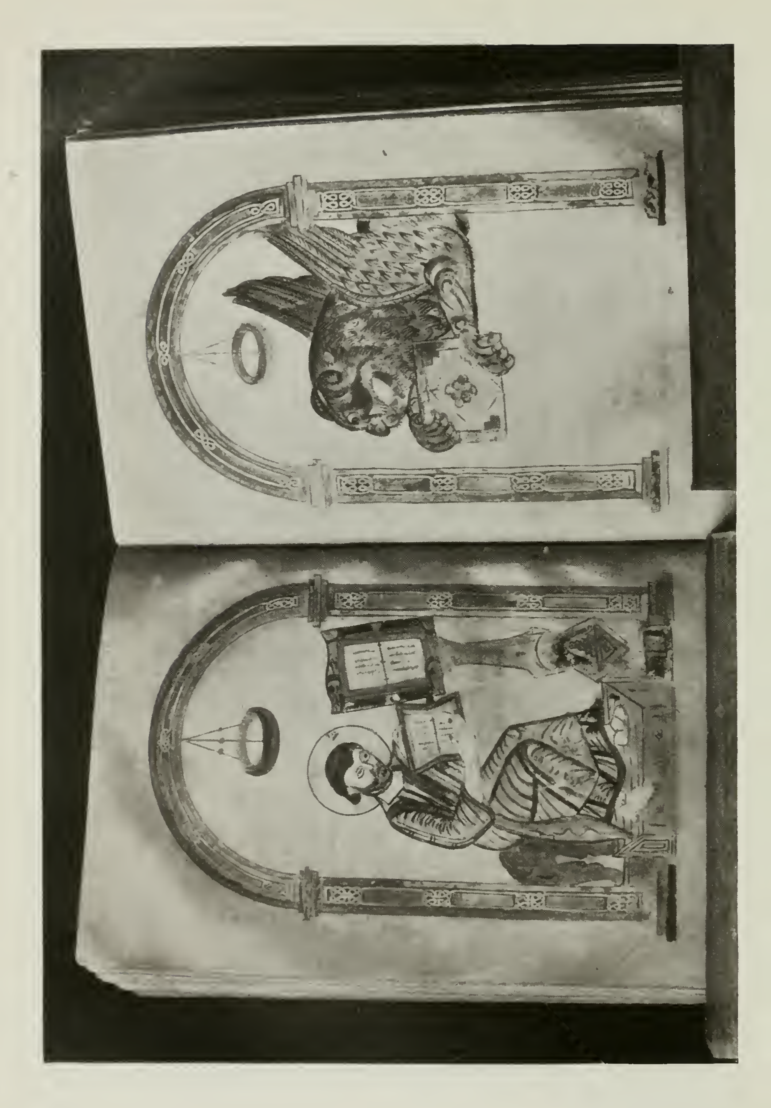
Als Rest eiszeitlicher Kultur, und zwar des Acheuléen und Moustérien gilt die Fundstelle der Gudenushöhle im Tale der niederösterreichischen Krems; stärker vertreten ist die Aurignacienkultur nomadisierender Jägervölker im Löß, besonders des Kamptales, im unteren Marchfeld (Stillfried) und vor allem in der Wachau. Hier wurde der berühmteste Fund im Jahre 1909, als man die Donauuferbahn baute, gemacht: die Venus von Willendorf, die heute im naturhistorischen Museum zu Wien ihre „Schönheit" schauen läßt, nachdem sie viele tausende Jahre in einer neunschichtigen Lößablagerung vergessen und versunken geschlafen hatte. Es ist ein Rätsel, ob der Verfertiger dieses kleinen, nur elf Zentimeter messenden Figürchens, der in seiner Art ein Meister der Plastik war, hiermit eine Karikatur schaffen wollte, oder ob wir es bei dieser fettleibigen, dickschenkeligen Dame mit der „Gretelfrisur" mit einer Göttergestalt der Urbevölkerung zu tun haben. Im Jahre 1926 fand dieser Fund seine Ergänzung in einer zweiten „Venus". Die eiszeitlichen Tierknochen- und Klopfsteinfunde sind zahlreich, man hat solche auch in der Wiener Gegend gemacht. In der Gudenushöhle dagegen fand man über 1200 Stück Artefakten, bei denen hochwertiges Material wie Topas, Achat, Carneol, Mergeljaspis usw., ferner Feuerstein-, Bein- und Horngegenstände, Knochen mit Renntierabbildung zutage gefördert wurde, das man teils als in das Altpaläolithikum, teils in das Magdalenien (Jungpaläolithikum) zugehörig erkannte.

---

doch immerhin so, daß man von einem donauländischen oder bandkeramischen Kulturkreise in der jüngeren Steinzeit (Neolithikum), von zirka 4000 bis 3000 reichend und vorindogermanische Bevölkerung aufweisend, sprechen kann.



Tassilo-Becher



Codex millenarius



Tulln, Kirchenportal



Klosterneuburg: Detail vom Verduner Altar

Über den wichtigsten Kreuzungspunkt uralter Wanderungsrichtung — das Wiener Becken und darin wieder die Stelle des Austrittes des Wientales aus dem Wiener Wald, wo heute die Westbahn ihren Ausgang nimmt, um bei der Pielachmündung im Melker Gebiete wieder an die Donau heranzutreten, hat die Forschung auf Grund jungneolithischer Fundstellen Verkehrslage und Verkehrsstraßen mit absoluter Sicherheit feststellen können. Ein vorzügliches Kärtchen in Menghin-Wanschuras „Urgeschichte Wiens“ belehrt uns darüber mit geradezu plastischer Deutlichkeit: Vom heutigen Wiener Boden gehen vier jungneolithische Straßen aus, die sich mit den heutigen Hauptlinien der Eisenbahn überraschend decken und die Lage Wiens als Knotenpunkt des Donautals erscheinen lassen. Die eine nordsüdliche (entsprechend der sogenannten „Bernsteinstraße“) folgt der Nord- und Südbahn, die andere folgt der West- und Ostbahn. Ein großzügiges Wehr- und Verkehrssystem kann man als sicher gegeben annehmen. Dabei spielt der Leopoldsberg, der den rechten Pfeiler des Donautores zwischen Marchfeld und Korneuburger Becken darstellt, eine hervorstechende Rolle, die ihn sowie den gegenüberliegenden Bisamberg als einen von der Urzeit bis in die Zeit der Türkenbelagerung immer wieder als Wachberg und Höhenfestung, in jungneolithischer Zeit aber als „ein Glied in der Kette damaliger Höhenfestungen im Umkreise des inneralpinen Wiener Beckens erweist“. Diese Rolle spielten nun merkwürdigerweise die beiden beim Austritt der Donau aus dem Wiener Becken als Tore stehenden Höhen — Braunsberg bei Hainburg und der Thebner Kogel — nicht, trotzdem im Norden des Leithagebirges bedeutende neolithische Siedlungen waren, die

diesen Bergen aber fehlen. Daraus zieht der Paläohistoriker den berechtigten Schluß, daß — wahrscheinlich infolge der unwegsamen Undurchdringlichkeit des kolossalen Donauauenwirrsals — hier nicht mehr die Donaustraße entlang, sondern ganz entsprechend dem heutigen Verkehre auf Eisenbahn und Straße, der prähistorische Mensch durch die Senke von Bruck an der Leitha gezogen ist.

In der jüngeren Steinzeit begegnet uns im Donaulande eine Kultur, die mit der früheren gründlichst aufgeräumt hat und die Formen des nordischen Jungneolithikums aufweist, sowohl bei den Waffenformen als auch in der Keramik (sogenannter „Rahmenstil" im Gegensatze zum bandkeramischen „Umlaufstil"). Auch die Schnurkeramik, deren Provenienz auf Gebiete des heutigen Sachsen und Thüringen zurückgeführt wird, tritt auf. Eine gewisse Unruhe scheint diese ziemlich rasche Aufeinanderfolge der Kunstformen anzudeuten, die sich mit Annahme einer aus dem Norden her vor sich gehenden Völkerwanderung erklären und uns die Verdrängung der Bandkeramik begreifen läßt. Diese aus dem Norden zur Donau vorstoßenden Völker waren Indogermanen, die im 3. Jahrtausend die Nord- und Ostseegegenden verließen, das Donaugebiet besiedelten und sich von hier aus in fast ganz Europa und dann nach Asien hinüber ausbreiteten. So eröffnet sich uns schon in jener grauen Vorzeit am Ufer des Nibelungenstromes eine Perspektive von überraschender welthistorischer Bedeutung.

Die Bronzezeit, die unsere Donaugegenden mit dem von den Italikern vortrefflich geübten Bronzegewerbe bekannt machte und durch das Kupfervorkommen beim Mitterberg, Götschenberg und Kitzbüchel Material erhielt, ist durch Funde

hierorts ebenfalls sichergestellt, z. B. bei Aspern, bei Stockerau, Bisamberg (bronzezeitliche Keramik), wogegen Wien wenig aufweist, z. B. im Botanischen Garten im III. Gemeindebezirke, wo später die römische Zivilstadt lag (im Winkel zwischen dem alten Donausteilufer und der Wienmündung, „just an dem Platze" — wie Menghin betont — „wo die uralte Donaustraße den Wienfluß übersetzen mußte und nach Osten weiterführte". Dann ist die erste und dritte Hallstattstufe vertreten. Der Leopoldsberg an der Donau ist jetzt zum wichtigsten und beherrschenden Punkte in der ganzen prähistorischen Siedlung auf Wiener Boden geworden. Der Name „Akropolis des vorgeschichtlichen Wien" hat also seine volle Berechtigung[1]).

Vom Süden herauf grenzten die Taurisker an die vom Norden der Donau hereinreichenden bojischen Kelten, im Osten die von Cäsar genannten Volkertektosagen. Neben der Hauptmasse der Einzelgehöfte erstand die Städtearchitektur, auf der die Römer dann weiterbauten, z. B. Carnuntum, Vindobona (auch Vindomina genannt), Lauriacum, die auch den Namen der Berge und Flüsse übernahmen, jedoch größtenteils die Städtenamen neu gaben, die Kelten unterwarfen und die Donau als wichtigste Verteidigungs- und Operationsbasis fest besetzt hielten. Daß sie über dieselbe

1) Neben ihm waren die Rennwegstraße im 3. Bezirk und Aspern bedeutungsvolle Siedlungsstätten und blieben es wenigstens teilweise noch in der La-Tène-Periode, in der die Besetzung des Leopoldsberges durch die Kelten erfolgte; die auch dem Stromufer (siehe Braunsberg bei Hainburg und Pfaffenberg bei Deutsch-Altenburg) der Donau größere Aufmerksamkeit zuwendeten als der vorhin erwähnten Brucker Straße. Damals blühte der Handelsweg, der von der Adria über Laibach—Judenburg—Leoben, Bruck a. d. Leitha—Hainburg, über die Donau nordwärts längs der March führte.

hinausgingen und die nördlichen Gegenden zu Brückenkopfzwecken sichern wollten, ist durch neueste Funde für die Zeit des Kaisers Commodus gegenüber den Markomannen und Quaden zu Stillfried durch Klementberg und durch Hischer-Falkenhof wahrscheinlich gemacht worden, für Oberösterreich versuchte es Johann Sigl nachzuweisen. Im Auftrage der Direktion der niederösterreichischen Landessammlungen wurden am Oberleiser Berg bei Ernstbrunn im Norddonaugebiete erfolgreiche Grabungen vorgenommen, die neben Zeugen aus der Stein-, Bronze- und hallstädtischen Epoche auch ein großes römisches Militärlager aus der Zeit Mark Aurels, der bekanntlich in Wien weilte, gefunden wurde. Dasselbe bedeckt das fast fünf Hektar große Bergplateau und läßt das ziegelgedeckte Kommandantenhaus sowie die Lagerbaracken deutlich erkennen.

Als die römischen Legionen ihre siegreichen Feldzeichen gegen das südliche Donauufer vortrugen, fanden sie dort stellenweise die vorgeschrittene Kultur keltischer Ansiedler vor, die sie keineswegs immer mit Erobererhand zerstörten, sondern vielfach benützten, um ihre eigenen Einrichtungen zweckmäßig darauf zu pflanzen und in ihrer Weise zu verwerten und zu vervollkommnen. Man erinnere sich nur beispielsweise der im heutigen Bayern noch zu sehenden keltischen Abschnittsbefestigungen, die der geübte strategische Blick des Römers für die eigenen Pläne häufig sehr brauchbar fand. Wie am Rhein so erstanden auch an der wohlbefestigten Donaugrenzlinie umfangreiche Lagerstädte. Gleich dem Alcimoenium (Ulm), Abusina (heute Ruinenfeld bei Hienheim) und Castra Regina (Regensburg) sind die Römerstädte Castra Batava (Passau), ad pontem Ises (Ybbs),

Lauriacum (Lorch bei Enns), Comagena (Tulln), Astura (Klosterneuburg), Vindobona (Wien) und Carnuntum (bei Petronell) die Keimzellen historisch wichtiger Stadtanlagen geworden, die zum größten Teil heute noch Brennpunkte des Donauverkehrs geblieben sind. Nördlich der Donaustraße und des Limes haben die Römer nur sehr wenig festen Fuß fassen können; im Marchfelde tobte ein furchtbarer Kampf mit den Markomannen und Quaden. So nimmt es uns nicht wunder, wenn wir in den meisten dieser Römersiedlungen am südlichen Donauufer einer großen Fülle von baulichen Resten und unterschiedlichen Fundobjekten, darunter auch vielen kunstgewerblicher Art, begegnen. Zahlreiche kleinere Sammlungen und reichhaltigere Museen konnten hiermit gefüllt werden, vom St.-Ulrichs-Museum in Regensburg angefangen bis zur römischen Sammlung von Petronell und Deutsch-Altenburg.

Wie uns hinsichtlich der prähistorischen Kulturzeugen und Kunstobjekte von der primitivsten bis zu höherentwickelten Stufen die Sammlungen und Lokalmuseen in Passau, Linz, Enns, Krems, Göttweig, Klosterneuburg, Deutsch-Altenburg nebst den großen Wiener Sammlungen vielerlei Aufschluß geben können, so in noch bedeutenderem Maße über die römische Zeit neben diesen die Ausgrabungsfelder an den ehemaligen römischen Hauptstützpunkten, z. B. in Carnuntum. Freilich ist die Arbeit hierin noch keineswegs abgeschlossen, und es werden, wie die Erfahrung jüngster Zeit erst wieder gelehrt hat, neue Objekte gefunden und Schlüsse ermöglicht. Da Carnuntum seit dem 1. Jahrhunderte Residenz des Statthalters von Pannonien und wichtigstes strategisches Zentrum der Donaubefestigung war, mußte es früh-

zeitig eine bauliche Ausgestaltung erhalten, die über das Ausmaß anderer Römerplätze weit hinausging. Die Ausgrabungsresultate (West- und Osttor der Via principalis, das Prätorium, das Forum, Quästorium, die Amphitheater, der Dianatempel Nemeseum, der Tierzwinger und das eine Viertelstunde entfernte „Heidentor", vermutlich Rest eines Prunkgrabdenkmals) bestätigen dies. Zeugen derselben Zeit sind im Museum zu Deutsch-Altenburg der sogenannte Hainburger Altar, Torso einer Kaiserstatue, eine Frauenstatue, Herkulesstatue, Reliefs, eine tanzende Mänade, Gemmen, Bronzen, Terra sigillata, Grabsteine, Mithräumskopie des zu Petronell entdeckten Heiligtums und andere Fundobjekte, die in dem geschmackvollen, von Ohmann und Kierstein erbauten Carnuntum-Museum der Besichtigung freistehen.

Ein sehenswertes kulturhistorisches Dokument ist die Bronzetafel, die man bei dem Bau des neuen Traktes im Stifte Klosterneuburg ans Licht brachte, und die ein Privilegium des Kaisers Titus aus dem Jahre 80 enthält, durch das er den zu Astura (Klosterneuburg) garnisonierenden Legionären das römische Bürgerrecht verleiht. In den Antiquitätenkabinetten der einzelnen Donaustifte haben sich hauptsächlich aus lokalen Funden manche Stücke erhalten, die aber — wie die Klosterneuburger Münzen — nicht über das bekannte Bild römischen Kunstkönnens hinausgehen, infolgedessen sich eine besondere Würdigung erübrigt. Ein interessanter Mithras-Schild, von Abt Dungel von Göttweig in Traismauer gefunden, ist eine der bedeutungsvollen Belege für die Ausdehnung dieses orientalischen Kultes in unseren Donaugegenden; Traismauer bietet überhaupt noch immer ein schönes Forschungsfeld, wie sich in ihm die Syn-

these von Altertum, Mittelalter und Neuzeit in deutlichster Weise bemerkbar macht. Manches nette künstlerische Bild entspringt dieser glücklichen Vermählung von Altem und Neuem im Ortsbilde, z. B. die Barockstatue des heiligen Florian, die sich gegen den altersgrauen Turm wirkungsvoll abhebt. Leider hat man die alten historischen Denkmäler nicht immer so wohl behütet; ein Tor mußte als „baufällig" gesprengt werden, weil es nicht „fallen" wollte!

Aus den Wellen der Völkerwanderungszeit, die zwar vielen Zeugen der vorangegangenen Epochen den Untergang bereitete, erhob sich ein neu verjüngtes Kulturleben. Die karolingisch-ottonische Epoche gibt diesen Jahrhunderten Antlitz und Rhythmus. Seit Karls des Großen Kulturarbeit, die sich auch hier in nachhaltiger Weise bemerkbar machte und in der Schenkung dieses gewaltigen Trägers höherer Gesittung und Bildung an das uralte Donaukloster Nieder-Altaich die Grundlage zu neuer, blühender Entwicklung legte, tritt das Gebiet unserer Wachau (Wachove) in den Kreis einer sich immer stärker auswirkenden Kolonisation. Es sei hier besonders betont, daß die Wachau (Wachove) damals nur jenen Raum umfaßte, der auch heute noch als Kern dieses so benannten Donaugebietes gilt, der sich zwischen den Orten Weißenkirchen und Spitz befindet, während die heute allgemein gebräuchliche Bezeichnung eine weitere Begrenzung ins Auge faßt, deren Endpunkte westwärts Melk und ostwärts Krems bilden. Was die Karolinger begonnen hatten, setzten erfolgreich die mit der Ostmark belehnten Babenberger fort, unter deren Zepter eine neue mächtige Kunstepoche die Herrschaft antritt: der Romanismus.

An der Schwelle der bayrischen Kolonisation des Ostmarkgebietes in der Karolingerzeit steht in Nachbarschaft der Donaustraße die Agilolfingergründung Kremsmünster, durch das Tal der oberösterreichischen Krems und der Traun mit dem Strome verbunden. Es kann mit Recht zusammen mit Mondsee und Innichen den Anspruch erheben, die erste Etappe christlich-germanischer Kulturarbeit auf dem Boden der österreichischen Stammlande zu sein. Wie Symbole erheben sich am Beginne dieser Frühkultur zwei hervorragende Kunstschätze aus dem Dunkel jener Übergangszeit: Der Tassilo-Becher und der Codex millenarius zu Kremsmünster — ein Kelch und ein Evangeliar, die Initialen des gewaltigen Wunderbuches mit seinem tausendfältigen Bildschmuck, genannt „Deutsche Kunst der Donauostmark"!

Auf den Stifter Herzog Tassilo selbst wird der Becher zurückgeführt und deshalb auch der „Stifterkelch" genannt. Seine Entstehungszeit ist das 8. Jahrhundert, das Material Kupfer mit ausnehmend reicher Ornamentierung durch eingravierte Tier- und Pflanzenornamente; außerdem trägt er figurale Darstellungen auf eingelassenen Silberblechplatten, in die in Niello-Manier die Konturen der Gesichtszüge, der Hände, Haare und Faltungen der Gewänder Christi und der vier Evangelisten eingearbeitet erscheinen. Am Fußrand ist in Majuskeln die Inschrift zu lesen: Tassilo dux fortis Liutpirg virga regalis (Tassilo, der tapfere Herzog, Liutpirga, königlicher Sproß — sie war die Tochter des letzten Langobardenkönigs Desiderius!). Oberhalb dieser Inschrift sind vier Rundmedaillons mit den Brustbildern Mariens, Johannes des Täufers, der Märtyrer Tiburtius und Pantaleon zu sehen.

Wie der Tassilo-Becher, so stellt auch der tausendjährige Kodex den ersten Samen bayrischer Kunst auf österreichischem Boden dar, der segensreiche Frucht getragen hat und die innige Verbindung dieser Länder und seiner Bewohner sinnbildlich zum Ausdruck bringt. Aus dem 8. Jahrhundert, längstens dem Beginne des 9. herstammend, von Mönchen Salzburgs geschrieben, wo Bischof Virgilius, der Geburt nach ein Ire, umfassende Tätigkeit auf den Trümmern ehemals römischen Lebens entfaltete, stellt er das erste Denkmal bayrisch-österreichischer Buchmalerei dar, das auf feinstem Pergament in Majuskelschrift die vier Evangelien mit den Miniaturen und Symbolen der Evangelisten enthält. Daß die Mönche ihn frühzeitig als ihr Heiligtum einzuschätzen wußten, dafür ist nicht nur der in einem Inventar des Jahres 1040 erwähnte reiche Gold- und Edelsteinschmuck, womit er verziert worden, ein Zeugnis, sondern auch die Tatsache, daß man auf seine Rettung bei Gefahren in erster Linie bedacht war und (wie es in vielen Klöstern Gepflogenheit gewesen, so auch hier) wertvolle Urkundenabschriften auf seine leeren Blätter eintrug.

Noch ein anderes Stift längs der Donaustraße besitzt aus dieser frühen Epoche ein schönes Werk: Göttweig in seinem Psalterium aus dem 10. Jahrhundert, wo Initialschmuck und Goldrankenumrahmung auf Purpurgrund, Vögel- und Drachengestalten in farbenprächtiger Weise verwendet erscheinen. Der romanische große Leuchter in der Leopoldskrypta zu Klosterneuburg entstammt dem 11. Jahrhundert, ist aber erst durch Erzherzog Maximilian III., den Hoch- und Deutschmeister, am Beginn des 17. Jahrhunderts aus dem Schlosse Ambras in das Stift gekommen.

Mit dem Einbruche des der mongolischen Rasse angehörenden Magyarenvolkes, das dem großmährischen Reiche den Todesstoß versetzte und den bayrischen Herzog Luitpold bei einem unbekannten Orte „im Ostlande" vernichtend schlug, so daß der Weg nach dem kultivierten Westen völlig offen stand, gingen die Errungenschaften dieser ersten bajuvarischen Kolonisationsepoche in Trümmer; jede Nachricht über die Verhältnisse der Ostmark jener Tage (bis zum Jahre 967, dem bald darauf — 976 — die Übergabe an die Babenberger folgte) fehlt. Verwüstung und Entvölkerung herrschte in den Gauen der Nibelungenstraße. So kam es, daß sich auch nichts von irgendwelcher künstlerischen Bedeutung erhalten konnte — mit alleiniger Ausnahme der ganz wenigen glücklich in eine bessere Zeit hinüber geretteten Zeugen — und in dem kampfdurchtosten Lande alle Musen schwiegen, soweit sie nicht irgendwo unter eines verborgenen Klösterleins schützendes Dach flüchten konnten. Und dies währte noch lange nach: Fast nur diese geistlichen Häuser konnten bauen und konnten künstlerischer Betätigung sich widmen, zumal in Form der frühen Buchmalerei, Glasmalerei und kunstgewerblicher Arbeiten im Dienste ihrer Gotteshäuser. Wenn nun auch die majestätischen prunkvollen und geräumigen Anlagen kirchlicher und profaner Bauwerke des Westens, zumal der Rheingegend, hierorts noch nicht sofort mit monumentaler Großzügigkeit nachgeahmt werden konnten und überhaupt die künstlerische Wirksamkeit noch auf die Klöster beschränkt blieb, die unter sächsischen, Hirsauer, Regensburger und schottischen, weniger unter italienischen Einflüssen sich entwickelten, so konnte doch das Aufblühen eines kraftvollen neuen Stils, des romanischen, mannig-

faltige Auswirkung in den einzelnen Kunstzweigen zur Folge haben. Man hat sich neuerdings mit vieler Mühe an die Aufhellung dieser für die Kenntnis des Werdeganges romanischer Kunst in den Donauländern wichtigen Epoche herangemacht, wie es die heimatkundlichen Publikationen vielfach bestätigen können.

Bewahrt die Behausung des fränkischen und bajuvarischen Ansiedlers im allgemeinen dieselbe Physiognomie wie sie das fränkische und bayrische Gehöft seit der Babenberger Zeit aufweist, so erfolgt in den Donaulanden seit dem 11. Jahrhundert ein durch das Eindringen des romanischen Stiles bedingter gewaltiger Umschwung der Kunstformen. Es war die Zeit der Errichtung jener Zentralstellen umfassender kultivierender Tätigkeit, die als Stützpunkte der Christianisierung und zugleich der materiellen Kultur in den das Reich gegen Osten abgrenzenden Marken angesehen werden müssen, nämlich der Klöster und Stifte. Benediktiner, Zisterzienser, Augustiner Chorherren und Prämonstratenser teilen sich in die Aufgaben, die ihnen ihre Gründer, geistliche und weltliche Machtfaktoren, Grundbesitzer und Feudalherren zugewiesen hatten. Daneben erstehen zahlreiche befestigte Plätze, Burgen und Schlösser, die in gleicher Weise wie jene sich mit den charakteristischen Kennzeichen romanischer Kunst schmücken. Haben auch die meisten von ihnen dieses Erstlingskleid ihres Existenzfrühlings, sei es durch friedlichen Umbau, sei es durch gewaltsame Veränderungen und Zerstörungen endgültig verloren, so erinnern doch noch mancherlei glücklich erhaltene Reste des ehemaligen Kunstbesitzes an die romanische Epoche.

Es darf uns dabei nicht wundernehmen, daß spätere For-

men diese Reste vielfältig überkleidet oder gar verunstaltet haben, so daß es oft nur dem kunsthistorisch bewanderten Auge möglich wird, die ursprüngliche Stilart herauszufinden und aus der Hülle zu schälen. Die einzelnen schulmäßig voneinander zu trennenden und typologisch zu unterscheidenden Schemas romanischer Architektur mit ihren kennzeichnenden Merkmalen hier anzuführen, hieße dieses Wanderbuch zu einem Lehrbuch machen. Es kann uns hier nur obliegen, das Besondere herauszuheben und die berühmteren Objekte, die sich längs des Donauweges befinden, aufzuzählen und nach Möglichkeit kurz zu würdigen. Das bestätigt sich vor allem bei den Kirchenbauten, möge es sich um Umbauten aus ehemaligen Holzkirchen oder um Neuanlagen handeln. Hatte man es bei den primitiven Bauten mit ganz einfachen Formen, Grundriß im Quadrat, schlichteste Säulenformen, keine Wölbung, zu tun, so ersteht in der Donaulandschaft ein reicherer Typus nach sächsischem Vorbilde mit Säulen und Pfeilerwechsel, drei östlichen Absiden, Vorhalle und Türmen an der Westseite, hier und da Gruftkirchen als Unterbau, wo nicht vielleicht die Hirsauer Form richtunggebend war. Mit der Zeit werden die Formen lebhafter und reicher, es mutet fast so an, als dürfte die größere durch tatkräftige Verdrängung der Feinde erworbene Sicherheit, wie sie zum Beispiel durch Errichtung der Grenzfeste zu Hainburg und durch die Vorschiebung der babenbergischen Residenz gegen Osten zum Ausdruck gelangt, befruchtend auf Phantasie, Schönheitssinn und Freude an der Kunst und Bereicherung des Lebensinhaltes gewirkt haben. Ein Parallelismus zu der Epoche nach der Überwindung der Türkengefahr, da ebenfalls eine frohbewegte Strömung nach Form-

schönheit und Pracht, nach Monumentalität und Größe den Barockstil zur Auslösung brachte.

Waren die Alpenländer sehr reich an romanischen Bauwerken, so haben sich auch die Donaugebiete derselben zu erfreuen gehabt. Aber dort wie hier sind sehr viele teils gänzlich zugrunde gegangen und für immer dem menschlichen Auge entschwunden, teils haben sie solche architektonische Veränderungen erlitten, daß ihr Außenkleid sich in einem jüngeren Stile präsentiert. Einige wichtige Zeitdaten möge man festhalten, um die Chronologie dieser romanischen Bauten zu verstehen: die von der Donau abseits liegenden Klosteransiedlungen, wie Lambach, Mondsee, Baumgartenberg, Kremsmünster, Gleink, das unterhalb des Böhmer Waldes gelegene Prämonstratenserstift Schlägl und das Chorherrnstift St. Florian bergen Reste romanischer Bauwerke, abgesehen von einigen Burgen des Landes. Für Niederösterreich kommt dann die Zeit des Passauer Bischofs Altmann, des Gründers von Göttweig und Restaurators anderer Häuser, wie z. B. Melks, in Betracht (Ende des 11. Jahrhunderts), ferner die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts seit der Regierung des Babenbergers Leopold III., des Heiligen, des Stifters von Klosterneuburg (1114) und Heiligenkreuz am Sattelbache (1135).

Baumgartenberg (1141 gegründetes Zisterzienserstift), dessen romanisches Langhaus und Querschiff noch erhalten ist, jedoch ebenso wie die ursprüngliche romanische Klosterneuburger Basilika einen barocken Innenschmuck erhielt und dessen romanisches Portal deutlich auf bayrischen Einfluß hinweist, war ein Juwel des Romanismus; gewiß auch die Kirche des Stiftes Wilhering an der Donau, von dem noch

das einfache, aber eindrucksvolle romanische Portal erhalten ist. Aus dieser Epoche haben sich auch noch Reste in Lorch (Laurenzkirche), in Seitenstetten, in St. Pölten (gegründet 1150), an der Tullner Pfarrkirche (Portal), in Klosterneuburg und Deutsch-Altenburg (Langhausarchitektur), an der Pfarrkirche von Petronell, der Kollegiatkirche zu Ardagger, an der Michaeler und vor allem St.-Stephans-Kirche zu Wien erhalten. Die Westfassade und das Portal der letztgenannten Domkirche gehören jedoch bereits jener Zeit an, da der sogenannte Übergangsstil (aus dem Romanischen in das Gotische) einige herrliche Denkmäler höchsten Kunstempfindens auch dem Gebiete der Nibelungenstraße geschenkt hat. Sind schon die an die italienischen Baptisterien gemahnenden Rundkapellenbauten, die als Karner ihre spezielle Bestimmung erhielten, hervorragende Zeugen dieses Kunstsinns, so sind besonders die herrlichen Kreuzganganlagen mit ihren Kapitelsälen und Brunnenstuben wahre Juwele der romanischen und Übergangszeit.

Der Karner in Tulln gehört zu den besten Beispielen seiner Art und wird als der prächtigste und besterhaltene in den österreichischen Stammländern gepriesen, der sich weit über die Karner zu Petronell, Deutsch-Altenburg, Hainburg und andere emporhebt. An das ein wenig ältere Rundbogenportal der Pfarrkirche, das durch antikisierende Elemente auffällt, schließt er sich auch zeitlich als Werk des Übergangsstiles aus der Mitte des 13. Jahrhunderts an. Der romanische Portalbau des Karners zerfällt in zwei übereinandergelegene Abteilungen, einen Altarraum und einen Gruftraum zur Aufbewahrung der Totengebeine. In den oberen führt über eine Freitreppe (späterer Zeit) das unvergleichlich

schöne vielbewunderte Portal mit glatten Säulen, darauf Knospenkapitäle, schöne Bogenarchitektur, normannische und lombardische Stilelemente in glückliche Verbindung gebracht sind. Polychromie des Portals ist nachweisbar. Im Tympanon ist ein Marien-Fresko, im runden Innenraum, mit Ecksäulen, Blendarkaden, Rippen und schöner Freskenausstattung ist Christus in der Mandorla dargestellt, oberhalb des Triumphbogens ist der Erzengel Michael mit dem Teufel zu sehen. Die Außenwände tragen Blendarkaden und Kleeblattbogen, Rundbogenfries mit Zahnschnitt, Ecksäulen mit Spitzbogenblenden und neben dem Portal eine Stifterfigur.

Der Petronellsche Rundbau, möglicherweise ein Baptisterium vom Beginn des 13. Jahrhunderts, hat ebenfalls ein Säulenportal mit lombardischen Kapitälen, Rundbogenfries und weist im Tympanon die Taufe Christi auf. Der Karner zu Deutsch-Altenburg aus derselben Zeit besitzt einen reizenden, auf bayrisch-österreichische Vorbilder zurückgehenden Portalbau mit interessanten Kapitälmustern und normannischen Zickzackornamenten; dagegen ist der Hainburger Karner einfacher, das Portal sehr schlicht, ohne Kämpfer, das Dach neu.

Die hervorragendsten Beispiele des Kreuzgangbaues sind in den Stiften fernab von der Donau (in den österreichischen Zisterzienserstiften Lilienfeld, Heiligenkreuz und Zwettl) zu sehen. Aber ein mit diesen in gewisser Beziehung stehender Kreuzgang, dessen Kapitelraum freilich stark barockisiert worden ist, ist der im Übergangsstile erbaute, heute nach der Restaurierung in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts etwas zu sehr „erneut“ anmutende Klosterneuburger Kreuzgang, der — im letzten Viertel des 13. Jahrhunderts voll-

endet — schöne Gliederung und bei Vorwiegen des gotischen Elements üppige Ornamentik zeigt. Zehn Fenster an jeder Seite gegen den „Kreuzgartel-Hof" zu tragen heute leider moderne, wirkungslose, gemalte Glasfenster an Stelle jener wundervollen, nur in geringer Anzahl im Kapitelsaale und im Museum erhaltenen Resten der ursprünglichen Meisterwerke mittelalterlicher Glasmalerei, die Ende des 13. Jahrhunderts geschaffen wurden und 14 an der Zahl waren.

Künstlerisch äußerst wertvolle und seltene Stücke aus romanischer Epoche sind natürlich nicht viele erhalten. Unter ihnen nehmen die Wandmalereien im Passauer Hof zu Krems, die im Arkadenhofe sich befinden und Tierfabeln zum Gegenstande haben, in der Gruppe Malerei den ersten Platz ein. Im Kunstgewerbe jener Zeit — ohne Konkurrenz fürchten zu müssen — spielt das „Wunder von Verdun", das hochberühmte Antipendium zu Klosterneuburg, auch Verduner Altar genannt, die bedeutsamste Rolle. Von ihm behauptet schon Lübke mit vollem Rechte, er sei den berühmtesten Werken dieser Art überhaupt beizuzählen. Gewiß gibt es im ganzen Mittelalter nichts, was ihm als gleichwertig an die Seite gesetzt werden könnte. Eine dem Gegenstande halbwegs gerecht werdende Würdigung müßte ein ganzes Buch füllen und dürfte von einer guten bildlichen Wiedergabe der einzelnen Details nicht absehen. Was das kostbare Emailwerk, aus der Werkstätte des Meisters Nikolaus von Verdun laut Inschrift hervorgegangen und 1181 an das Stift Klosterneuburg geliefert, für die Kunstgeschichte bedeutet, ist heute allen Fachleuten klar; was es an Ideengehalt und überraschenden Zusammenhängen mit der Antike in sich birgt, noch viel zu wenig erforscht und ergründet,



Klosterneuburger Madonna



Klosterneuburg: Spätromanisches Pedum

was es in seiner Technik an Vollendung und Können bietet, noch nicht genügend zum Bewußtsein gekommen. Hauptsächlich deshalb, weil es bisher an einer allgemein zugänglichen guten Publikation darüber mangelt, die auch weiteren Kreisen als nur den beruflich sich mit derlei Kunstwerken Beschäftigenden das Antipendium zum Studium nahebringt.

Als Vorläufer dieses immensen Kunsterzeugnisses, das vielfach befruchtend auf die mittelalterlichen Fresko- und Miniaturenmaler gewirkt hat, wie sich an Einzelheiten gut nachweisen läßt, erscheinen die Emailreliquiare aus Limosiner Werkstätten, die der Sohn des Stifters Klosterneuburgs, Otto, aus Frankreich hierhergebracht hatte und die heute noch samt dem romanischen Pedum, den herrlichen Elfenarbeiten und dem aus den Hochzeitsgewändern des Stifterpaares gefertigten Meßornat sizilianischer Herkunft zu dem romanischen Inventarteil des Klosterneuburger Schatzes gehören. Solche kunstgewerbliche Arbeiten finden sich noch verstreut in mancherlei Sammlungen der Donaustifte und Donaustädte vor, sind wohl auch noch hier und da im Privatbesitz als bestgeschätzte Antiquitäten vorfindlich. Von den bekannteren seien hier angeführt: die Portalplastik am Riesentor zu St. Stephan in Wien, Florianstatuen zu St. Florian, Tragaltäre im Stift Melk aus dem 11. und 12. Jahrhundert, Elfenbeinschnitzereien in Seitenstetten, das angeblich Bischof Altmann gehörige Pastorale aus dem 11. Jahrhundert zu Göttweig, das mit dem Altenburger verwandt erscheint, verschiedene Reliquiare in Stifts- und Domkirchen (z. B. Wien, St. Stephan), die eucharistische Taube zu Göttweig aus dem 12. Jahrhundert, der bereits erwähnte siebenarmige Bronzeleuchter zu Klosterneuburg,

den die Phantasie — ohne jede Berechtigung — zur Hülle des sagenhaften Holunderbaumes gestempelt hat, dann in den Bibliotheken der Stifte und öffentlichen Studienanstalten geborgene Handschriften mit oft bedeutsamen Buchmalereien.

Zu letzteren gehören hervorragende Unika, wie z. B. das Leopoldi-Psalterium und Leopoldi-Bibel (ersteres für die Geschichte der Instrumente wichtig), ein Higynus „de signis coelistibus" Missale, ein Virgil, Bibelhandschriften und Kirchenväterabschriften (zu Klosterneuburg), ein Boethius (zu Melk), ein Evangeliar (zu Seitenstetten), eine Biblia pauperum Speculum salvationis zu St. Florian (zu Kremsmünster), dann die vielen mit der Geschichte der Stiftungen aufs innigste verknüpften Traditions- oder Saalbücher, die Wohltäter-Dyptichen, die Nekrologien, die Verbrüderungsbücher, die Annalen und Chroniken, Niederschriften der großen nationalen und geistlichen Dichtungen, wie des Melker Marienliedes — des ältesten niederösterreichischen deutschen Literaturdenkmals — und des auf Heinrich von Melk zurückgehenden Buches über den Tod und die verschiedenen hauptsächlich aus den klösterlichen Schreibstuben hervorgegangenen Werke literarischen Fleißes und künstlerischer Handfertigkeit. Die Wiener Nationalbibliothek und die Bibliothek des Fürsten Liechtenstein bewahren so manche köstliche Zeugen dieser kulturellen Bestrebungen, die neben den Schreib- und Malstuben der Männerklöster gewiß auch manchem ehemaligen Nonnenkloster Förderung verdanken, z. B. dem zu St. Blasius in Göttweig und dem Magdalenen-Chorfrauenstift zu Klosterneuburg.

Wenn wir in Passau nur karge Reste aus der romanischen Zeit in baulicher Hinsicht aufzählen können, die fälschlich

sogenannte „Römerwehr", die Krypta von St. Nikola, den Kapitelsaal der Domherren und Teile der älteren Residenz, so sind wir auch hinsichtlich der romanischen Plastik daselbst nicht viel besser daran. Die Kreuzkirche und die Marienkirche des Klosters Niedernburg bieten solche; in den Löwen des Domportals, im Grabstein der Königin Gisela, im Relief des Bischofs Wolfger in der Herrenkapelle und in dem holzgeschnitzten Christusbild der Salvatorkirche bemerken wir noch einige wenige. Dazu kämen höchstens noch ein kugelförmiges Weihrauchfaß, ein byzantinischer Seidenbrokat mit Löwenmustern, zwei Reliquienhüllen aus sizilischem Seidendamast mit einem ähnlichen Muster, wie es der Klosterneuburger Leopoldsornat aufzuweisen hat, eine Reliquienpyxis sizilianischer Herkunft, Dalmatikenstoffe, die Schmidt in seiner Monographie einer Regensburger Weberei zuspricht, schließlich im städtischen Museum eine italienische Truhe mit Lederschnitt.

Ein neuerdings viel besprochenes Kunstwerk der Übergangszeit birgt seit kurzer Zeit das Klosterneuburger Stiftsmuseum: es ist die bisher wenig beachtete Klosterneuburger Madonna, auf welche sich neuestens die Aufmerksamkeit der Kunsthistoriker in besonderem Maße lenkt. Das Verdienst, dieses erhabene Kunstwerk, das seinerzeit schon vom Kustos Ivo Sebald und Direktor Ilg im Lapidarium pietätvoll verwahrt wurde, gewürdigt und ans Licht gezogen zu haben, gebührt dem Wiener Kunstgelehrten Richard Ernst[1]). Ein

[1]) Er veröffentlichte im „Belvedere" (1924, 21. Heft) eine epochemachende Studie darüber. In dieser Madonna — einer lebensgroßen Kalksteinplastik, die die sitzende Gottesmutter mit ihrem am Schoße stehenden Kinde darstellt — sieht er eine wundervolle Vereinigung des

geradezu antiker Geschmack, verbunden mit höchster Anmut und zugleich erhabener Würde, prägt sich in dieser leider stark verstümmelten Plastik aus[1]). Als Entstehungszeit des merkwürdigen Kunstwerkes, das als ein Markstein in der Entwicklung der monumentalen Freiplastik anzusehen ist, dürfte der Beginn des 14. Jahrhunderts angenommen werden können.

Ein spätromanisches Pedum (Bischofs- oder Abtstab) befindet sich in der Klosterneuburger Schatzkammer als Zeuge des Geschmacks in der Elfenbeinschnitzerei-Technik des 13. Jahrhunderts.

Im 13. Jahrhundert beginnt — zunächst vereinzelt und fast schüchtern — in Form eines Übergangsstils eine neue künstlerische Idee auch in unseren Donaulanden sich auszuwirken. Es ist die Gotik. Die großen Vorbilder des voraus eilenden Westens und Südens machen Schule. Die himmelanstrebende Kraft des mittelalterlichen Glaubensbewußtseins bleibt nicht mehr bei der gedrungenen Intensität des religiös eingestellten Seelenlebens, sondern sucht sich in üppiger Fülle und staunenswertem Formenreichtum nach außen hin zu ergießen und alle Innigkeit des deutschen Gemüts auszuströmen. Es dauert nicht lange, und die Gotik tritt im kirchlichen wie im profanen Leben ihren Siegeszug an, der ungehindert und unaufhaltsam wie der sprossende Frühling immer neue und schönere Blüten zeitigt. Wer die Geschichte der österreichischen Gotik schreiben wollte, müßte sich

---

frühmittelalterlichen Majestätstypus mit dem milderen abendländischen Madonnentypus.

[1]) Ohne auf die Einzelheiten hier eingehen zu können, will der Verfasser auf seine Ausführungen in der amtlichen „Wiener Zeitung" vom 5. Mai 1925 verwiesen haben.

jedenfalls längere Zeit im Donaugebiete aufhalten, um hier starke und lehrreiche Eindrücke über dieselbe empfangen zu können.

Ist die Zahl gotischer Kirchen in Österreich an sich keine unbedeutende, so ist seine Hauptstadt und zugleich kirchliche Metropole der Sitz höchster gotischer Stilentwicklung in der Gestalt des Wiener Stephansdoms. Aus romanischen Anfängen nach mehreren Bränden im Chorteil erneut (1340), hatte sich der Feuergeist eines Herzogs Rudolf IV. die Aufrichtung eines Münsters zum Ziele gesetzt, das alle anderen Kirchenbauten seiner Länder in Schatten stellen sollte. 1359 war der Neubau des Langhauses begonnen worden, aber ganz langsam schritt das ungeheure Werk fort, und nur ein gewaltiger Turm ward schließlich 1433 vollendet — das erhabene Wahrzeichen der Jahrhunderte, zu dem die Geschlechter, einander ablösend, im Zeitenwechsel stetig voll Ehrfurcht emporblicken. Bald rankte sich die Sage um das wunderbare Werk und um die Schicksale seiner Meister. Neben ihm mußte die andere gotische Meisterkirche — Maria am Gestade — trotz ihrer eigenartigen, mehr intimeren Schönheit und der Absonderlichkeit ihres in eine Kuppelform auslaufenden Turmes weit zurücktreten. Aus früherer Zeit ragen zwei Kirchen in diese Epoche herein, die noch schüchtern erst sich zur Gotik bekennen wollen: das im Jahre 1264 geweihte Minoritenkirchlein zu Stein und die aus dem Ende des 13. Jahrhunderts stammende Pfarrkirche zu Phyra bei St. Pölten, an der das erste bewußte Loslösen von den Gesetzen des Romanismus und Hinwendung zu denen der Gotik studiert werden kann. Dies ist ebenso der Fall bei der Katharinenkapelle in Imbach bei Krems.

Zahlreich sind die kleinen gotischen Gotteshäuser längs der Donau, in Nieder- und Oberösterreich scheint sie zu einer Volkstümlichkeit gelangt zu sein, die auch in dem Burgen- und Städtebau und bis hinein in die Bürgerhäuser und Familienstuben heimisch wird. Die tatkräftigen Bauhütten, die damals zum Segen der Kunst als selbständige Künstler- und Handwerkergenossenschaften erstanden und vom Westen Europas bis zum fernen Osten eine geschlossene Organisation bildeten, teilten sich in vier Hüttengaue: Straßburg und Köln, Bern und Wien, zu welch letzterem Gau Lambach, Steier, Werckhausen und Ungarn gezählt wurde, während es dann wieder heißt: zur Wiener Bauhütte gehöre: „Ober- und Niederbayerland, auch das Land ob der Ennsz, Böheimb, Mähren, Steyermarkt, Kärndten und Krain umd ganz nach der Donau obbhin.“ Den Vorzug gab man in Österreich den Hallenkirchen, die in der Blütezeit des Stils zu herrlichen Denkmälern edelster Kunst gediehen. Die Piaristenkirche in Krems, die Othmarkirche in Mödling bei Wien, die Pfarrkirche zu Perchtoldsdorf, die in der Türkenzeit zum Schauplatz furchtbarster Greuel wurde, der Chor der Stiftskirche zu Göttweig, heute mit barockem Kleide angetan, und der zu Deutsch-Altenburg, die Pfarrkirche der Stadt Eferding (von Krummauer?) bei Linz und von Waldhausen bei Grein, die Türme der Stiftskirche von Klosterneuburg (leider durch Restaurierung stark verändert), der wundervolle gotische Hallenchor der Baumgartenberger Stiftskirche (unter dem Einfluß Parlers). Letztere ist wie der nördliche Klosterneuburger Turm erst im 17. Jahrhundert gotisch gebaut worden — gewiß ein Zeichen der dauernden Lebenskraft dieses Stils.

Die gotische Epoche ist in der Donaustadt Passau, das in jener Zeit noch die Stifte Herzogenburg an der Traisen und Engelszell zur Verpflegung der donauabwärts Reisenden gründete, in mehrfacher Weise vertreten. Die Einzelheiten hier aufzuzählen, mangelt der Platz. Es sei nur der 1407 begonnene Domchor erwähnt, der an die Stelle eines frühgotischen, aber wahrscheinlich zu engen und dunklen, treten sollte. Dekorative Bauplastik ist nicht erhalten geblieben. Ebenso erging es mit den monumentalen Gräbern, nur unbedeutendere Grabsteine in schlechtem Zustande, z. B. im Klosterneuburger Kreuzgange, sind auf uns gekommen. Einige Steinplastik, zumal Marienfiguren, sind besonders in niederbayrischen und oberösterreichischen Kirchen, Wandmalereien in der Kreuzkirche zu Niedernburg, von Glasgemälden eine Scheibe und von Goldschmiedearbeiten ein schönes silbervergoldetes Kreuz und Stadtsiegelstöcke auf die Gegenwart gekommen. Näheres berichtet mit gutem Illustrationsmaterial a. a. O. Schmid in seinem Seemannschen Kunststättenbuche.

Von den vielen profanen Schöpfungen gotischer Richtung, die eine baufreudige kunstfrohe Zeit, wie besonders die des 15. Jahrhunderts, zeitigte und die uns in manchem bezaubernden Städtebilde Deutschlands (ich nenne nur Rothenburg!) entgegentritt, hat sich auch längs der Donaustraße eine Reihe von Objekten erhalten, wenn auch sehr vieles durch das Überwiegen des Barockgeschmacks und die oft brutale Art, wie eine Stilart die andere ablöste, vernichtet worden ist, wo nicht äußere Gründe schließlich zu einer köstlichen Synthese führten, wie sie beispielsweise Klosterneuburg mit seinem Alt- und Neustift aufweisen kann. Letztgenanntes Stift ist auch in der Profanarchitektur mit gotischen Resten

noch gesegnet: die Thomasprälatur im stimmungsvollen sogenannten „Kuchelhof", wo sich nebst einem Fenster in großem Format der herrliche spätgotische Erker in seiner ganzen Schönheitsfülle noch erhalten konnte, neben Gebäudeteilen solcher Stilart mit reichen Netzgewölben und gotischer Ornamentik, die rings um den Stiftsplatz gelegen sind; ferner die ewige Lichtsäule (auch Christoph-Tutz-Säule genannt), eines der besten Beispiele dieser zierlichen Arbeiten, an das sich würdig die Lichtsäulen von Lorch und Mauer, wie „Die Spinnerin am Kreuz" (Wien) und die zahlreichen Sakramentshäuschen, anreihen können. Letzteren hat das Dekret von Trient und neuerlich der Ritenkongregation vom Jahre 1863 ein frühes Ende bereitet.

Zahllos sind gotische Burgen- und Hausbauten vorhanden: der Donauweg ist links und rechts — zumal im Wachaugebiete — umsäumt davon, und es ließe sich ein reichhaltiges Bilderbuch damit füllen. Wem sind sie nicht wohlvertraut, der dort wandert, alle die aus dem Grün und Blütenrausch des Frühlings so poetisch sich heraushebenden steilen Giebel mit Krüppelwalm, die Erkerlein, die Höfe mit den Arkaden, wo sich mitunter irgendein barockes Motiv später dazugesetzt hat, mitunter auch noch ein romanisches aus früherer Zeit hineinragt? Wie beim Kremser Kanzelhof oder beim Predigerkirchl in Spitz? Und wer kennt nicht die rauchgeschwärzten trichterähnlichen Küchenrauchfänge, die noch recht primitiv anmuten und an die einfache Einrichtung mittelalterlicher Burgküchen mit pyramidenförmiger Überdeckung des offenen Herdes erinnern?

Die Plastik und Malerei treibt wundervolle Blüten im Donaulande, ja es kommt im weiteren Verlaufe zu jener

künstlerischen Konzentration einer bestimmten Ausdrucksrichtung, die, von Regensburg und Passau vornehmlich ausgehend und daselbst in hervorragendster Weise vertreten, sich längs des ganzen Donautales bis herunter nach Wien mit seitenästigen Ausstrahlungen weiterverpflanzt und hiervon auch ihren Namen bekommen hat: „Donau-Stil.“ Wenn man heute von einer durch wirtschaftliche, politische und andere Momente begründeten Anschluß- und Zusammenschlußidee sprechen kann, die auf Vereinigung der deutschösterreichischen Gebietsteile mit dem Deutschen Reiche hinzielt und — wie jeder Geschichtskundige weiß — ihre tiefste Begründung in der innigen historischen Verbindung der in Betracht kommenden Länder und Volksstämme hat, dann darf man mit Fug darauf hinweisen, wie starke Bande zwischen diesen schon die mittelalterliche Kunst in dem Bereiche der Nibelungenstraße geknüpft hat.

In den Plastikwerken sind die unvergleichlichen Flügelaltäre auch hier vertreten, und zwar vor allem in einem Exemplar, das man dem St. Wolfganger Pacher-Altar ruhig zur Seite stellen kann: im Kefermarkter Altarwerk. Eine ganze Literatur hat sich mit diesem nicht weit von Linz befindlichen Juwel bereits beschäftigt, doch hat das Interesse für den erstgenannten Altar das Kefermarkter Werk bisher stark verdunkelt. Das dürfte nun anders werden. Kürzlich scheint das Rätsel gelöst worden zu sein, das bisher um die Herkunft und den Namen des Meisters schwebte, und der Löser dieses Problems hat uns selbst über seine Entdeckung informiert: kein Geringerer als Michael Pacher von Bruneck, der Meister des Wolfgang-Altars, der große Maler und Bildschnitzer ist auch der Verfertiger des Kefermarkter Werkes!

Eine ausführliche Begründung und Erklärung des durch August von Scheindler enträtselten Anagramms sowie die daraus sich ergebenden kunsthistorischen Folgerungen zu ziehen, verbietet der Raummangel. Aber es sei gleich hier erstmals festgestellt, daß dieses Anagramm, das der Meister selbst verfaßte und in Form einer im Ornament des Kleidsaumes verwendeten Majuskelinschrift klug zu verbergen wußte, besagt: „Wolfgango Vito Christophoro Tabulam Exstruxit Vinimontanis M. Pacher" (das ist: Wolfgang, Vitus und Christophorus [den bekannten Heiligen dieses Namens] hat dieses Tafelwerk den Herren von Weinberg [das waren die Stifter des Altars] errichtet M. Pacher). Es freut uns, jetzt darauf hinweisen zu können, wie richtig Georg Lill, der Verfasser des im Volksverband der Bücherfreunde kürzlich erschienenen prächtigen Buches „Deutsche Plastik", den Kefermarkter Altar einzugliedern gewußt hat, wenn er sagt: „Von Pacher gehen die Fäden nur zum Teil zu dem stilleren Schüler Wolfgang Aßlinger zu Bozen, der auch die Freude an Festlichkeit, goldenen Gewändern und Volkstümlichkeit erbt, vielmehr geht diese Linie zum Meister des Kefermarkter Altars ...", und später, gelegentlich der Besprechung des „Gotischen Barocks": „Von noch größerer Bedeutung scheint mir aber die festlich rauschende Pracht Michael Pachers für das Voralpenland geworden zu sein ... die Welle, die Bayern erfaßt hat, scheint nicht ohne Pacher verständlich ... Die Bewegung greift in einer heute noch schwer zu übersehenden Weise in das ganze Donauland bis nach Wien und Steiermark hinein [1])."

[1]) Loßnitzer und auch Othmar von Leixner hatten hierfür eine sichere Witterung, wenn sie annahmen, daß das Werk dem Kreise der „Pacher-

Im Flügelaltar der spätgotischen Hallenkirche von Maria-Laach am Fuße des Jauerling (bei Aggsbach in der Wachau), wo die spätgotische Orgelbrüstung, ebensolche Kanzel und das prächtige, 1607 aufgestellte, mit reichem Renaissance-Ornamentschmuck und einer knienden Ritterstatue gezierte Kuefsteinsche Grabdenkmal, dann ein Spätrenaissance-Wand-grab und ein Marienbild mit sechs Fingern unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht, schätzen wir eine süddeutsche Arbeit des ausgehenden 15. Jahrhunderts, soweit es die Schnitzerei betrifft. Die Doppelflügelbilder sind in Tempera ausgeführt und werden als österreichische Arbeit angesprochen. In der gotischen Kirche des Mauertals bei Melk befindet sich noch ein bemerkenswertes Flügelaltarwerk, das aber bereits der vorgeschrittenen Spätgotik mit Vermischung von Renaissance-Elementen angehört. (In Mauer ist auch eine spätgotische, durch Figuralplastik ausgezeichnete Lichtsäule bemerkenswert.)

Eines ganz hervorragenden Plastikwerkes dürfen wir nicht vergessen, das zu den besten seiner Zeit (Anfang 16. Jahrhundert) gehört, dessen Schöpfer jedoch unbekannt ist: es ist der im Klosterneuburger Stiftsmuseum befindliche überlebensgroße, in Lindenholz geschnitzte „Erlöser in der Grabesruhe". Diese Arbeit, die einen vorzüglichen Kenner der Anatomie verrät und in der vollkommen getreuen Wiedergabe eines im Tode erstarrten Menschenkörpers mit schärfster und genauester Beobachtung aller hierbei in Betracht kommenden Momente (Muskulatur, Adern und Venen, Wundenwülste

---

Richtung" angehöre, gegenüber Lübbeke und Franz Heege (in den „Christlichen Kunstblättern" von Linz), die sich auf Veit Stoß versteifen und gegen andere, die sich für Riemenschneider entscheiden wollen.

an Händen und Füßen, erschütternder Ausdruck im Antlitz) kaum mehr seinesgleichen finden kann, verläßt die Wege der früheren Bildhauerkunst und scheint noch am ehesten von Dürerschem Geiste inspiriert zu sein. Was hierbei zugleich ergreifend und geradezu mystisch erscheint, ist die Tatsache, daß bei aller Realität der zum Ausdruck gebrachten Todes-starre doch unverkennbar ein Hauch unzerstörbaren Lebens den Toten umweht — ganz im Sinne der christlichen Auf-erstehungs- und Verklärungsidee. Es würde sich wahrhaft lohnen, die Spuren dieses wundervollen Werkes weiter zu verfolgen, die der Nachwelt verlorengegangen sind. Man weiß nur, daß diese Statue früher in der Agneskapelle des Kreuzganges sich befand und bei der sogenannten Grab-legungszeremonie am Karfreitag in Verwendung kam. Es dürfte dann die Befürchtung, das Kunstwerk könnte bei den brennenden Kerzen und Fackeln in Gefahr geraten, dazu ge-führt haben, von der Verwendung desselben lieber abzusehen. So kam es dann in die Sammlungen.

Im Stephansdom zu Wien sind als ehrwürdige Zeugen der hohen Vollendung gotischen Könnens mehrere Werke rühmlichst bekannt: die Sandsteinkanzel mit zierlichen Säul-chen und baldachinüberdeckten Statuetten und auf der Brü-stung mit lebensgroßen Brustbildern der vier Kirchenlehrer, während der achteckige Deckel ein Konglomerat von Fialen, Strebepfeilern und Knorren darstellt — ein Werk des Brün-ner Meisters Anton Pilgram, von dem auch die herrliche Empore herstammt, an der sich der Meister mit seinem Por-trät verewigt hat; ferner die Grabtumba Friedrichs III. von Niklas Lerch aus Leyden, die nur leider infolge der dort herr-schenden Dunkelheit in ihrer ganzen Schönheit nicht erfaßt

werden kann. Aus etwas früherer Zeit datiert die außen befindliche Capistrankanzel; die ornamental und figural reichen Chorgestühle hat Rollinger Ende des 15. Jahrhunderts gearbeitet. Veit Stoß wird die Portalfigur an der St.-Annen-Kirche zugeschrieben. Ölberganlagen sind hier und noch an anderen Donauorten, z. B. in Ybbs, im Klosterneuburger Museum, aus der Gotik vorhanden, ebenso Portalbauten (Minoriten und anderwärts), Taufbecken, Feldkanzeln (z. B. in Spitz), eine große Menge Grabdenkmäler, bei deren Schöpfung der Passauer Meister Jörg Gartner und Stephan Rottaler häufig tätig waren und die mitunter, wie die Klosterneuburger Tumba des Freisinger Bischofs Berthold von Wähingen, von ausgezeichneter künstlerischer Qualität sind, ähnlich den Marmorgrabtumben der Schaunburger zu Wilhering.

Die Gotik ließ zwar dem Wandfresko keinen Raum zur Entfaltung — die Wände wurden zu schmal — immerhin sind Beispiele hiervon, wenn auch selten, im Donaugebiete erhalten, die der Donauschule zur Zierde gereichen können, z. B. in Wachauer Kirchen, wo wir dann mitunter auch — freilich sehr mitgenommen — an der Kirchenaußenseite Fresken wahrnehmen. Sie stellen hauptsächlich bezeichnenderweise den heiligen Nikolaus oder Christophorus, die beiden Schiffer- und Fährmännerpatrone, vor. In der kleinen St.-Gertrud-Kirche zu Klosterneuburg sind solche Engelfresken in dürftigem Reste zu sehen. Leider sind die gewiß hin und wieder auf Burgen befindlich gewesenen Fresken samt den Burgen ein Raub der Vergänglichkeit geworden. — Naturgemäß hat sich viel besser die Tafelmalerei erhalten. Beispiele hiervon birgt die Klosterneuburger Kunstsammlung

in Gestalt der Zyklen Wolfgang Rueland Frueaufs, der zu Wien im 15. Jahrhundert fleißig geschaffen hat und in dessen Werken, wie auch in den Schöpfungen seiner Schüler, der Charakter des Landschaftsbildes, wie er besonders dem Wiener Wald und seinen Ausläufern in der Gegend Klosterneuburgs eigen ist, hervortritt. Solche Zyklen sind die Passion oder Leidensgeschichte in vier Bildern, das Johannesleben (Johannes der Täufer!), ebenfalls in vier Bildern, und eine lokalgeschichtlich bedeutsame Schöpfung, die mit der Gründung Klosterneuburgs inhaltlich zusammenhängt, nämlich die in vier Bildern dargestellte Klosterneuburger Schleierlegende. Es ist nicht ausgeschlossen, daß diese Bilder zunächst für einen Flügelaltar bestimmt waren bzw. für drei solche Werke, doch sind sie als selbständige Stücke bis heute überliefert. Die Kanonisation des Stifters hat den einzelnen Künsten reichliche Beschäftigung gewährt. Sie müssen nun in den Dienst der Verherrlichung des babenbergischen Heiligen treten, und es entsteht eine lange Reihe von Kunstdenkmälern, die St. Leopold und seine Stiftung zum Gegenstande hat. Unter den Gemälden ist das in der Klosterneuburger Prälatur befindliche Altarblatt eines der schönsten, ferner der Stammbaum der Babenberger eines der interessantesten jener Epoche.

Ein hervorragendes Werk ist ein Kreuzigungsbild, auf dem an einem Felsstücke im Bilde die Zahl 1446 vermerkt erscheint und eine große Gruppendarstellung von Personen unter dem Kreuze zum Vorwurfe nimmt, die meisterhaft in den verschiedenen Gemütsäußerungen und seelischen Affekten je nach ihrer Stellungnahme zum Gekreuzigten ausgeführt sind. Die Gruppe der vor dem Kreuze ohnmächtig

niedersinkenden Madonna, des Johannes und der Maria Magdalena ist überaus schön und ausdrucksvoll. Die Anschauung einiger, die das Bild für einen Rueland halten wollen, dürfte sich nicht halten lassen. Es ist aber jedenfalls österreichische Arbeit mit starkem niederländischen Einschlag. Neben dem neuerdings stärker gewürdigten Albrechts-Altar-Werk ist ein köstlicher Zyklus der Engelchöre, die mit Maria als ihrer Königin in Verbindung gebracht werden, ebenfalls der Wiener Malerschule angehörig zu betrachten. Eine sehr seltene Darstellung in dieser Reihe ist die Mariens als Kriegerin mit Harnisch und Waffen, wie eine Jeanne d'Arc aufgefaßt.

Die Werke des Donaustiles, und zwar sowohl der großen Meister als auch ihrer Schüler sind in den Kunstsammlungen der Donaustifte gut vertreten. Albrecht Altdorfer, diesem echten deutschen und gemütstiefen Künstler, ist — wie Riehl in seinem Buche „Bayerns Donautal" sagt — „das Donautal mit seinen prächtigen weiten Ausblicken, mit dem breiten Strom, den malerisch verfallenen Gebäuden, an denen der naive Romantiker seine ganz besondere Freude hat, die schönste Landschaft, in die er deshalb auch die heilige Familie setzt. Das Stift St. Florian könnte aus seiner Altdorfer Kollektion allein eine Ausstellung veranstalten, die an Reichhaltigkeit und Vollständigkeit ihresgleichen suchen würde. Die Passionsbilder, das wundervolle Sebastiansbild u. a. sind Kostbarkeiten allerersten Ranges. Altdorfer hat im Stifte St. Florian unter dem Propste Peter Maurer gearbeitet, daraus erklärt sich die große Anzahl der in der Sammlung vorhandenen Werke des Meisters. Auch Wolf Huber, der andere große Meister des Donaustiles, der be-

kanntlich gleich Altdorfer durch eine Donaureise zur Änderung seiner bisherigen Malweise bewogen wurde, und der ebenfalls mit vollster Hingebung sich dem Landschaftlichen widmet, ist in den Donaustiften vertreten.

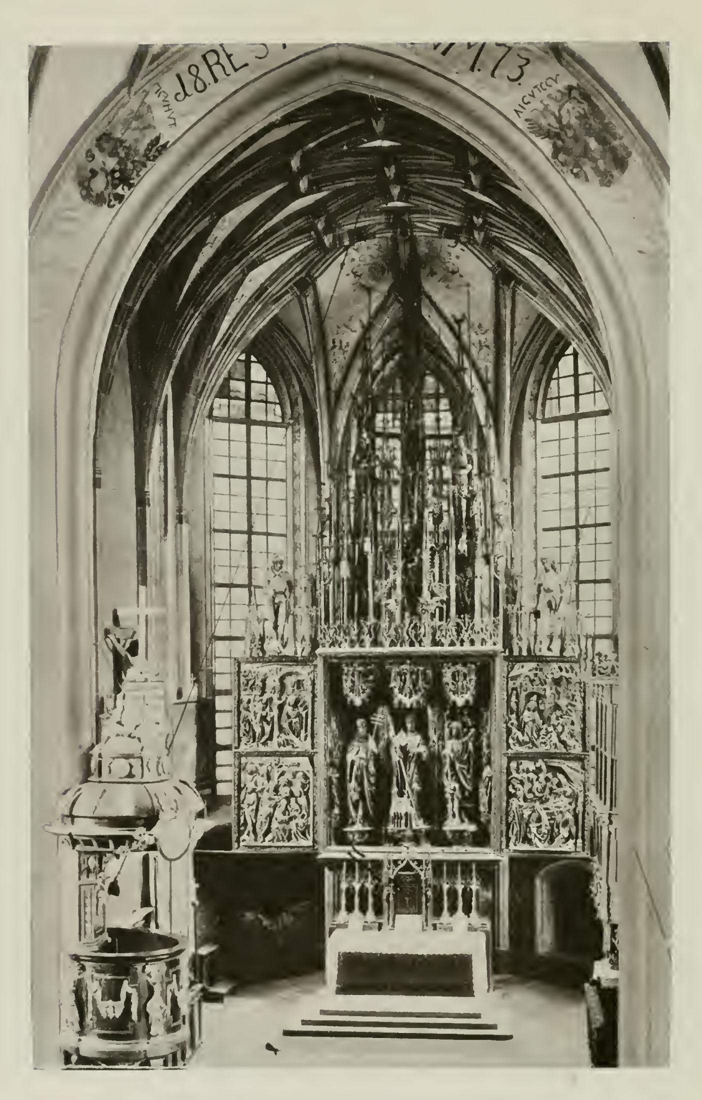
Die Fäden, welche sich von hier zu den niederländischen Künstlern spinnen, sind zwar bereits festgestellt, aber doch bleiben noch manche Fragen offen, zu deren Lösung vielleicht ein genaues Studium der längs der Donaustraße vorfindlichen Schöpfungen jener Epoche beitragen könnte. Daß die Malerei sich an den verschiedenen Flügelaltärchen hinsichtlich ihrer Provenienz verfolgen läßt, dafür ist der schon erwähnte Flügelaltar von Maria-Laach ein Beweis. Man vergleiche hierzu die österreichische Kunsttopographie!

Die Buchmalerei ist in den zahlreichen Handschriften und Inkunabeln des 15. und beginnenden 16. Jahrhunderts bereits in einer unfaßbaren Fülle vertreten. Die Zimeliensammlungen der Stifts-, Landes- und Privatbibliotheken geben dafür so reichlichen Aufschluß, daß wir eine eigene Monographie allein über diese Seite der Kunstbetätigung schreiben müßten, wenn wir nur den hervorstechendsten Exemplaren an solchen Büchern und Handschriften gerecht werden wollten.

Im Stile machen sich Beeinflussungen verschiedener Art geltend, es sind die Illuminatoren Frankreichs, Italiens, Böhmens, der Rheingegenden, Niederländer mit ihrer wundervollen Tiefenperspektive, deutsche Meister, die sich am Rankenwerk und am Marginalschmuck der „Drolerien" bemächtigen, die so großen Anklang fanden, daß man sie auch in liturgischen und Gebetbüchern zur Anwendung brachte. Klosterneuburg hat in seiner Bibliothek eine bedeutende Anzahl vorzüglichster Objekte zu verzeichnen.



Protestantische Predigtkapelle zu Spitz



Spätgotischer Altar zu Kefermarkt

Ein vorgeschrittenes Werk sind die sogenannten Suntheimer Tafeln, die das Stift zur Erhebung Markgraf Leopolds anfertigen ließ, die nur leider sehr stark unter Nässe und Licht gelitten haben, aber ganz entzückende Arbeiten vorstellen. Das Gebetbuch Albrechts II. in der Wiener Nationalbibliothek sowie das berühmte Melker sind Marksteine in der Entwicklung der Buchkunsttechnik.

Zu ihr gehören in gewissem Sinne auch die Bucheinbände: Herrliche Werke in Form von Lederblindpressungen und geschmackvollen Beschlägen sind entstanden. Klosterneuburg besaß sogar eine eigene Buchbinderwerkstätte hierfür, die erstklassige Werke zustande brachte, die heute noch das Auge erfreuen und gelegentlich der Leipziger Buchkunstausstellung im Jahre 1914 viel Aufmerksamkeit gefunden haben. Leider sind durch Unverstand manche schöne Einbände durch „neue" seinerzeit ersetzt worden!

Eine fast endlose Reihe kunstgewerblicher Arbeiten dieser Epoche weist die Donaustraße auf: unübersehbar ist die Serie der liturgischen Gefäße, der Reliquienschreine, der Ostensorien, der Goldschmiedearbeiten, der schmiedeeisernen Objekte, der Glasmalereien (von diesen leider oft nur Bruchstücke größerer Werke und Anlagen), der Stickereien zu kirchlichen und profanen Zwecken.

Die Gotik hatte noch lange nicht ausgelebt. Sie besaß noch immer Kraft und Leben genug, jener vom Süden her gegen den Norden flutenden Ideenwelt Widerstand zu leisten, die, aus dem wiedererwachten Geiste der Antike geboren, vom Humanismus ins Leben geführt und begleitet, sich eine Position um die andere eroberte. Nur ganz langsam und allmählich dringt die Renaissance vorwärts. So erklärt es sich,

wenn, wie bei der Überwindung des Romanismus durch die Gotik, jetzt in gleicher Weise zunächst ein Mischstil auftritt, der sich zuerst an den Werken der Kleinplastik und am Ornament versucht, bevor es ihm gelingt, durch größere architektonische Schöpfungen sich in den Vordergrund zu stellen und vorbildlich zu werden. Aber ein größerer Zeitraum muß verfließen, bevor die Renaissance zur herrschenden Kunstform wird. Freilich, eine längere Lebensdauer war ihr damals in unseren Ländern schon aus dem Grunde nicht beschieden, weil die Hauptepoche künstlerischen Schaffens im Bereiche unserer Donaustraße schon in jene Jahrzehnte fällt, wo der reine Renaissancegedanke durch das Frühbarock eine bemerkenswerte und empfindliche Umbiegung erfahren mußte. Immerhin gibt es einige schöne und typische Zeugen der echten Renaissance auch hier.

Monumentalwerke dieses Stiles sind: der Renaissancearkadenhof des Schlosses Hartheim bei Alkoven in Oberösterreich (freilich schon etwas seitab der Donaustraße), der Arkadenhof und das Portal des Landhauses in Linz, der zweigeschossige Arkadenhof der Schallaburg und die Pfarrkirche von Losdorf, beide in der Nähe von Melk, die Stadtpfarrkirche in Krems, der Langhausbau der Göttweiger Stiftskirche, vereinzelte Wohnhausbauten in Aschach, Linz, Mauthausen, Enns, Melk und besonders schöne Vertreter dieser Richtung in Krems. Letztere Stadt zeichnet sich durch mehrere hierhergehörige Renaissanceerker aus, wie auch durch die damals mit Vorliebe geübte Sgraffitotechnik (das Haus Nr. 2 der Althangasse mit Bildern aus dem Alten Testamente). Längs des Donauweges finden wir noch zahlreiche Renaissanceanklänge in Form von Chorstühlen

(Kremser Piaristenkirche), Hallen (Kremser Rathaus), Giebelbauten und farbigen Fresken. In der Renaissanceplastik ragt das bei der Besprechung der Maria-Laacher-Kirche erwähnte Kuefstein-Grabmal von Alexander Colin hervor, ferner Altarbauten, Kanzeln, Grabsteine, z. B. die Kanzel in Säusenstein mit dem deutscher Spätrenaissance angehörigen Säulen- und Kartuschenschmuck. Eine solche Kanzel findet sich auch im Schlosse Persenbeug. Die Losdorfer Kirche glänzt durch prachtvolle Reliefs in einheimischer Renaissance und das Losensteinsche Grabdenkmal. Auch der schöne Balthasar-Polzmann-Altar in der Afrakapelle der Klosterneuburger Stiftskirche gehört hierher, ebenso der dort befindliche Grabstein des Propstes Thomas Ruef[1]).

Wenn man von einem österreichischen Stil als solchem sprechen darf, der das dieser Landschaft Höchsteigene und sich dem fremden Besucher als wesentlich in die Augen Springende aufdrängt, so darf man die Barocke d i e österreichische Kunst nennen. Es wäre zwar irrig, würde man annehmen,

[1]) Es sei noch betreffs der sich an Wien knüpfenden kunstgeschichtlichen Fragen, denen wir in unserm Buche nicht ausführlich nähertreten wollen, weil Wien auch dem fremden Besucher vielfach aus weitverbreiteten Reisehandbüchern und der immensen Fachliteratur ohnedies besser bekannt sein dürfte als die andern Orte der Donaustraße, auf die ausgezeichnete Publikation: „Wien, sein Boden und seine Geschichte" hingewiesen. Die hier bemerkenswerten Aufschlüsse sind in den Artikeln von Hans Voltelini „Die Entwicklung des Stadtbildes Wiens im Mittelalter", Josef Neuwirths „Der Stephansdom" (eine erschöpfende Beschreibung der gotischen Denkmäler!), Eduard Leischings „Wiens Stellung in der Geschichte des Kunsthandwerkes" (überaus reichhaltig!), Josef Strzygowskis „Die Barockbauten Wiens" (mit interessanten neuen Gesichtspunkten) zu finden. Wer Wien besuchen will, um mit Verständnis genießen zu können, möge sich in das Studium dieser vorbildlichen Erklärungen und Deutungen vertiefen.

es hätte sich diese Architektur mit Übergehung aller bestehenden bodenständigen Formelemente früherer Zeit usurpatorisch der schaffenden Kräfte bemächtigt, um Neues auf den Trümmern des Alten aufzutürmen. Denn in Wirklichkeit benützte man z. B. den einschiffigen Monumentalbau, der vorhanden war. Aber in ihrer Art waren die großen Barockarchitekten ebenso verdienstvolle und großzügige Neuschöpfer erhabenster Wunder der Baukunst, wie es jemals einer am Rhein oder sonstwo in den Kulturländern gewesen. Dazu kommt noch eines: Die Überwindung der das ganze deutsche Volk niederbeugenden Wehen des Dreißigjährigen Krieges und seiner Folgeerscheinungen, die siegreiche Zurückdrängung der türkischen Großmacht und der mit solchen Ereignissen in Verbindung stehende Aufschwung in geistiger und materieller Hinsicht mußte eine ungeahnte Lebens- und Schaffensfreude zeitigen. Im „rauschenden Barock" hat es seinen prächtigen monumentalen und dabei plastischen Ausdruck gefunden, wenn es auch erst unserer Zeit wieder vergönnt ist, nach der abweisenden Haltung früherer Jahrzehnte zu dieser Erkenntnis zu gelangen.

Allen jenen, die in der Barocke nichts anderes sehen wollen, als ein in der Ermattung des künstlerischen Formgefühles begründetes und veranlaßtes Symptom des Niederganges und Verfalles der Renaissance, muß man den Rat geben, ins österreichische Donauland zu kommen, um hier durch den Anblick und das Studium der hervorragenden Denkmäler dieser Barocke von ihrem Vorurteil geheilt zu werden. Sie werden gleich vom ersten Eindruck, den sie hiervon empfangen, überrascht, ja geradezu betroffen sein. Ein tieferes Eingehen in das Studium der barocken Großbauten

wird ihnen eine neue Welt voll Formenschönheit und Formenreichtum erschließen. Es ist nicht zu kühn, zu behaupten, die Barocke habe ihre schöpferische Kraft hier so stark betätigt, daß man Donau-Österreich ihre zweite Heimat nennen darf.

Hat die Renaissance größere Raumverhältnisse durch Auseinanderrückung der bisherigen Stützen zu erreichen gesucht, so hat die Barocke sie in dieser Tendenz noch gewaltig übertroffen, indem sie die Seitenräume (Schiffe) im Interesse eines hohen gewaltigen Hauptraumes, den beispielsweise in den Kirchen jetzt ein Kranz von seichten Kapellenräumen umschließt, einfach opferte. Damit wird aber zugleich die lichte Heiterkeit und frohe Festlichkeit erreicht, die im Gegensatze zu den romanischen und gotischen Bauten den Barockraum auszeichnet, der in den meisten Fällen durch ein kühn geschwungenes Kuppelgewölbe seine erhabene Krönung empfängt. Die zur Seite gerückten Pfeiler ermöglichen den freien Ausblick auf Altar und Kanzel, die tonnenförmig gewölbten Decken drücken nicht mehr auf den Beschauer, sie wirken eher befreiend und geben dem Licht Raum, das durch halbkreisbogenförmige Fenster in verschwenderischer Fülle hereinströmen kann. Durch die Stellung der Kuppel über der Langhaus-Querschiff-Kreuzung erhält der darunterliegende Raum jene majestätische triumphierende Erhabenheit, wie sie der Opferstätte des Allerhöchsten geziemt. Dazu kommt noch die große Linie in allen uns begegnenden Maßverhältnissen. Es ist, als ob man der Kardinaltugend der Stärke auch in der Kunst den Vorzug einräumen wollte: An Stelle gotischer Gemütstiefe und zartester Steinblüten herrscht Wucht, Masse und Wirkung. Weitausladende ver-

kröpfte Gesimse, üppige Fassadendekoration, bei aller Geschwungenheit und Phantasie der Gliederung ästhetisch schöne, wirkungsvolle Turmformen, abgesehen von vielfachen verschiedenartig modellierten Details mit lebhafter Profilierung, mit Konsolen, mit Blumendekoration und vor allem der bezaubernde abwechslungsreiche und formenfreudige Stukkoschmuck, dem sich häufig durch Meisterwerke der perspektivischen Architektur- und Figurenmalerei erhöhte Prunkentfaltung vermählt. Das sind einige der wichtigsten, pulsierendes Leben zum Ausdruck bringenden Kraftfelder des Barockstils, von denen sieghafte Energien in die Seele des Beschauers strömen und ihn gefangennehmen.

Freilich nur dort, wo die bildenden Hände echte Künstlerschaft geführt hat und nicht vielleicht irgendein nachbetender Stümper am Werke gewesen ist. Und auf unserer Nibelungenstraße waren solche Meister zu Hause. Ihren epochalen Leistungen gegenüber tritt das weniger Gelungene und Schwache, das sich hier und da vorfindet, ebenso in den Hintergrund, als architektonische Entgleisungen und dekorative oder ornamentale Fehlgeburten dagegen nicht ins Gewicht fallen. Die Sünden des Barockstils, von denen seine Gegner so gerne sprechen, und die man an falscher Stoffanwendung, Überladenheit, Pomp, unzeitgemäßer Anwendung des Malerischen aufzeigt, fallen ihm nicht zur Last. Bei solcher Gelegenheit spreche man doch lieber von den Sünden am Barock. Es ist eine von der Kunstgeschichte oft betonte Tatsache, daß die Spätgotik in Österreich nicht durch die Renaissance, sondern gleich durch das Barock abgelöst wurde (man vergleiche hierzu den Nordturm der Klosterneuburger Stiftskirche!). Das erklärt sich aus den bekannten

Zeitverhältnissen. Dies begründet auch die zum kunsthistorischen Axiom gewordene Beobachtung, daß die österreichische Barocke von der italienischen genau zu unterscheiden ist.

Selbstverständlich hat auch der Barockstil hier eine Entwicklung durchgemacht, und wir müssen gewaltige Distanzen zwischen Werken des mittleren 17. Jahrhunderts und solchen des beginnenden 18. Jahrhunderts feststellen. Es würde uns viel zu weit führen, die einzelnen auch nur wichtigsten Objekte in den Rahmen dieser Entwicklung einzugliedern. Abgesehen davon, daß sich öfter, ja in den meisten Fällen sogar, jüngere neben älteren Formen vorfinden. So z. B. bemerken wir in der Göttweiger Stiftskirche ein frühbarockes Langhaus, andere Formen darin gehören einer weiter vorgeschrittenen Stilepoche an. Es sei uns gestattet, den hervorragendsten Vertretern der österreichischen Barocke in der Donaulandschaft unser Augenmerk zuzuwenden. Wir wollen hierbei dem Lauf des Stromes folgen. Doch möchten wir noch einer grundsätzlichen Erwägung Raum geben, die sich nicht nur auf landläufige Vorstellungen und häufig gehörte Werturteile der Laienschaft, sondern auch auf solche zumal der älteren Schule angehöriger Fachmänner bezieht, die in der Barocke mit ihrem üppigen Formenreichtum, ihrer Buntheit und Ideenwelt nicht viel anderes sehen wollten als theatralische Effekte oder als ein Virtuosentum, das die Basis gesunder und klarer Kunstauffassung verlassen habe. Wir behaupten, ohne heute mehr die Widerrede eines Großteiles der Kunstkritik fürchten zu müssen, daß die Barockepoche zu den großen, ja größten Ereignissen der Kulturgeschichte im weitesten Sinne gehört, und daß ihre Schöpfungen — selbstverständlich die der Meister und nicht die der

schwächeren Schüler oder noch schwächeren Nachahmer — zu den Glanzleistungen der Kunstgeschichte gehören. Diese wahrhaft großen Meister bemühten sich, und meistens mit bestem Erfolge, die ungeheure Tiefe christlich eingestellter Mystik in ihrer Phantasie mit der Größe antiker Vorstellungsreihen zu vereinigen, die erstere durch letztere auszudeuten und das Unaussprechliche und Unbegreifliche durch das Medium ihrer fabelhaften Gestaltungskraft zur plastisch wirksamen Erscheinung zu bringen. Das wurde ihnen freilich mitunter übel ausgelegt. Aber wie Mozart und Haydn und Beethoven in anderen Tönen zu Gott ihre Seele erheben, als es der mittelalterliche Mönch mit seinem gregorianischen Choral getan hat und doch niemand zu behaupten wagen darf, es sei nur die eine oder die andere Gebetsweise der wahrhafte und echte Ausdruck des inneren religiösen Erlebnisses, so wäre es auch vollkommen unrichtig und ungerecht, wollten wir dem Architekten, Bildhauer oder Maler es verdenken, wenn er dem Fluge seiner Phantasie keinen anderen Hemmschuh anlegt, als den ihm sein künstlerisches Gewissen vorschreibt.

In dem epochalen und für die Kenntnis des Barocks maßgebenden Werke des gelehrten Benediktiners Martin Riesenhuber lernen wir eine bedeutungsvolle Tatsache kennen: In Österreich und Süddeutschland sind mit denselben künstlerischen Anschauungen sowohl Auftraggeber als Ausführende am Werke, aber auch in vielen Fällen sogar dieselben Meister. Das ergibt ein erfreuliches Bild und einen unleugbaren Beweis für die nationale Gemeinsamkeit. Sie reicht vom Ursprung der Donau längs der Nibelungenstraße bis zu den Ausgangstoren deutschen Landes. Innerhalb dieses Ge-

bietes sehen wir gegenseitige Anregung und Befruchtung, ein großzügiges Arbeiten, das nicht nur bei monumentalen Schöpfungen stehenbleibt, sondern sich bis zu dem kleinsten herabneigt und es zu verklären sucht. Städte und Dörfer, Dome und Kapellen, Paläste und Bürgerhäuser nehmen teil an diesem Kunstfrühling, der hunderterlei Keime weckt und eine ungeahnte Blütenfülle über das Land ausgießt.

Zwei Momente sind jedoch zu unterscheiden: das eine ist die Vertretung der neuen Kunstrichtung durch Männer und ganze Künstlerfamilien, die vom Süden her kamen oder doch von dort ihre Stilrichtung mitbrachten; das andere Moment ist die Fortsetzung der gotischen Tradition in einer Weise, daß sie an den Schöpfungen des neuen Stils noch wohl erkannt werden können. Dies letztere ist zumal bei der Bildhauerkunst und der Malerei zu beobachten. Passau steht unter starker Einwirkung jener Meister, die in Österreich sich vornehmlich betätigt haben. Ein Carlo Lurago, die Carlone, ein d'Allio, ein Tenkala, ein Bussi, ein Rottmayer sind die schaffenden Meister beim herrlichen Dom. Wir haben bei der Besprechung Passaus dies bereits gewürdigt. Es sind die Schöpfungen des frühen Barocks, mit denen uns die Carlone beschenken: das Stift St. Florian mit seiner unvergleichlich prächtigen Kirche, die imstande war, einen Meister wie Bruckner zu seinen himmelragenden Messen zu entflammen, die Stiftskirchen von Waldhausen und Baumgartenberg, die auf ihre Schule zurückgehen, die Stiftskirche von Göttweig, die anfangs mit der Gotik im Bunde, später sich zu Carlone bekennt, wie es auch die Klosterneuburger Stiftskirche im Innenraum zu schauen bietet, Kremsmünster, Maria-Taferl, wo Lurago tätig war; Seitenstetten,

Krems sind weitere Marksteine auf dem Wege der Barocke. Unerreicht in ihrer Großartigkeit und in ihrem Prunke, der sich Größtes und Höchstes zum Ziele setzt, sind die gewaltigen Stiftsbauten von Melk des Jakob Prandauer, von Göttweig des Lukas von Hildebrand, dem auch das Schloß in Eckartsau zugehört, von Klosterneuburg des Donato d'Allio, Dürnstein des A. Beduzzi, Herzogenburg des Jakob Prandauer, von St. Andrä a. d. Traisen, ferner von den vorgeschritteneren, dem Rokoko angehörigen Stiftskirchen von Wilhering und Engelszell.

Die Zauberwerke einer unvergleichlichen, durch die Ideenwelt des Barocks geweckten Stukkaturkunst werden erschlossen durch Bartolomeo und Diego Carlone, durch ihren Gehilfen Pietro Carmuzzi, durch Colomba (Waldhausen), durch Barbarino (Kremsmünster), durch Piazol (St. Florian) und durch ihre deutschen, ihrer würdigen Schüler und Nachfolger, wie Holzinger (St. Florian, Gastzimmer), Viertaler, Modler und manche andere.

Auch die Bildhauerei und die Malerei stellt einen an Werken der Meisterschaft vielgestaltigen Reigen, an dem unvergeßliche Namen haften! Der Stern erster Größe unter allen ist Raffael Donner, der — außer Wien — in Aschach, Linz, Melk, Göttweig und Klosterneuburg vertreten ist[1]).

Während in der Frühzeit des Barocks das Stuckornament

[1]) Neben ihm Leopold Sattler (Linz, St. Florian), Johann Schmid, der Vater des Kremser Schmidt (Göttweig und Dürnstein), Lorenzo Matielli (Melk und Klosterneuburg), Peter Widrin (Melk und Maria-Taferl), von dem die Barockkanzel stammt, und J. Götz (Hochaltar und Innenausstattung von Maria-Taferl), dort auch J. G. Dorfmeister (mit Altarplastik), J. Reßler (St. Florian), A. Franz (Chorgestühle St. Florian).

die Fläche so stark beherrscht, daß das Fresko sich auf kleinere Flächen beschränken muß, gewinnt es im Hochbarock an Ausdehnungsmöglichkeit über weite Wandflächen. Dabei gefällt man sich in einer die Wirklichkeit vortäuschenden Architekturmalerei, die im Sinne des römischen Perspektivkünstlers Andrea Pozzo die Decken des Kircheninnern oder der Prunksäle förmlich aufzureißen scheint, um den Blick in Himmelsfernen freizugeben. Die Meister der Freskomalerei, die an der Donaustraße mit farbenfrohem Pinsel Werke ins Leben gerufen haben, die heute das Ziel der Kunstwanderungen sind, brauchen wir nur flüchtig zu erwähnen, um uns an ihre allbekannten Schöpfungen zu erinnern. Neben den Frühbarockkünstlern Bock und Spielberger, Halbax und Gump treten in die vorderste Reihe die beiden Altomonte (Vater und Sohn), die in Wilhering, Linz, St. Florian und Herzogenburg (Deckfresko im Festsaal von Bartol. Altomonte) Vorzügliches gegeben haben, Tenkala und Bussi haben wir bereits in Passau kennengelernt. Daniel Gran ist in Stein, Herzogenburg, Klosterneuburg und Eckartsau tätig, der Kremser Schmidt (Johann Martin Schmidt), dessen Hauptdomäne Altarblätter waren, hat auch im Fresko Großes geleistet (Kremser Pfarrkirche). Johann Rottmayer ist unvergänglich in den Fresken von Melk und Klosterneuburg. Antonio Beduzzi arbeitet in Maria-Taferl und Melk neben Architektur auch Wandmalerei, Johann Rudolf Byß und J. B. Byß sind in Göttweig, Gaetano Fanti in Melk und Klosterneuburg, der vielseitige und unermüdliche Paul Troger in Göttweig (Stiegenhaus) und Melk (Bibliothek), der phantasievolle Johann Bergl in Säusenstein (Pfarrkirche) und Melk (Gartenhaus), in Donaudorf und Pielach

und St. Veit (bischöfliches Schloß) tätig. An die genannten schließen sich noch als Freskomaler an: Josef von Mölk (Maria Langegg und Arnsdorf), Anton Mayer (Wösendorf), mit Leopold Mitterhofer ein begabter Schmidt-Schüler; Johann Martin Schmidt, der den Ehrennamen eines österreichischen Rembrandt sich verdient hat, ist mit zahllosen Bildern, hauptsächlich in Niederösterreich, aber auch sonst in Kirchen und Galerien vertreten. Seine Altarblätter, wie sie z. B. zu Melk, zu Göttweig und zu Dürnstein sich vorfinden, gehören heute zu den meistgeschätzten der Barocke. Manche der unter seinem Namen verbreiteten Arbeiten sind von seinen Schülern oder guten Nachahmern. Altomonte, Rottmayer, Paul Troger sind auch im Gemälde vielfach führend geblieben, und die meisten Stifte rühmen sich des Besitzes ihrer Arbeiten. In Peter von Strudel und Belucci besitzt die Barocke noch zwei tüchtige Künstler, die z. B. in der Klosterneuburger Stiftskirche mit guten Werken vertreten sind.

Besitzen wir an den Kirchen von Göttweig (Front), Dürnstein (Turm von Matthias Steinl), Klosterneuburg (Chor von Donato d'Allio) wertvolle Beispiele des Hochbarocks, ja in Göttweig bereits des klassizistischen Barocks, in der Stiftskirche von Wilhering das Rokoko der Wessobrunner-Schule, so meldet sich der Empirestil schon frühzeitig in einigen Objekten, die zum Teil noch in jene Epoche der unumstrittenen Hochbarocke hineinfallen. Zu solchen gehören die alte Post in Melk vom Jahre 1790, die auf ihrem Mittelrisalit Reliefs aufweist, welche mit dem postalischen Leben im Zusammenhang stehen; ferner das der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts angehörige Steiner Rathaus,

ehedem vom Kremser Schmidt mit Freskenschmuck versehen, der aber leider schweren Schaden genommen hat. Spätbarock ist auch das in der Nähe von Melk befindliche Schloß Luberegg. Ein anderes Profangebäude mit Schloßcharakter an der Donaustraße ist das in der Nähe von Kirchberg am Wagram donauseitig gelegene Grafenegg, das den Eintritt dieser Gegend in eine neue Stilepoche — schon des 19. Jahrhunderts — kennzeichnet. Es ist in neugotischer Art vom Dombaumeister Ernst angelegt und beweist, wie schnell man den Klassizismus zu überwinden wußte.

Wir sind mit der Anführung dieser Schöpfungen, denen sich noch manche andere als Zeugen eines neuen Geschmacks anreihen lassen, z. B. das Linzer Museum (von B. Schmitz), der Linzer Maria-Empfängnis-Dom (von V. Statz) und selbstverständlich die vielen auf Architekten wie G. Müller, Hansen, Rösner, Ferstel, Schäfer, Dombaumeister Schmidt, van der Nüll, Siccardsburg, Hasenauer, König, Förster, Schachner und Wagner zurückgehenden Wiener Neubauten in die neuesten Kunstepochen gelangt. Der Weltkrieg mit seinen katastrophalen Folgen hat der Kunstbetätigung auch auf dem Gebiete des Donauweges Einhalt geboten. Wo vielleicht schöne Ansätze vorhanden waren, hat sie die Not der Zeit roh zerstört oder mindestens ihre Weiterentwicklung aufgehalten. Als ein erfreuliches Zeichen in dem traurigen Zeitbilde müssen die Anregungen betrachtet werden, wie sie von seiten des österreichischen Bundesdenkmalamtes im Hinblick auf Restaurierungen, Erhaltung des Überkommenen und Wahrung des künstlerischen Bildes gegeben werden.

Es muß auch anerkannt werden, daß manchenorts diese Weisungen auf günstigen Boden fallen und gute Früchte

zeitigen, so z. B. sucht man neuestens im Landhausbau der Eigenart des Landschaftlichen Rechnung zu tragen, wie die Architekten Leixner, Kraus, Seidel, Jaksch u. a. beweisen. Bedauerlich dagegen ist die mitunter wahllose und kitschige Form der zahlreichen Kriegerdenkmäler, die vielfach Geschmacklosigkeit und Dürftigkeit zur Schau tragen. Hier könnte man das Wort anwenden: Weniger wäre mehr!

Eine Angelegenheit für sich ist das Problem der Bahnstraße ab Krems bis Mauthausen. Die Meinungen darüber, ob das landschaftliche Bild nicht doch sehr stark, wenigstens stellenweise, durch die Anlage dieser Bahnstrecke gelitten hat, sind geteilt. Der Nützlichkeitsstandpunkt scheint freilich ein ausschlaggebendes Wort im Interesse des gesteigerten Fremdenverkehrs zu haben, aber es läßt sich nicht leugnen, daß die Idylle und Poesie einstmals jungfräulicher Donauschönheiten nicht unberührt und unversehrt geblieben ist.

Burgen und Schlösser an der Nibelungenstraße

Krämpelstein

Die Stammgeschichte des Schlößchens ist in Dunkel gehüllt. Jedenfalls war es schon im 14. Jahrhundert im Besitze des Passauer Hochstiftes. Eine Sage berichtet, es sei ein Passauer Weihbischof längere Zeit daselbst in Haft gewesen und im Gefängnis daselbst gestorben. Es dürfte dies wahrscheinlich, wie Pillwein mutmaßt, der Domdechant Ruppert von Moßheim gewesen sein.

1549 erhält Bayern die Landeshoheit, Passau die Hofmarksgerechtigkeit über Krämpelstein, das seit dem Jahre 1690 auch unter die völlige Gerichtsbarkeit des Hochstiftes Passau kommt.

Allbekannt ist die Sage von dem armen Schneider, der von diesem Schlößchen herab mit seiner Ziege in die Donau stürzte, weswegen es auch bei den Schiffern das Schneiderschlößchen genannt wurde!

Viechtenstein

Diese herrlich am rechten Donauufer gelegene Burg hat eine interessante Geschichte. Als erster Besitzer ist Gebhart von Vormbach bekannt (1072). Noch im selben Jahrhundert erscheint Bernhard von Aschach als Vasall der Gra-

sen von Viechtenstein. Der zweite Besitzer, namens Dietrich, befand sich im Jahre 1135 mit dem Bischof Reginmar von Passau und mit den Söhnen des Markgrafen Leopold des Heiligen im Schlosse Greifenstein. Er erscheint auch bei der Einweihung der Klosterneuburger Stiftskirche mit sehr vielen Edlen des Landes als Graf von Greifenstein (1136).

Die Geschichte des Grafen Konrad von Wasserburg als Besitzer der Herrschaft Viechtenstein, der 1218 in das Heilige Land gepilgert war und nach seiner Rückkehr wegen eines früheren Vermächtnisses seiner Burg Viechtenstein mit den Passauer Bischöfen in heftige und langwierige Fehden geriet, liest sich wie ein Roman.

Konrad scheint übrigens öfter die Rolle eines Donaupiraten gespielt zu haben; denn er ward vom Bischof Gebhart und Herzog Leopold von Österreich gezwungen, Viechtenstein um tausend Mark Silber zu verpfänden, damit künftig von diesem Schlosse aus kein Reisender zu Lande und auf der Donau beschädigt werde.

1787 verkaufte das Hochstift Passau einen großen Teil des Schlosses an einen Privaten. Viechtenstein, das auch die Vogtei über Engelszell ausübte (zur Zeit der Prälaturvakanz), kam schließlich durch den Reichs-Deputations-Hauptschluß zu Österreich.

Haus

Die Ursprünge des Schlosses Haus sind nicht mehr aufzuklären. Im 15. Jahrhundert werden die Sinzendorfer als Besitzer genannt. Nach verschiedenen Herren kam



Christus im Grabe (Klosterneuburg)



Meister des 15. Jahrhunderts: Kreuzigung Christi

es an die Grafen Cavriani, deren Herrschaft über ein gewaltiges Gebiet an der Donau bei Marbach bis zur Linzer Brücke, von Kefermarkt bis Zwettl reichte. Im Jahre 1708 ließ der damalige Besitzer Graf Borromäus von Starhemberg das alte Schloß niederreißen und an dessen Stelle ein unförmliches hohes Bauwerk ohne Kunstwert errichten.

Luftenberg

Der Luftenberg, in prähistorischer Zeit schon Träger einer die Bergkuppe schützenden Umwallung, durch seinen steilen Abfall zur Donauebene wohl gesichert, kommt im 12. Jahrhundert urkundlich vor als Luffinberc. 1282 wird die Feste Luftenberg vom Grafen Albrecht von Habsburg zur Hälfte dem Kunrad Rech verliehen, die andere Hälfte erhielt er 1285. Nach Wechsel der Besitzer kommt sie im 15. Jahrhundert an die Herren von Schallenberg; damals erfuhren die auf der Donau fahrenden Schiffe mancherlei Unbill von den Besitzern der Feste. Sie mußten Abgaben an Wein liefern, wie es auch beispielsweise von den Wallseern erzwungen wurde. Die Donaustädte erhoben deshalb mancherlei Beschwerde. Seit Ende des 17. Jahrhunderts ist Luftenberg im Besitze der Weißenwolf bis heute.

Rannariedl

Die Inhaber der Feste Falkenstein an der Ranna hatten auch auf einem zwischen der Donau und der Rannamündung liegenden Bergriegel eine Burg, die Rannarigl

hieß, später Ränäridl (Rannaridl) genannt. Ende des 13. Jahrhunderts gibt die Burg ihrem Besitzer, Pilgrim, bereits auch den Beinamen. Dieser Pilgrim war ein berüchtigter Raubritter und übte sein Geschäft auf Donau- und Landweg mit solcher Meisterschaft, daß die Landesfürsten von Bayern, Passau und Österreich eine gemeinsame Vereinbarung zur Wiedergutmachung der schweren Schäden und zur Sicherheit der Reisenden trafen. Später besoldeten die Falkensteiner auf ihrer Burg Rannariedl eigene Burggrafen. Im 14. Jahrhundert erwarb der Passauer Bischof die Burg, mußte sie aber bald mit der Feste Viechtenstein, Haichenbach, Wesen, Neufelden und Riedegg an die Schaunburger verpfänden. Doch stellte ihm Herzog Albrecht nach Besiegung der Schaunburger die Burgen wieder zurück gegen die Verpflichtung der Dienstbarkeit derselben gegenüber den österreichischen Herzögen.

Beim Hussiteneinfall besetzte Reinprecht von Polham als Hauptmann ob der Enns die Burg, die ihm auf Lebenszeit übergeben wurde, jedoch alsbald wieder an das Hochstift zurückkam. Gegen die Annektionsversuche des Herzogs Georg von Niederbayern verteidigte sich zwar die Burg mit Hilfe der Falkensteiner, sie kam jedoch durch neuerliche Verpfändung an den Herzog, der Rannariedl an die Prueschenks weitergab. Diese wieder verkauften sie 1497 um 24 000 Gulden an Kaiser Maximilian, der die Burg wieder an den früheren Besitzer, Herzog Georg, um den Preis von 32 000 Gulden verkaufte, im Jahre 1506 aber wieder zurückerhielt. Sie wechselt nun unaufhörlich den Besitzer. Erst die Grafen von Salburg und nach ihnen die Grafen von Klam, schließlich Bischof Firmian von Passau behielten sie längere

Zeit. Mit der Säkularisation Passaus kam Rannariedl mit Neuhaus, Marsbach, Tannberg und Partenstein an das Hofkammeramt (Friede von Luneville 1802). Seit 1824 ist sie in privatem Besitz, seit 1912 in dem Mathildens von Urban.

Falkenstein

Am linken Ufer der Ranna auf einem über dem Fluß steil aufsteigenden Fels erhebt sich die Burg Falkenstein, gesichert und geschützt durch die Natur und durch mächtige Türme und Mauern. Ihre Erbauer sind wahrscheinlich die Falkensteiner, deren einer, Chalkoch, das Stift Schlägl gegründet hat. Doch ist die älteste Geschichte der Burg in Dunkelheit gehüllt. Im 13. Jahrhundert spielt ein Zawis von Falkenstein als Beauftragter des Königs Ottokar eine Rolle in dem Streit zwischen letzterem und dem Passauer Bischof. Nicht geklärt ist, wie dieser Zawis, der doch ein Rosenberger war, in den Besitz Falkensteins gekommen ist. Doch schon unter Herzog Albrecht bemächtigten sich die Bayern der Burg und wurden darin vom Herzog belagert, bis Hunger und Durst die Feste bezwangen. Mit der Eroberung Falkensteins erwarb Albrecht die Landesherrlichkeit jenseits des wichtigen Grenzflusses, der kleinen Mühl. Als Lehensträger finden wir die Falkensteiner nachmals auf der Burg, Eigentümer blieben die österreichischen Herzöge. Später gelangte sie an die Wallseer, durch Überrumpelung nahm der Rosenberger Ritter Leutwin Usel Besitz davon, dann der Graf von Hals. Nach verschiedenen Verpfändungen kam

sie an die Salburger als Eigenbesitz (1605), die sie heute noch innehaben.

Wie herrlich das Schloß einst gewesen, läßt sich aus seinen Trümmern noch ermessen, die in einer entzückenden Landschaft eingebettet sind. An dem zur Ranna herabstreichenden Hang steht ein massiver Rundturm, der Schießscharten, Auslug und Pechnasen aufweist, dessen Zinnen aber als Geröll zu Füßen des Turmes herumliegen. Es war einst der Wasserturm der Burg und zugleich eine Art Leuchtturm, in fast undurchdringlichem Walddickicht die Orientierung zu ermöglichen. Weiter der Ranna zu, in tiefstem Waldesschatten, ragen die Burgruinen auf: Verwittertes Gemäuer, gotische Prachtportale, vergitterte Fenster und Türme. In dem einst tiefen Burggraben stehen Wassertümpel; wo die Ketten der Zugbrücke spielten, dort klaffen große Mauerlöcher. Der Gründungssage gedenkt J. Hartberg (Linzer Tagespost 1911, Unterhaltungsbeilage Nr. 2): Weiter rannaaufwärts soll ein Schloß Peilstein gestanden sein, auf dem ein Graf gleichen Namens lebte. Eines Tages geschah es, daß der Lieblingsfalke des Grafen aus seinem Käfig entfloh. Der Edelknabe, dessen Obhut der Falke anvertraut war, wurde von dem erzürnten Grafen zum Tode verurteilt, und das Urteil sollte am nächsten Tage schon vollzogen werden, wenn es bis dahin nicht gelänge, den Falken aufzufinden und einzufangen. Alle Knappen suchten nach dem Flüchtling. Schon brach der Abend herein und man gab allgemein die Hoffnung auf, den Knaben zu retten, da sah plötzlich der Edelknabe Ralph, ein Freund und Altersgenosse des Verurteilten, das vermißte Tier auf einem Felsen sitzen. Es gelang ihm auch wirklich, den Vogel einzufangen, und unter

stürmischem Jubel brachte er ihn in die Burg zurück. Der Graf ließ sich am nächsten Tag an den Ort führen, wo Ralph den Falken gefunden hatte, und da ihm die Gegend außerordentlich gefiel, ließ er auf dem Felsen eine Burg erbauen, nannte sie Falkenstein und nahm in sein Wappen einen Falken auf. — Valentin Prevenhuber nennt die Burg in dem Katalog der „Lands-Haubtleuth“ des Erzherzogtums Österreich ob der Enns: „Castrum fortissimum et quasi inexpugnabile.“

Ende des vorigen Jahrhunderts wurden auch die letzten noch benützbar gebliebenen Burgteile unbewohnbar. Die Insassen, denen die Salburger dort ein Obdach eingeräumt hatten, mußten ständig Steinschlag und Mauereinsturz befürchten. Und so verließen sie denn als die letzten „Burgleute“ das einst so herrliche und wehrhafte Schloß, von dem nun eine unkündbare Mietspartei für immer Besitz ergriffen hat: die Romantik!

Marsbach

Wenn wir von fehdelustigen Raubrittern lesen, die mit ihren Nachbarn in Hader und Zwietracht lebten und nach fremdem Gute skrupellos ihre Hand ausstreckten, dann dürfen wir getrost an das Geschlecht der Marsbacher denken, die im 13. Jahrhundert als passauerische Ministeriale genannt werden. Diese ihre Stellung hinderte sie nicht, auch gegen das Hochstift Passau ihren fehdelustigen Sinn zu betätigen, und das bis zu einem solchen Ausmaß, daß die hierdurch dem Hochstifte zugefügten Unbillen König

Heinrich VI. bestimmten, die Marsbacher in Acht zu erklären. Dies veranlaßte auch den kriegerischen Bischof Rüdiger, die Auslieferung der Burg Marsbach behufs Wiedergutmachung der angerichteten Schäden zu erzwingen.

Im Jahre 1269 verkaufte dann der Marsbacher die Burg an den Passauer Bischof, um sie seinem eigenen Sohne zu entziehen, mit dem er in Streit lag. Der Sohn aber bemächtigte sich der Burg und übte dann zugleich mit dem Ritter Pilgrim von Falkenstein und Konrad von Tannberg wüste Räubereien auf der Donau und den Straßen zwischen Eferding und Passau aus. Gegen dieses Stegreifrittertum suchten die Landesfürsten die Reisenden zu schützen, während der Passauer Bischof Wernhard von Schaunburg, dem er die Marsbachburg übergab, mit der Obsorge um den Straßenfrieden betraute. Gegen diese Belehnung konnte auch die Maßnahme König Rudolfs nichts ausrichten, der das Schloß als an das Reich gefallenes Lehen dem Herzog Albrecht übergab. Marsbach blieb trotz bewegter Kämpfe um das Besitzrecht und nach wechselvollen Schicksalen im Passauer Besitz. In dieser Zeit (um die Wende des 15. Jahrhunderts) begegnet uns in Othmar Oberheimer, dem die Pfandschaft von Marsbach eignete, wieder ein gefährlicher Raubritter, der trotz des maximilianischen Landfriedens sein Plünderungsgeschäft fortsetzte, bis der Bayernherzog Ernst die Burg im Jahre 1520 eroberte und Passauer Bürger den Raubritter gefesselt in ihre Stadt brachten. In der Folgezeit wurde das alte Schloß umgebaut, jedoch der Turm blieb bestehen. Mit der Bistumssäkularisation wurde es österreichisches Kammergut (1805) und gelangte bald darauf zur Versteigerung und hierdurch in Privatbesitz.

Neuhaus

Wernhard von Schaunburg hatte sich an der Mündung der Mühl in die Donau, mit Bewilligung des Passauer Bischofs Weikhard als Lehensherrn, eine Feste erbaut, die den Namen Neuhaus erhielt. Die Verpflichtung, die in dem Streite Friedrichs des Schönen mit Ludwig dem Bayer Heinrich von Schaunburg mit den österreichischen Herzögen einging, stellte nebst den übrigen Burgen auch Neuhaus in den Dienst Österreichs (1319). Zwanzig Jahre später stellten sich die Schaunburger auf die bayrische Seite, zu welcher auch während der späteren Fehden mit Herzog Albrecht die feste Burg hielt, die den Verkehr auf der oberen Donau beherrschte und nur den Regensburgern und Kölnern gegen Maut freie Durchfuhr erlaubte. Im Jahre 1386 begann neuerlich der Kampf gegen Neuhaus, und die Passauer Bürger hielten sie kurze Zeit besetzt, bis König Wenzel 1388 ihre Rückgabe an Graf Heinrich von Schaunburg anbefahl. 1506 erwirbt Kaiser Maximilian Neuhaus samt der Burg Rannariedl, später kam sie an Hieronymus von Sprinzenstein. Ein furchtbarer Brand beschädigt sie 1583, doch wird sie wiederhergestellt, und auch die Belagerung durch die Bauern übersteht sie und ist heute teils Ritterburg, teils Wohnhaus, seit 1868 im Besitze der Familie von Plank.

Partenstein

Einstmals gehörte die Burg, von der nur kümmerliche Reste in der Nähe der Mündung der großen Mühl in die Donau erhalten sind, den Bischöfen von Passau, spä-

ter der Familie Harrach, um nach der Vertreibung des Othmar Oberheimer mit den Passauer Herrschaften Tannberg und Neufelden durch den bischöflichen Pfleger von Marsbach verwaltet zu werden. Bereits im 17. Jahrhundert Ruine geworden, bot sie gastlichen Unterschlupf den Holzflößern auf der Mühl, heute knüpft sich das große Wasserkraftwerk Partenstein an ihren Namen.

Stauf

Diese Burg, im Tale der Aschach gelegen, bestand bereits im 12. Jahrhundert als Lehen der Passauer Bischöfe, auf dem schaunburgische Burggrafen saßen. Seit Unterwerfung der Schaunburger unter Herzog Albrecht gelangt Stauf an die österreichischen Herzöge und über diese wieder an die Schaunburger durch Belehnung, bis es nach dem Aussterben der letzteren an die Liechtensteiner und 1668 — freilich bereits zur Ruine geworden — an den Grafen Harrach gelangte, der bis heute Inhaber derselben ist.

Schaunburg

Die mächtigste, stolzeste und wehrhafteste Burg des Landes Oberösterreich war die auf einem Bergvorsprung gelegene, das Eferdinger Flachland bis zur Donau beherrschende Schaunburg. Obzwar längst zerfallen und verödet, bieten die traurigen Reste dieser einstmals herrlichen Feste

doch noch einen vorzüglichen Einblick in ihre ausgedehnte Anlage. Eine Befestigung, in der ehemals eine Schloßtaverne untergebracht war, und die nur mittels einer Zugbrücke betreten werden konnte, schützte den Zugang über eine zweite Brücke zu dem Zwinger, der einen geräumigen Burghof umschloß. Drei Türme standen über den gewaltigen Mauern dieser Vorburg Wache. Einer derselben ist heute noch teilweise erhalten, wenn auch schwer beschädigt. Die Hauptburg mit einem fünfeckigen, leider ebenfalls dem Untergange geweihten Bergfried und mit dem Pallas ist von der Vorburg durch einen natürlichen Grabeneinschnitt geschieden. Wohlbefestigte Mauerwerke sperrten den östlichen Ausgang desselben. Zahlreiche Wohnräume und Gelasse, die Burgkapelle mit schönem gotischen Eingangsportal, reizende, leider in Einsturzgefahr befindliche Fensterfüllungen u. ä. kann man heute noch sehen. Leider ist nicht unbegründet, daß eine Warnungstafel das Betreten der Burg nur auf eigene Gefahr gestattet. — Menschlicher Wahnsinn hat hier Kostbarstes zerstört, und menschliche Trägheit hat es unterlassen, die romantischen Überbleibsel einer einzigartigen Burganlage vor dem Untergange zu schützen. Nicht lange mehr, und selbst diese spärlichen Zeugen einer schwer vorstellbaren Pracht und Kühnheit und einer Meisterschaft der Burgarchitektur sind für immer dahin.

Willst du, lieber Wanderer, die Schaunburg in der Stimmung sehen, die ihr einzig zukommt und zu ihr passend erscheint, dann wähle dir einen der letzten Tage deines Reiseurlaubs, wenn die sorgenlose Genießerzeit ferienfroher Vakanzen zu Ende geht und ein leiser Schatten der kommenden bürdenreichen Tage auf deine Sommerfreude fällt. Wähle

einen solchen Tag, wo auch der beginnende Herbst mit dieser Gemütsstimmung in Einklang steht: wenn goldiges Licht auf rötlich verfärbten Blättern spielt, die des baldigen Tages harren, da sie ein rauher Herbststurm zur Erde wirft. Wähle einen Tag, an dem die Sonnenstrahlen das müde gewordene Antlitz der Erde mit einem letzten Kusse kosend bedecken, und es dir scheinen mag, als wüßte selbst sie darum, daß die Tage der Lebensfreude für sie vorüber sind. Und doppelt tief wird der Eindruck sein, den der Anblick der Schaunburg in deiner Seele hinterläßt, wenn du eben daran bist, glücklichere Tage einer friedsamen inneren Ausgeglichenheit mit den öden Stunden deiner handwerksmäßigen Berufspflichten zu vertauschen.

Das uralte Geschlecht der Schaunburger, die sich nachweisbar schon im Jahre 1161 nach der Burg benannten, waren mit den Julbachern und den Formbachern, vielleicht auch mit den früh verschwundenen Aschachern in Verbindung gestanden und frühzeitig durch Reichslehen und umfangreichen Güterbesitz zu großer Macht gelangt, so daß sie sich wie Landesfürsten gebärdeten, eigenen Hof führten, Bündnisse schlossen, ja sich als reichsunmittelbar betrachteten. Dies mußte zu Streitigkeiten mit den österreichischen Herzögen führen, zumal sich letztere auf das gefälschte Privilegium majus (1356) stützten und ihre Landesherrlichkeit über den ganzen, also auch den Passauer Besitz der Schaunburger ausdehnen wollten. Die Burg konnte zwar nicht genommen werden, aber ein schiedsgerichtlicher Spruch zwang die Schaunburger, sich als Lehensträger der österreichischen Herzöge zu bekennen. Im Beginn des 15. Jahrhunderts residierten Starhemberger als Vormünder des da=

mals minderjährigen Schaunburger Erben Grafen Johann auf der Burg, der zwar nach Erreichung der Mündigkeit für seinen kinderlosen Ablebensfall den Grafen Hermann von Cilli als Besitzer testamentarisch bestimmte, jedoch in der Folgezeit sieben Söhne zeugte, die sich nach dem Tode des Vaters zu ungeteiltem Besitz verpflichteten. 1559 starb der Mannesstamm der Schaunburger mit Graf Wolfgang aus, der die Starhembergs als Kinder seiner Schwester Anna zu Erben eingesetzt hatte. Nach vielfachen Verhandlungen, bei welchen Ferdinand I. und Max II. Ansprüche erhoben, verblieb die Burg im Besitz der Starhemberger, die sie aber gänzlich in Verfall geraten ließen. Eine historische Reminiszenz liegt in der Erwähnung der Gefangenschaft des von den Kurfürsten abgesetzten Königs Wenzel auf der Schaunburg 1402.

Oberwallsee

Diese Burg, die ihren Namen von den Herren von Wallsee (Stammburg Waldsee bei Friedrichshafen) führt, war einstmals eine mächtige, wohlbewehrte Feste, deren Mauern bis 4 Meter Breite maßen, unter denen selbst wieder große unterirdische Gewölbe sich befanden. Die heutige Ruine (in der Nähe von Müllaken gelegen) war einstmals das Stammschloß jener vier Zweige der mit Kaiser Rudolf nach Österreich gekommenen Wallseer, die hier mächtig aufblühten und große Reichtümer erwarben. Mit dem Jahre 1483 erlischt das kraftvolle Geschlecht. Bedeutungsvoll war ihre weitgreifende politische Tätigkeit. Die Tochter des letzten

Wallseers, Barbara, erbte sämtliche Wallseer Güter und vermählte sich mit dem Grafen Siegmund von Schaunburg. Nach dem Tode des letzten Schaunburgers erklärte Kaiser Ferdinand Oberwallsee als kaiserlichen Besitz. Durch Übergang des Erblandmarschallamtes an Thomas Gundacker von Starhemberg (1717) kam auch Oberwallsee in dessen Besitz.

Schloß Aschach

Dasselbe war ehemals ein Bestandteil der Herrschaft Stauf, die selbst wieder als ursprüngliches Kirchengut der Passauer bischöflichen Mensa und durch die Formbacher Grafen an die Schaunburger gekommen war, die auch das Mautrecht in Aschach als Reichslehen ausübten. Schon im Jahre 1190 begegnet uns in einer Reichersberger Notiz dieses Mautrecht daselbst, wo man auch bayrischen und österreichischen Stiften gewisse Begünstigungen für die Durchfahrt erteilte, so beispielsweise dem Kloster St. Nikola bei Passau — bekannt durch jenes prachtvolle Bibelwerk, das Markgraf Leopold III., der Heilige, dort angekauft und seiner Lieblingsstiftung Klosterneuburg gewidmet hatte — dem Stift Ranshofen, Raitenhaslach, Heiligenkreuz u. a. Als in dem Kampfe zwischen Graf Heinrich von Schaunburg und Herzog Albrecht III. letzterer Aschach erobert hatte, verlegte der Schaunburger die Maut nach der Feste Neuhaus, stromaufwärts von Aschach gelegen, behielt sie doch auch dort noch trotz gegenteiliger Bestimmungen des Friedensschlusses, ja suchte sie überdies durch Befestigungen am rech-

ten Ufer gegenüber noch zu sichern, freilich vergebens. Als österreichisches Lehen verblieben dann Aschach und Stauf zusammen den Schaunburgern bis zu ihrem Aussterben (1559), Aschach gelangte dann an Wolf von Liechtenstein, von den Liechtensteinern an die Jörger, auf die der Ausbau des heutigen Schlosses zurückgeht (1606), seit 1668 an die Grafen von Harrach, deren einer, Erzbischof von Salzburg, eine bauliche Erweiterung vornahm.

Bergheim

In der Nähe von Aschach liegt das Schloß Bergheim mitten in einem schönen Park. Der mittlere Trakt entstammt dem alten Burgbau. In Urkunden aus dem 13. und 14. Jahrhundert erscheinen Wok von Rosenberg und andere als Inhaber von Bergheim; schließlich seit 1812 die Starhemberg, Perera, Arnstein und Hirsch-Gereuth. Seit 1913 ist es dem Lande Österreich zu einer landwirtschaftlichen Schule überlassen.

Ottensheim

Mit Kaiser Otto hat der Name, wie nachgewiesen wurde, nichts zu tun, vielleicht geht er auf den Namen eines Ottini zurück. Doch ist der Stifter des Klosters Wilhering, Udalrich von Wilhering, als ältester Besitzer von Ottensheim sichergestellt. Aus der Geschichte der Burg

ist bemerkenswert der erfolgreiche Kampf, den die Ottensheimer Burggrafen gegen die um 1350 eingedrungenen böhmischen Adelsgeschlechter (Rosenberger, Sternberger und Landsteiner) führten. Schon war der Ort in Brand geraten, jedoch wurden sie bei Hellmondsöd und Freistadt aufs Haupt geschlagen.

Im 15. Jahrhundert hatten die Liechtensteiner das Schloß inne und unternahmen von dort aus Streifzüge in die Linzer Umgebung. Später im Besitze des Kanzlers Rabenhaupt von Sucha, kommt sie durch dessen Tochter an die Familie Jörger, der aber zur Zeit der Gegenreformation, weil sie sich weigerte, den Huldigungseid zu leisten, der Besitz genommen und den Jesuiten übergeben wurde, nach deren Aufhebung sie in Privatbesitz gelangt. Eine Zeitlang waren Franz Graf von Coudenhove Inhaber und 1882 ein noch ungeborener Enkel der Gräfin Maria. Doch trat neuerlicher Besitzwechsel ein. Eine besondere Sehenswürdigkeit bietet heute noch der Rittersaal des Schlosses.

Ebelsberg

Die Burg Ebelsberg bestand gewiß bereits im Jahre 1159. Sie beherrschte den Brückenübergang über die Traun. Eine solche dürfte erst um die Wende des 11. Jahrhunderts errichtet worden sein, da in einem Briefe des Bischofs Engelbert von Passau an den Bamberger Bischof Gunter neben dem „gefährlichen und unbequemen Übergang über den Inn bei Passau“ hinsichtlich der Traun nur von einer Überfahrt gesprochen wird. Die Feste Ebelsberg

wurde in den Fehden des Herzogs Friedrich II. von Österreich mit Bischof Rüdiger von Passau um das Jahr 1242 zerstört. Doch wurde sie bald wieder aufgebaut. Ende des 14. Jahrhunderts besaßen die Waldseer Ebelsberg, darauf wieder die Passauer. Für das Jahr 1422 verzeichnet die Chronik von Schloß Ebelsberg einen hohen Besuch: drei Bischöfe, und zwar der Kölner, der Weinsberger und Albrecht von Hohenlohe sind zu Gast und zehn Jahre darauf sämtliche Äbte und Pröpste der Diözese zwecks einer Beratschlagung über ein gemeinsames Vorgehen auf dem Baseler Konzil. Und wieder zehn Jahre später bewohnte das Schloß Äneas Silvius Piccolomini, der nachmalige Papst Pius II., der damals Inhaber der Pfarre Aßbach war und sich über Ebelsberg und dessen Umgebung besonders lobend aussprach. Die Gesandtschaft des Königs Ladislaus an den Papst, unter welchem der Klosterneuburger Propst mit neun Personen und zehn Pferden genannt wird, nächtigte im Jahre 1453 daselbst. Seit 1825 besitzt Schloß und Herrschaft Ebelsberg die Familie von Kast.

Spielberg

Zwischen Steyregg und Mauthausen befand sich einstmals eine Insel, welche die Donau an ihrer Nordseite umspülte. Gekrönt war der Inselfelsen mit einer starken Feste, genannt Spielberg. Mit der Verlegung der großen Stromrinne ist die Insel weit in die Donauau hineingerückt, und man sieht vom Strome aus nur den Bergfried emporragen. Die ehemals umfangreichen Burgbauten sind ver-

fallen, die geräumige Burgkapelle eingestürzt, und nur von der Umfassungsmauer sind einige Stücke erhalten. Im 12. Jahrhundert wird ein Dietrich von Spieleberch genannt, der als Zeuge bei einem Tauschakt des Stiftes Wilhering zugegen ist. Zuerst als passauerisches Lehen genannt, tritt es im 13. Jahrhundert unter die landesfürstliche Hoheit. Es besaß einen eigenen Burgpfarrer und diente zur Zeit Herzog Rudolfs IV. als Zuflucht für den Florianer Konvent. Damals (1365) wird von ihr noch als inmitten der Donau gelegen gesprochen, und sie bleibt noch längere Zeit im Besitz St. Florians, um später an die Landesfürsten, ferner an die Liechtensteiner, an die Wallseer und an verschiedene andere Private überzugehen. Seit 1650 verblieb sie im Besitz der Grafen von Weißenwolf.

Steyregg

Auf dem zur Donau abfallenden Pfennigberg wird um 1150 bereits ein „Castrum" der Passauer Bischöfe erwähnt, das nach Besitzwechsel 1241 an die Kuenringer und, nachdem diese in Reichsacht gefallen waren, an die von Rudolf von Habsburg geförderten Kapeller und 1635 an die Weißenwolfs kam; seit 1770, in welchem Jahre es abbrannte, blieb es Ruine. Der Burg zu Füßen entwickelte sich ein Städtchen, mit alten Stadtmauern und Tor heute ganz malerisch und traumverloren anzusehen; es ist die kleinste Stadtgemeinde des Bundeslandes Oberösterreich.



Aus dem Stammbaum der Babenberger



Altdorfer: Der heilige Florian

Pragstein in Mauthausen

Dem Besitzer der Herrschaft Mauthausen Laßla Praga hatte Kaiser Friedrich III. im Jahre 1491 gestattet, sich ein Schloß auf einer damaligen Donauinsel zu erbauen. So erstand die Feste Pragstein, die aber heute mit dem Ufer vereint erscheint. Nach wechselnden Besitzern gelangte sie endlich an den Bürgermeister von Mauthausen, Leopold Heindl, dessen Witwe dieselbe im Jahre 1901 der Gemeinde Mauthausen überließ. Heute bildet sie ein charakteristisches Wahrzeichen des durch seine Granitsteinbrüche bekannten Ortes.

Enns

Mit der uralten Römerfestung Lauriacum steht auch die Ennsburg in Zusammenhang. Wie sich die St.-Laurenz-Kirche aus der römischen Zeit erhalten hat, so wird auch die Befestigung des aufgelassenen Römerlagers am Flußübergang der alten Limesstraße mit Recht in einer Burg erblickt werden können, die zur Abwehr der heranstürmenden Völker befestigt worden war. Das dürfte jedenfalls in der Zeit Karls des Großen bereits der Fall gewesen sein. Mit dem Emporblühen des Ortes als Handelsplatz an der Donau zur Zeit der steirischen Markgrafen im 12. Jahrhundert hat die Burg nicht mehr dieselbe wichtige Stelle eingenommen. Das Ennser Stadtrecht gibt uns hierfür Belege. Seit Friedrichs III. Zeiten verlor Enns viel von seiner früheren Bedeutung, und von seiner Burg hören wir nichts mehr, es sei

denn von einer Verleihung der Burgvogtei von Enns durch Maximilian II. im Jahre 1551 an seinen Rat Georg Gienger, dem die Restaurierung der alten Burg vom Kaiser erlaubt wurde. Doch zog es der genannte Rat vor, statt einer Renovierung der alten Burg sich auf dem Georgenberg an der Ennser Nordseite ein neues Schloß zu bauen: Ennsegg.

Wallsee

An derselben Stelle, wo sich in römischer Zeit ein wichtiges Donaukastell befand, erhebt sich heute das Schloß Wallsee. Von den Herren von Wallsee im 13. Jahrhundert erbaut, machte es viele bauliche Veränderungen mit, behielt aber noch einige Reste aus gotischer Zeit, so die Kapelle mit schönem Netzgewölbe und Empore. Charakteristisch ist der Turmbau, der Bergfried mit seinen Galerien und einige Baulichkeiten strategischer Art.

Es war einst im 18. Jahrhundert Besitz des Feldmarschalls Grafen Daun und zuletzt Wohnort der Tochter Kaiser Franz Josephs, Erzherzogin Marie Valerie.

Greinburg

Es soll zwar an der Stelle des heutigen Schlosses Greinburg nach Angaben Hoheneggs um 1284 eine landesfürstliche Burg gestanden haben, doch fehlen darüber nähere Nachrichten. Gegen die Scharen des Matthias Corvinus und zur Sicherung des Donauweges bewilligte Kaiser

Friedrich III. den Prueschenks den Bau eines Schlosses zwischen Grein und Saxen. Während desselben sollten diese das Schloß Sarmingstein bewohnen dürfen. Das neue Schloß nannten sie Heinrichsburg. Der Kaiser jedoch nannte es Greinburg. Die Absichten der Bischöfe von Passau auf den Besitz des Schlosses gingen nicht in Erfüllung, es kam vielmehr an die Dietrichsteins und Grafen von Saalburg, bis es 1816 ein Kriegsgewinner, der Armeelieferant Michael Fink, erstand, von dem es der Herzog Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha erwarb, dem Prinz Karl Eduard von Albany folgte.

Werfenstein

Nur wenige der Donaufahrer, die das Schiff durch die einstmals so gefürchteten Stromschnellen bei Grein hindurchführt, werden es ahnen, daß in dieser Gegend dem Strome entlang sich fünf Burgen auf einer 5 Kilometer messenden Strecke erhoben haben: Werfenstein, Haustein, Pain, Sarmingstein und die mitten im Strome gelegene Burg Wörth. Von der erstgenannten sieht man noch Ruinen auf einem Felsen ragen, ebenso auch noch von Sarmingstein, von den anderen ist nichts mehr vorhanden. An dieser Stelle, wo der Strom, durch gefährliche Katarakte gezwängt, so manches Opfer forderte (eines der erstmals genannten war Bischof Dracolf von Freysing im Jahre 926), waren auch die Burgherren eifrig tätig, durch Weggelder u. ä. die Passage noch um etliches zu erschweren. Aber auch ihren festen Sitzen, deren Bewohner sich darin gefielen, dem heiligen Nikolaus, der als Schützer der Kaufleute und Reisenden in St. Nikola

am Struden ein Heiligtum besaß, nach besten Kräften entgegenzuarbeiten, drohte der Untergang, als ihre Zeit abgelaufen war. Von der einen bleibt nicht einmal die Ortsbezeichnung mehr übrig, die andere, Haustein, deren Ruine noch 1850 zu sehen war, wurde bald darauf bei der Donauregulierung gesprengt. Sarmingstein tat Buße und ward ein Kloster. Werfenstein, die bedeutendste Feste, wurde nach einer in Ottokar Hornecks Reimchronik geschilderten Belagerung vom Herzog Albrecht ihrem Besitzer Chunrad von Summerau gewaltsam genommen, trotzdem sie letzterer für die dem Kaiser Rudolf geleisteten Verdienste empfangen hatte. Aus verschiedenen Urkunden, die Rechtsgeschäfte mit der Burg Werfenstein behandeln, können wir interessante Daten über die Verkehrsverhältnisse in der Gegend des Strudens gewinnen. So übte das Kloster Waldhausen das Recht des Almosensammelns an dieser Stromstrecke aus und mußte dafür die Erhaltung der Straße vom Gießenbach bei Grein bis in die Gegend von Sarmingstein besorgen und außerdem die zwischen Struden und Sarmingstein angeschwemmten Leichen bestatten. Darüber hatte der Werfensteiner Burggraf zu wachen. Zwischen Luftenberg und Freienstein war eine andere, etwas mildere Form des Raubrittertums gang und gäbe geworden: alle Wein führenden Schiffe mußten sich dazu bequemen, den Burgleuten einige kräftige Kostproben zu gestatten, was man das „Weinen" nannte. Ob die Abstellungsversuche Herzog Rudolfs und später Albrechts V. einen Erfolg gehabt hatten, meldet die Chronik nicht. Zwischen 1382 und 1388 war der Werfensteiner Burggraf Hans von Falkenstein zugleich auch ein geistlicher Herr, nämlich Pfarrer im mährischen Orte Tracht,

ferner zu Poysdorf und zu Grein. Eine kleine Burg bestand unterhalb Werfenstein „an dem Lueg" beim Wirbel (Vischer bildet sie auf einem Stiche noch ab).

Freyenstein

Nahe der gleichbenannten Schiffshaltestelle, wo sich die Überfuhr nach Hirschenau zum Anschluß an die Strecke Krems—Grein befindet, liegt am rechten Donauufer, westlich vom Orte, auf dem sogenannten Schloßberg die Ruine Freyenstein. Der fünfseitige, 30 Meter hohe Bergfried und die feste Schildmauer der aus dem 13. Jahrhundert stammenden Burganlage sind noch zu sehen, auch das Burgverlies und der Schloßgang der ehemals bedeutenden Burg ist teilweise vorhanden, sonst ist so ziemlich alles zerstört, und mächtige Bäume haben in der Ruine Wurzel gefaßt. Man hatte früher angenommen, daß die Schweden diese Burg zerstört hätten, doch dies ist unrichtig. 1298 besteht die Burg bereits und wird von Herzog Albrecht von Österreich dem Bischof Emicho von Freising verpfändet. Im 14. Jahrhundert erscheinen die Landenberg, dann die Greiffensee, die Dachsperg, die Meißauer, Wallseer, Eytzinger, Plankensteiner; letztere waren heftige Kampfhähne, befehdeten sich mit den Persenbeugern und verheerten die ganze Umgebung. Unter den späteren Inhabern der Burg figuriert auch der Spanier Gabriel von Salamanca, der Hofrat Ferdinands I., ferner die Ortenburger, die Althann, Zinzendorf und schließlich die Starhemberger, welche die Herrschaft Freyenstein mit der Herrschaft Schönbüchel vereinigten, um die Einkünfte der letzteren zu verbessern.

Persenbeug

Gegenüber Ybbs auf einem zur Donau steil abfallenden Felsen gelegen, soll es bis in das 10. Jahrhundert zurückreichen; der jetzige Bau stammt aus dem 17. Jahrhundert und ist ausgezeichnet durch einen geräumigen Schloßhof, üppige Stuckarbeiten in den Zimmern, eine gotische Anklänge zeigende Schloßkapelle mit Renaissancekanzel aus dem beginnenden 17. Jahrhundert und interessante Landschaftsölgemälde von Th. Ender (19. Jahrhundert). Hier wurde der letzte Habsburger auf dem österreichischen Kaiserthron, der unglückliche Kaiser Karl, geboren.

Artstetten

Im Berggelände hinter Maria-Taferl, eine Gehstunde entfernt, liegt das heute als Gruftstätte des weiland Erzherzog Franz Ferdinands und seiner Gemahlin, Herzogin Sophie von Hohenberg, bekannte und vielbesuchte Schloß Artstetten. Es wurde im 16. Jahrhundert aus einer mittelalterlichen Anlage umgebaut und vor fast einem halben Jahrhundert mit neuen Formen ausgestattet, wobei aber glücklicherweise am interessanten Gesamtbilde (runde Ecktürmchen) nicht zuviel geändert wurde. Es ist heute im Besitz der Hohenbergs.

Weitenegg

Als „Wittenecke“ wird die Burg in alter Zeit überliefert, und Rüdiger von Bechelaren soll ihr Gründer gewesen sein. Im Besitze der Raabs und Pernegg beherrschenden Ge-

schlechter war die Burg auch eine Zeit in der Gewalt der Kuenringer. Im habsburgischen Zwiste hat der kaiserliche Schloßhauptmann Lempek vor der Kraft der Feuerwaffen die herrliche Burg im Jahre 1462 räumen müssen, was uns in Michael Behaims Buch „Von den Wienern" und in der Melker Chronik berichtet wird. In letzterer mit einem besonders traurigen Akzent: „Unter heftigem Weinen hat der getreue Pfleger die ihm anvertraute Burg, deren mächtiges Turmwerk er stürzen sah, fluchtartig verlassen müssen." Nachdem sie im Verlaufe wechselvoller Schicksale einer Belagerung durch die Schweden rühmlich standgehalten hatte und Ende des 17. Jahrhunderts in ihren wesentlichen Teilen noch erhalten war, gewährte sie im vorigen Jahrhundert Obdach, bis vor beiläufig fünfzig Jahren mit der Abtragung zum Zwecke der Verwendung des Steinmaterials für einen Fabrikbau begonnen wurde. Nur mehr ein Wehrturm hat sich, aufragend über gewaltige, zum Teil zertrümmerte Mauern, erhalten. Die Anlage der Burg ist aber noch gut erkenntlich. Wer zu ihr emporgeklommen ist, kann einen lohnenden Ausblick das ganze Donaugelände hinüber bis Melk genießen.

Schallaburg

Das eindrucksvollste Erlebnis der Renaissancekunst wartet des Donauwanderers, wenn er sich von Melk aus nur wenige Kilometer gegen Süden landeinwärts begibt. Es ist die nach dem Grafen Schalla genannte Schallaburg. In der jetzigen Gestalt ein Werk des ausgehenden 16. Jahr-

hunderts, war sie seit Ende des 13. Jahrhunderts zuerst im Besitz der Zelkinger, hierauf in dem der Losensteiner, die sich in der Reformation als rührige Mitglieder des protestantischen Adels betätigten. Auf sie geht die Schöpfung des sehenswerten, zwei Geschosse hohen Renaissancehofes mit offenen Galerien, entzückenden Pfeilern und Arkaden zurück. Die innere reiche Ausstattung und zugleich überaus geschmackvolle Dekoration durch mythische Szenenreliefs, allegorisierende Gestalten, Hermen und Wappen unter gleichzeitiger Verwendung einer zarten roten Terrakottafarbe gibt dem Schlosse mit den noch vorhandenen zinnengekrönten Mauern, Bastionen, Türmen, Toren, Schießscharten und Pechnasen, eingesponnen in ein Rankengewirr von wildem Wein, eine unsagbar ritterliche Note.

Schönbühel

Nur wenige Kilometer stromabwärts von Melk erhebt sich auf einem steilen Felsen hart an der Donau das Schloß Schönbühel. Es erinnert uns an ein Geschlecht derer von Sconenpuhele. Ein Vertreter desselben namens Markwart wird in den Babenberger Regesten als Ministeriale von Passau erwähnt, ein ebensolcher Markwart als Zeuge in einem Melker Teiding und als Stifter der Geroldinger Pfarre in der Wachau. Nach dem frühzeitigen Aussterben dieses Geschlechtes hören wir von einem Ritter von Eisenbeutel zu Schönbühel. Um 1400 verkauft Passau Schönbühel, das später samt Aggstein und Dürnstein im Besitz der Grafen Starhemberg erscheint. Am Eferdinger Grabmal

des Konrad Balthasar Starhemberg lesen wir, daß derselbe im Jahre 1687 „Schönpichel abgeloset und das Kloster allda mit schönen Andachten von Grund erbaut und gestiftet“, ebenso habe er „Thyrnstein sambt dem Tall Wachau erkauft“. Ludwig Graf Starhemberg, ein scharfer Anhänger des Augsburger Bekenntnisses, der sich mit dem Grafen von Thurn besonders auf Eroberung von Melk festgelegt hatte und dasselbe wochenlang mit einer zahlreichen Armee berennen ließ, verlor als Geächteter seine Besitzungen. Konrad Balthasar war jedoch wieder zur Kirche zurückgekehrt und hat dann gleichsam als Sühne für seinen Vorfahr das Servitenklösterlein Schönbühel gegründet. An derselben Stelle war vorher ein in der Phantasie der Schiffsleute gefürchtetes verfallenes Schloß, wo es nicht geheuer war, so daß es in dem Tagebuch des Benediktiners Reginbald Möhner vom Jahre 1635 gelegentlich seiner Fahrt gegen Wien vermerkt wird: „Nit weit von Schloß Schönbihel, gleich an dem Wasser ein zierlich wollerbaut Lustschloß, welches wegen insizenden Teufflen nit kan bewont werden.“

Seit dem 19. Jahrhundert ist Schönbühel samt Aggstein Eigentum der Grafen von Beroldingen, unter denen das derzeitige Herrengebäude mit dem imposanten Wartturm in die alten Grundfesten eingebaut wurde. Der Volksmund hat aus dem Kloster Schönbühel ein Priesterstrafkloster gemacht, und selbst die moderne Romanliteratur hat sich in der Richtung dieser Tendenz mit dem Felsenkloster am Strom beschäftigt, dem die herrliche Szenerie der Donauenge eine unvergleichliche Folie gibt, und dessen Kapelle zu Ehren des heiligen Peregrin die Meisterhand Johann Bergls kunstvoll geschmückt hat.

Aggstein

Das Wanderziel der Burgenfreunde, der Dichter und der romantisch veranlagten Scholaren und Wandervögel, die schönste Ruine der Wachau und die durch ihr „Rosengärtlein“ so volkstümlich gewordene Feste ist Aggstein. Hoch über einer mit dichtem Buchenwald bewachsenen steilen Höhe thront weit hinaus ins Donauland blickend die Burg, die, schon von Natur aus geschützt und bewehrt, einen unbezwingbaren und talbeherrschenden Adelssitz darstellt. Ihre Entstehung und ihr Alter ist in Dunkelheit gehüllt. Wir hören in der Geschichte von Azzo von Gobatsburg, der vom babenbergischen Markgrafen Adalbert nebst anderen Gütern das Gebiet des Bergrückens Aggstein erhielt, auf dem sein Neffe oder Sohn am Beginn des 12. Jahrhunderts eine Feste erbaute. Von diesen ersten Besitzern stammt ein trotziges und kühnes Geschlecht ab, das sich nach anderen Gütern die Herren von Kuenring nannte, zu den einflußreichsten Adelsgeschlechtern Österreichs gehörte und über zahlreiche Burgen und Herrschaften verfügte. Ein ganzer Hofstaat von Lehensmännern und Vasallen diente den Kuenringern, deren Blütezeit in die Tage des im Stifte Zwettl begrabenen Hadmar von Kuenring fällt. So ausgezeichnet dieser in hervorragenden Geschäften dem Landesherrn zur Seite stand, so sehr wichen die Söhne Hadmars von dem Beispiel ihres Vaters ab, ja sie unternahmen Beutezüge und Raubfehden, deren Ertrag sie in ihren Schlössern bargen. In den vielfachen Kämpfen wurde auch Aggstein zweimal zerstört, die Kuenringer starben 1355 aus, nach vorübergehendem Besitz durch Liechtensteiner kam die verödete Burg durch kaiserliche Schen-

kung in die Gewalt des Ritters Georg Scheck von Wald (1429), der Aggstein wegen treuer Dienste als Lehen empfing und alsbald mit dem Wiederaufbau des Burgstalls begann. Darauf verweist die heute noch über dem dritten Toreingang befindliche Inschrift: „Das purkstal hat angevangen cze pawen Her Jörig der Schekh von wald des nachsten Mantag nach vnser Frawntag nativitatis da von krist gepurd warn ergangen — CCCXXVIIII jar.“ Die Zeit hat die Inschrift am Anfange teilweise unleserlich gemacht. Es fehlt bei der Jahreszahl MC, so daß tatsächlich das Jahr 1429 das Jahr der Erbauung ist. Wie sich der Bauplan heute noch darstellt, gehört er zu den schönsten, umfangreichsten und zweckmäßigsten längs des Stromes. Die Ansprüche auf die durch die Gunst des Landesherrn gewährten Vorteile und Privilegien, so z. B. das Mautrecht für alle stromaufwärts gehenden Fahrzeuge „auf ewige Zeiten“ und die Bevollmächtigung zur Führung der Regierungsgeschäfte während der Abwesenheit des Herzogs, sowie das Recht der gefürsteten Freiung in und bei der Burg Aggstein fand keine Mäßigung, sondern ging ins zügellose. Diese Sinnesart mag der äußerliche Anlaß gewesen sein, daß man dem Scheck gar viel Böses übertrug und sein Name für die Nachwelt mit der grausamen Tortur der Gefangenen im „Rosengärtlein“ in Zusammenhang gebracht wurde. So volkstümlich und allgemein bekannt die Geschichte vom „Rosengärtlein“ geworden ist, die moderne Forschung hat derselben doch den Todesstoß versetzt, indem sie nachwies, daß zu diesem Felsenvorsprung, der den Namen „Rosengärtlein“ trug, keine Tür führte und das Mauerloch wie auch die Stufen hierzu erst viel später zu praktischem Gebrauche der Touristen entstan-

den sind. Piper, der Burgenforscher, bestätigt diese Feststellung und erklärt das Rosengärtlein als eine im 16. Jahrhundert entstandene Aussichtswarte. Reithmayer, der beste Kenner Aggsteins, ist der Anschauung, daß die Sage einen unleugbaren Kern besitzt: Der Jörg hat nachgewiesenermaßen seine Gefangenen an einem Seile bei dem gegen das Rosengärtlein zu liegenden Doppelfenster über dem höchsten Absturz hinausgehängt und von diesem Fenster aus Lösegeldforderungen an sie gestellt. Den Scheck, der ungescheut bei seinem Mauthause an der Donau die Schiffe ausgeplündert hatte und die Gefangenen schwerer Haft in dunklem Verliese aussetzte, um Lösegeld zu erpressen, erreichte das Schicksal: 1476 wird die Feste Aggstein erobert. Die Melker Chronik bemerkt dazu: „Der höckerige, aber mächtige Landesherr Scheck, an Bösartigkeit den Straßenräubern nicht ungleich, wird zu Aggstein von Großvoneckern mit Gewalt bezwungen und auf ewig seiner Habe und Würde beraubt, so daß der Elende kaum seinen dürftigen Unterhalt hat, der vorher sechs Schlösser besaß.“ Auch der Nachfolger Schecks, Georg von Stain, der eigentlich hier mit dem Gravenecker verwechselt wurde, wuchs sich zum Raubritter heraus. An ihm vollzog dann erst der Gravenecker, kaiserlicher Feldhauptmann aus Schwaben, zusammen mit dem Söldner Baumkirchner, das kaiserliche Strafgericht im Jahr 1463. In landesfürstlichen Besitz gekommen, brannten türkische Streifscharen die Burg nieder, wiederhergestellt, hat sie im Dreißigjährigen Krieg lokale Scharmützel gesehen. 1687 ist der Verteidiger Wiens, Ernst Graf Rüdiger von Starhemberg, ihr Eigentümer, der ihr jedoch keine Aufmerksamkeit schenkte, weshalb sie verwahrloste und von Leuten aus der Um-

gebung ausgeplündert wurde. Nur dem Umstande, daß durch Einsturz der Zugbrücke der höher gelegene Burgteil unzugänglich war, ist es zu verdanken, daß dieser längere Zeit verschont blieb. Jedem Besucher wird die wenn auch stark mitgenommene ausgedehnte Ruine einen unvergeßlichen Eindruck machen, möge er sich auch nicht eines solchen Dichterblickes erfreuen, wie er unserem Altmeister Scheffel zu eigen war, der im Jahre 1860 dem Aggstein ein poetisches Gedenken geweiht hat.

Ruine Hinterhaus

Vor kurzer Zeit machte die alle Wachaufreunde betrübende Nachricht die Runde, es sei ein beträchtlicher Teil der oberhalb des Wachaumarktes Spitz thronenden Ruine Hinterhaus zusammengestürzt und dadurch das malerische Ruinenbild stark zu seinen Ungunsten verändert worden. Wenn nun auch das Ausmaß der entstandenen Verwüstung übertrieben wurde, so bestätigte sich doch im wesentlichen diese Kunde zum Leidwesen des Wachaupilgers. Wie an Aggstein und an Dürnstein hängt sein Herz an der zur Schönheit des Landschaftsbildes mächtig beitragenden alten Burg, die sagenumwittert zum Strom herabschaut. Die Historie selbst weiß nicht viel von ihr zu berichten. Auch sie war eine Feste der Kuenringer und wird urkundlich im Jahre 1243 erwähnt. Wir hören von einem Besitzer Heinrich dem Eisernen, der sie seinem Bruder Leuthold vermacht, der dadurch zum Herrn aller Wachauburgen von Dürnstein bis Weitenegg wird. Doch scheint die Burg frühzeitig in Trüm-

mer gegangen zu sein, denn schon im 15. Jahrhundert ist sie nicht mehr intakt, und als verfallene und verwüstete Ruine sieht sie Weißkern in seiner Topographie. Dafür ist trotz der baldigen Zerstörung der Plan der Burganlage gut ersichtlich und beweist, daß die Burg wohlgeeignet zur Verteidigung war. Charakteristisch an der Ruine Hinterhaus sind die noch gut erhaltenen Zinnen. In den Blickbereich der Ruine fällt ein wundervoller Ausschnitt des Donautales gegen St. Michael zu, wo die Stromwendung den Eindruck hervorruft, die Donau wäre dort durch vorspringende Bergnasen zu einem See geschlossen.

Dürnstein

Auch die Feste, heute Ruine Dürnstein, ist mit dem Namen der Kuenringer aufs innigste verknüpft, die in der ganzen Wachau über mannigfaltige Besitztümer verfügten, die sie zum großen Teil von dem daselbst reich begüterten Kloster Nieder-Altaich in Bayern und von der Abtei Tegernsee innehatten. Die Erbauung Dürnsteins wird für die Mitte des 12. Jahrhunderts angesetzt und soll von Albero III. von Kuenring durchgeführt worden sein. Bald nach ihrer Gründung bringt ein historisch denkwürdiges Ereignis — die Gefangennahme des englischen Königs Richard Löwenherz in Erdberg (Wien) 1192 — sie in Verbindung mit der Weltgeschichte. Dem damaligen Herrn von Dürnstein, Hadmar von Kuenring, wird Richard zur Haft übergeben. Es dürfte diese Haft sich aber keineswegs so gestaltet haben, wie sie der Volksmund überliefert hat, und auch die schöne Blon-

delsage dürfte in das Reich der Fabel gehören, mag man auch immerhin einem nur allzu leichtgläubigen Publikum jenes elende Ruinenloch als den schauerlichen Kerker des Königs zeigen, aus dem ihn das Lösegeld seines Minstrel endlich befreite. Hadmar von Kuenring war ein turnierfroher Herr, der auch mit dem als Frau Venus verkleideten Ulrich von Liechtenstein zu Friesach Speere verstochen und den romantischen Minnesänger zu Wien festlich empfangen hatte. Ihre Kühnheit und Verwegenheit führte die Kuenringer zur Beraubung des letzten Babenbergers Herzog Friedrich. Doch hatten sie an ihm ihren Meister gefunden, der ihre Feste Dürnstein eroberte. Auch dieser Burg bemächtigten sich in der Folgezeit die Starhemberger. Das Jahr 1645 brachte das schwerste Unheil über Dürnstein: Die Schweden hatten die Burg erobert und vor ihrem Abzug dieselbe gesprengt. Heute ragen nur mehr wenige Trümmer der ehemals starken Feste empor, die im Verein mit den zur Stadt hinabreichenden Abwehrmauern und mit den zerrissenen Felsenpartien im Hintergrunde einen einzigartigen Anblick bietet, der allein schon imstande ist, unser ganzes Interesse auf sich zu lenken.

Hollenburg

Dem stromabwärts ziehenden Nibelungenstraßenwanderer erschließt sich bald hinter Krems ein weites Auengebiet, in welchem das Auge an einer am rechten Stromesufer liegenden Burg einen Ruhepunkt findet: es ist das uralte Hollenburg, an jenem Orte gelegen, wo einst das

in der Vita Severini genannte Römerkastell Purgum die Straße des Limes zwischen Trigisanum und Favianis zu überwachen hatte. Dort war eine der Hauptwirkungsstätten des Apostels Noricums. Nach dem Zusammenbruche des römischen Imperiums dürften sich daselbst Slawen unter awarischer Herrschaft niedergelassen haben, die dann unter Karl dem Großen germanisiert und christianisiert wurden. Die Abtei Moßburg in Bayern erwarb dort viele Güter, die auf Freising übergingen. Eine Beschreibung des ganzen Territoriums aus dem 11. Jahrhundert läßt sich heute nur schwer verfolgen, da die dort genannten Orte von den Fluten der Donau vernichtet wurden. Hollenburg war der Pfarre Traisenburg zugewiesen, die selbst wieder dem ebenfalls von der Donau vernichteten Stifte St. Georgen — dem Vorläufer des heutigen Herzogenburg — inkorporiert gewesen. Die Burg wurde 1248 durch Bischof Johannes von Freising als Residenz seiner Pfleger errichtet, durch Bischof Berthold 1408 umgebaut, weshalb sie auch Bertholdstein oder Berchstein hieß. Im 15. Jahrhundert saß dort der Donauräuber Fronauer und der nicht minder gefürchtete Vettau, echte Piraten, die nach Herzenslust raubten und plünderten, bis Kaiser Friedrich III. das Schloß eroberte und dem Freisinger Bischof gegen 1500 Goldgulden wieder einhändigte. Seit dieser Zeit verrichteten die Donaufluten ihr Zerstörungswerk an der wenig geschützten Burg, nur ein kleiner Teil blieb als Ruine übrig. Der Wiener Bankier Geymüller erkaufte sich 1811 die Herrschaft und ließ ein neues Schloß erbauen, das aber nichts Besonderes zu bieten vermag. — Ein prominenter Punkt der Hollenburger Landschaft ist das „Wetterkreuz“, worunter man eine kleine Kirche



Linz, Landhausportal



Grabstein des Probstes Thomas Ruef

zu verstehen hat, die an Stelle eines ehemaligen Kreuzes steht und wegen der Richtung, die die Gewitter vom Westen her über diese Bergeslage nehmen, so genannt wird, wie auch schwere Hagelwetter zur Errichtung dieser Kirche Anlaß gegeben haben, wo noch Ende des 18. Jahrhunderts ein Einsiedler hauste. — In Hollenburg ist bemerkenswert das sagenhafte Wahrzeichen „Mandl ohne Kopf“, ein sechs Meter hoher Pranger, an dem sich die später erzählte Legende knüpft, die eine Erklärung der Verschiebung des Geschirrmarktes nach Nußdorf sein soll, welcher Markt vorher in Hollenburg abgehalten wurde.

Greifenstein

Hinter dem kleinen knapp an der Donauwendung vom östlichen zum südlichen Lauf gelegenen Örtchen erhebt sich die Burg gleichen Namens, die notdürftig wiederhergestellt wurde, um von der Turmgalerie eine prächtige Aussicht über das ganze Donaugebiet gegen Norden, Westen und bis zum Bisamberg zu bieten — es ist das Bild der Talenge, flankiert von Greifenstein am rechten und Kreuzenstein am linken Ufer. Die Greifensteiner Burg dürfte schon im 11. Jahrhundert als Wehrburg gegen die im Donautale heranstreifenden Feinde gegründet und einem Ministerialen übergeben worden sein. Der Namen erfährt die verschiedensten Deutungen, darunter auch sehr abgeschmackte, wie die Ableitung vom „Greif in den Stein“! Besser wäre schon die aus dem altdeutschen „Grifinstein“ oder bayrisch „Grifanstein“, nach einem „Grifo“ als Erbauer oder ersten

Besitzer. Oder aber die nach dem Fabeltier, dem Greifen, d. i. Felsnest des Greifen. Ein Dietrich von Greifenstein begegnet uns in der Klosterneuburger Stiftungsurkunde, dann ein Siegfried als Ministeriale von Passau, das enorme Güter an der Donau besaß (siehe Saalbuch von Klosterneuburg!). 1461 wird sie von dem Fronauer in Brand gesteckt, doch wiederhergestellt, dann von den Türken (1529) und den Schweden heimgesucht, 1670 neu aufgebaut. Während der Gegenreformation diente sie als Kerker für evangelisch gewordene verehelichte Priester. 1803 kam es an das kaiserliche Kameralgut, verfiel bald darauf. Doch restaurierte sie später Fürst Liechtenstein, der sie 1818 erworben hatte, in dessen Besitz sie heute noch ist. Auch hier wuchert die Sage sehr üppig. Weit verbreitet ist im Volksmunde die Meinung, es führe unter dem Bette der Donau ein Verbindungsgang von Greifenstein nach Kreuzenstein hinüber; doch hat man keinen Anhaltspunkt für eine solche Annahme.

Kreuzenstein

Der Traum eines Burgherrn, der ein großer Zauberer war ... „In der Hand" — so erzählt anziehend der erste Topograph Kreuzensteins, Johann Paukert, vom verdienstvollen, leider schon dahingegangenen Grafen Johann Nepomuk Wilczek — „die alten, aus manchen verstaubten Winkeln zusammengesuchten Urkunden, blickt er auf die moosbewachsenen Trümmerhaufen, und flugs fügen sich die Steine regelrecht aneinander, erheben sich die zierlichen Säulchen, schließen sich die feinen Rund- und Spitzbogen, beleben

sich die Gemächer mit ihren alten Bewohnern, ziehen Scharen reisigen Volks über die herabgelassene Zugbrücke, ertönt Glockengeläute und Orgelklang von der Kapelle weit hinaus ins Land. Damit aber das herrliche Gebilde, wie er es erschaut, nicht bloß in seinem Inneren Gestalt gewänne, beruft er geschickte Werkmeister und Gesellen, und indem sie Stück für Stück nach seinem Befehl ausführen und aneinanderreihen, wird das Märchen zur Wirklichkeit, ersteht der alte Kreuzenstein zu neuer Pracht und Herrlichkeit."

Auf den Ausläufern des zwischen Korneuburg und Stockerau gegen die Donau zu herabstreichenden Höhenzuges, wo bereits in der vorgeschichtlichen Zeit ein Ringwall den Ansiedlern Schutz gewährte, erhebt sich heute die vielbesuchte Burg Kreuzenstein. Sie beherrscht das ganze Donaugelände stromauf und stromab bis zu den Karpathen. Ihr Name hieß in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts Crizanestein, auch Crizinstein, was soviel als kreisrunder Stein bedeutet. Wahrscheinlich war dies der Name des Berges von seiner Form, oder aber vielleicht auch von einem Opferstein hergenommen. Sie kommt erstmals in einer Urkunde König Heinrichs II. vom Jahre 1002 vor, worin er einen Sprossen des mächtigen bayrischen Grafengeschlechtes der Formbacher für geleistete Kriegsdienste mit königlichem Gute beschenkt. Letzteres erstreckte sich mit seinen Zugehörigkeiten von dem heutigen Langenzersdorf und Bisamberg weit ins Land hinaus. In einer Melker Urkunde vom Jahre 1115 begegnet uns dann erstmals der Name der Feste Crizanestein innerhalb des genannten Gebietes. Als Zeuge unterschrieb sich unter anderen der Urenkel des von Heinrich beschenkten Formbachers nach seinem Wohnsitze Dietrich von

Crizanestein. Es ist derselbe Dietrich, der auch Besitzer der Burg Viechtenstein und zugleich Vogt des Nikolausklosters bei Passau war. Mit dem Erlöschen der Formbacher kommen der Reihe nach viele Geschlechter in den Besitz der Burg, so die Wasserburger, deren letzter Konrad, am Kreuzzug Leopolds VI. von Österreich sich beteiligt, später jedoch ein raubrittermäßiges Dasein führte, so daß er eidlich geloben mußte, die Warenschiffe auf der Donau nicht mehr zu belästigen. Die Burg war der Schauplatz schwerer Schicksale, aber auch interessanter Begebenheiten. Wiener Ratsherren mit ihrem Bürgermeister Konrad Vorlauf waren daselbst bis zu ihrer Hinrichtung in strenger Haft, manche andere teilten auch später noch dort ihr Schicksal, Königin Elisabeth hatte dorthin ihre kostbaren Kleinodien verpfändet, darunter auch ihre Krone, die sie an ihrem Krönungstage zu Stuhlweißenburg im Jahre 1438 geschmückt hatte. Gegen König Matthis Corvinus hielt sich die Burg tapfer, als dessen plündernde Scharen Niederösterreich überschwemmten. Der berühmte Wiener Arzt Johannes Tichtel absolvierte dort Krankenbesuche. Beim Herannahen der Türken 1525 wurde sie von Niklas Salm außerordentlich stark befestigt. Balthasar Hubmayer, der Führer der Wiedertäufer, war dort in Haft und schrieb daselbst seine vergebliche „Apologie", bevor er zu Wien verbrannt wurde. Der unglückliche Graf Ferdinand Hardegg, der am Hof zu Wien enthauptet wurde, war eine Zeitlang Inhaber der Feste, ebenso Friedrich von Herberstein, und nach ihm der aus französischer Adelsfamilie entsprossene Saint Hilaires, der Kaiser Ferdinand vor den protestantischen Ständen in der Hofburg gerettet hatte. 1645 nahm es Torstenson ein. Damals wurde Kreu-

zenstein zur Ruine, aus der sich die Umwohnenden ihr Baumaterial für ihre Häuser holten. Seit 1739 ist Kreuzenstein im Besitze des gräflichen Hauses Wilczek, dessen Sproß Johann Nepomuk nach jahrelangem Bemühen, unterstützt durch geniale Mitarbeiter, aus der gänzlich verfallenen Ruine das herrliche mit Kunstsammlungen aus aller Herren Länder erfüllte Kleinod geschaffen hat, das heute vor unseren staunenden Augen steht.

Die Schlösser Orth und Eckartsau

Die wenigsten Liebhaber der Donaufahrt wissen, daß sich von Wien stromabwärts ebenfalls noch lohnende Ausflüge unternehmen lassen. Für sie alle ist dieses Gebiet „unentdecktes Land". Und doch gibt es zwischen Wien und Deutsch-Altenburg noch viel Sehenswertes: zunächst die Donauauen selbst — sei es im Schmucke verjüngten Grüns in allen Schattierungen desselben, sei es in der Farbenpracht des Herbstes. Daß sich auch interessante Schloßbauten in diesem Raume befinden, ist eigentlich erst durch das tragische Schicksal des letzten Kaisers, des nach Eckartsau zuerst verbannten Monarchen, weiteren Kreisen kundgeworden, die, aufmerksam geworden, sich auch mit diesem Schlosse näher beschäftigten. Übrigens hat der ehemalige Hofarchitekt Ingenieur Berthele von Grenadenburg durch seine lehrreichen Vorträge in Wiener Bildungsinstituten auf die „Marchfeldschlösser" und hierdurch auch auf Orth und Eckartsau das Interesse zu lenken gewußt.

Von der Dampfschiffahrtsstation durch die Au landein-

wärts ist das interessante Schloß Orth angenehm zu erreichen. Ursprünglich ein gotischer Burgbau, wurde es im Laufe der Zeit vielfach verändert, besitzt aber noch die gewaltigen rechteckigen Ecktürme mit den gewalmten Dächern. Sehr romantisch ist das Hofinnere mit seiner ernst-nüchternen Stimmung. Hier im Schlosse Orth hat auch Fronauer sein Unwesen getrieben. Als kaiserliches Kammergut diente es in letzter Zeit als Jagdschloß, wenn in dem umfangreichen Auengebiete Jagden auf Hochwild und Stromwild abgehalten wurden.

Das Schloß Eckartsau, ebenfalls am linken Ufer gelegen, erscheint schon im 13. Jahrhundert als eine Wasserburg. Dieselbe erfuhr dann im 17. und 18. Jahrhundert verschiedene Umbauten. Heute repräsentiert es sich als ein prächtiger Barockbau und wird wegen der Harmonie der Formen, eines herrlichen Vestibüls und geschmackvollen Stiegenhauses, das dem Palais Kinsky zu Wien verwandt erscheint, sehr geschätzt. In dem reich dekorierten Hauptsaal sind ausgezeichnete Plastiken von Mattielli und ein famoses Deckenfresko von Daniel Gran, die Aufnahme Dianas in den Olymp darstellend.

Volkskundliches von der Nibelungenstraße

Wie die Donaustraße ein Durchzugsland und zugleich völkervermengendes Band darstellt, so sind die an ihr siedelnden Bewohner begreiflicherweise keine ausgesprochenen Typen reiner Stammeseigenschaften, sie werden vielmehr als Mischungsergebnisse zu betrachten sein, die allerdings hauptsächlich bayrisches Blut in sich tragen. Die Rassenforscher sind jedoch keineswegs zu denselben Folgerungen gekommen. Manche wollen die Donau als Grenze ansehen zwischen dem südlichen, dem dinarischen oder mediterranen Typ und zwischen dem nördlich wohnenden, der nordische Merkmale aufweist. Es ist ferner Tatsache, daß man auch den römischen Einschlag beim Bewohner der Donaugegend festgestellt haben will. Kein Geringerer als unser großer Meister Anton Bruckner ist mit seinem „Cäsarenschädel" und der römischen Nase ein Beispiel hierfür. Gewiß und unbestreitbar ist der bajuvarische und fränkische Typus, der seit der großen Kolonisationstätigkeit des beginnenden Mittelalters an der Donau der herrschende ist. Dies ergibt sich unter anderem aus den interessanten Dialektarten (von Haasbauer in der Theutonista dargeboten), die hinsichtlich der Donaulandschaft den lehrreichen Beweis erbringen, daß der Strom nur streckenweise zwischen Nord und Süd eine Dialektgrenze bedeutet.

Ebenso und auf noch leichtere Weise bietet die Form der

bäuerlichen Häuser und Höfe einen Schlüssel zur Feststellung der Stammeszugehörigkeit. Freilich ist auch hier eine Begrenzung der einzelnen Typengebiete nicht möglich, aber es lassen sich immerhin einige grundlegende Forschungsergebnisse als unanfechtbar beweisführend ansehen. Die am stärksten vorkommende Form des Hofes läßt sich längs der ganzen Donauebene bis gegen Melk verfolgen, sie beherrscht auch noch das Greiner Granitplateau und reicht südlich der Donau bis in die Flyschzone. Im Mittellaufe der Enns und Steyr, also dort, wo Slawen ansässig waren, geht er zum sogenannten Haufenhofe über, wie ihn Kriechbaum nennt, der im Südwesten das Salzburger Einheitshaus und im Norden als Grenzsaum zum fränkischen Hof die Scheide zwischen der ersten und zweiten Kolonisationsepoche annimmt. Der Einzelhof findet sich in der Donauebene, wo das Haufendorf zu Hause ist, äußerst selten. Hier sind größere Bauerndörfer die Regel, und weite Strecken fruchtbarer Felder und Auen dehnen sich meilenweit zwischen ihnen aus.

Anders wird die Siedlungsart dort, wo der Strom nur ein schmales Ufer für die menschlichen Behausungen zugibt. Dort reihen sich die einzelnen Ortschaften, wo sie nicht vielleicht von den Gräben und Tälern der mündenden Gewässer getrennt werden, aneinander. Es entstehen die wundervollen Uferbilder, die uns längs der Donaufahrt so entzücken. Bei größeren und politisch oder wirtschaftlich zu höherem Range gelangenden Ortschaften, die sich überdies durch einen lebhafteren Verkehr auszeichnen, ist die enge Verbindung mitunter zu einer topographischen Einheit verwachsen, die nur mehr dem Namen nach voneinander unterschieden werden kann. Z. B. Krems, Und, Stein. Diese drei Orte haben in

ihrer seltsamen Verschmelzung zu dem bekannten Scherz Anlaß gegeben: „Was liegt zwischen Krems und Stein?“[1])

Wo es sich infolge der günstigen Verkehrsverhältnisse um Durchgangsgebiete handelt, wird die Verwischung der einzelnen charakteristischen Merkmale der Stammeszugehörigkeit selbstverständlich weiter fortgeschritten sein als in abgeschlossenen Gauen. Und mit einem solchen Durchgangsgebiet haben wir es ja doch im Donautale zu tun. An dieser Verwischung werden auch die leichter zugänglichen Seitentäler teilhaben, durch welche, wie beim Salz- und Eisenweg, jahraus, jahrein handeltreibende Fremde hindurch-

---

[1]) Der gewiegte Fachmann auf dem Gebiete der Hausarchitektur, Professor Othmar von Leixner, hat den im Donaulande vorfindlichen Typus des Gehöftes klar umschrieben, so daß auch dem Laien die Unterscheidungsmöglichkeit zwischen den einzelnen Bauanlagen gegeben ist. Seine Beobachtungen gipfeln in folgendem: „In Oberösterreich herrscht das bayrische Gehöft vor, das wir im Berglande selten im Tale, sondern meist auf den Höhen finden. In der Passauer Gegend finden wir da und dort noch das geschlossene Einheitshaus, das typische Alpenhaus mit Flachdach und Giebellaube oder Hausgang. Im Linzer Gebiet tritt dann der für das reiche Flachland typische bayrische Vierseiter auf, mit großen, vollgeschlossenen Fronten und einheitlicher Dachbildung. Künstlerisch sind diese Bauten wohl reizlos. Im niederösterreichischen Donautale nehmen die Bauten in geschlossenen Orten sehr bald städtischen Charakter an. Neben dem sogenannten Streckhof, der die Giebelfront mit dem Hoftor gegen die Straße legt, sehen wir vielfach den fränkischen Dreiseithof, der gegen die Front das Wohnhaus und Schuppen, beziehungsweise Ausgedinge zeigt, zwischen denen sich der weite Torbau des Hofes entwickelt. Die breiten Giebel sind abgewalmt, typisch tritt das Vorkragen der Stockwerke, beziehungsweise der auf Konsolen ruhende Breiterker, vereinzelt der runde Eckerker auf. Dieser häufig sehr malerische Haustypus findet sich bis in das Wiener Stadtgebiet herein, wofür ja Grinzing, Sievering und Nußdorf sehr schöne Beispiele bieten. Überaus malerische Laubenhöfe haben sich vielfach, besonders im Wachaugebiet, erhalten.“

zogen. Auch in den Donaustädten, besonders jenen, die zu Industrieorten sich entwickeln konnten, wie auch in jenen, wo der Fremdenverkehr blühte, dürften die einzelnen Stammestypen eine bedeutendere Abschleifung ihrer Eigenart erfahren haben. Vor dem großen Kolonisationswerke der Karolinger sind neben den Resten der romanischen und keltischen Bevölkerung hauptsächlich Slawen und Awaren im österreichischen Donautal.

Seit dem 5. Jahrhundert erfolgt die Einwanderung der Bajuvaren und Schritt für Schritt mit ihnen die Germanisierung und in der Folge die bayrische Kolonisation, deren Hauptstützpunkt das Kloster Nieder-Altaich in Bayern wird, von wo aus auch die Christianisierung weitere Fortschritte macht. Nach dem magyarischen Rückschlag, durch den vielfach die früheren Kulturerfolge zunichte gemacht wurden, kommen mit den neuerlich angesiedelten Bayern auch die Franken in das Donautal. Es wird nun auch der benachbarte östliche Landesteil, das heutige Niederösterreich, stärker kolonisiert, und der fränkische Haustypus mit seiner größeren Geschlossenheit als die bayrische Kolonisierungsart, wächst sich bald zu größeren geschlossenen Siedlungen aus, die im Laufe der Zeit — wenn sie an verkehrsgünstigen Uferstellen gelegen sind — den Marktcharakter, ja sogar das städtische Gepräge empfangen. Und in dieser Tatsache sieht man mit Recht einen Unterschied zwischen dem oberösterreichischen, vorwiegend bayrischen Bauerntypus und dem niederösterreichischen mit seinem fränkischen Einschlag.

Der erstere ist auf die Vereinzelung eingestellt und deshalb weniger zugänglich, mehr scheu und dem Fremdartigen und Neuen reserviert beobachtend gegenüberstehend, wohl auch

schwerblütiger und nicht so leicht zu gewinnen, was ihm den gewiß nicht immer berechtigten, aber doch öfter erklärbaren Vorwurf des Hyperkonservatismus (wie ein vulgärer Ausdruck lautet „Dick- oder Mostschädeligkeit") eingetragen hat. Anders bei dem durch das nahe Zusammenhausen sozialer veranlagten und geselliger gestimmten Nachkommen der fränkischen Einwanderer. Er ist leichtblütiger, redseliger, offener und zugänglicher, besonders dort, wo das Heilmittel aller Schwermütigkeit und Bedrücktheit, der goldene Rebensaft, zur Verfügung steht. Das ist vor allem in der weinberggesegneten Wachau und an den Abhängen des Wiener Waldes.

Es ist nicht von der Hand zu weisen, daß die langen schweren Zeiten, die der oberösterreichische Bauer nach fruchtlosem Sichemporbäumen gegen seine vermeintlichen Bedrücker und ihn seiner Rechte und Glaubensfreiheit beraubenden Gewalthaber in stummer Resignation und seelischer Niedergeschlagenheit ertragen hat, so nachhaltig auf ihn einwirkten, daß es heute noch — trotz seiner Freiheit und vielfach auch seines Wohlstandes — in seinem Wesen zum Ausdruck kommt. Gewiß, wohl fast immer nur unbewußt, es wäre denn, daß irgendein äußerer Anlaß ihn aufrüttelt, längst vergangener blutiger Kämpfe zu gedenken, deren Vorstellung ihn in seinem Bauerntrotz aufrüttelt. Doch ist tiefes Nachdenken über solche Probleme nicht seine Sache und, trotz allem doch eine Kindesnatur geblieben, will er schon gar nichts vom abstrakten Denken wissen.

Im Gegensatze hierzu ist der leichtlebigere Bewohner des mittleren Donaugebietes, bei dem auch das blonde Haar und das blaue Auge häufiger ist als bei dem Oberösterreicher, wo

die dunkle Farbe des Haares und der Augen vorherrscht, immer geneigt, das Leben nicht zu schwer zu nehmen und dafür lieber den heiteren Seiten desselben zugänglich zu sein. Ist auch bei diesem wie bei jenem die Freude an Musik und Tanz und größtenteils eine ausgesprochen rhythmische Begabung zu finden, so herrscht doch an der oberen Donau der altväterische Ländler gegenüber den leichteren Tanzarten der Bewohner Niederösterreichs und zumal Wiens vor. Der Wiener Walzer hätte gewiß niemals im Lande des Apfelmostes das Licht der Welt erblickt, er konnte nur im Widerscheine des Rebengoldes und der Grazie der leichtfüßigen, ewig tanzlustigen schönen Nachbarin der Wiener Donau geboren werden. Das ist Erbteil von babenbergischem Blute, Erbteil fränkischer Art, die schon Herr Walther von der Vogelweide am festefreudigen Hofe zu Wien kennengelernt und besungen hatte.

So werden auch im Strudengau und zumal in der Wachau von einem lustigen Völklein frohe Winzerfeste und Sonnwendfeiern begangen, die uns häufig als Kern altgermanische Gebräuche weisen. Am Tanzboden lebt sich an den „Kirtagen" (d. i. Kirchweihtagen), deren es in jedem Orte verdächtig viele gibt, das junge Volk aus. Allerlei Spiele, Späße, Schabernack und Ulk gestalten den Alltag leichter erträglich, und jeder Feierabend bringt irgendeine kleine Fröhlichkeit. An den Festtagen und bei besonders feierlichen Anlässen wie Hochzeiten, Taufen, Jubiläen und Gedenkfeierlichkeiten werden manchenorts noch die alten Trachten zu Ehren gebracht. Freilich sind sie schon fast ganz verschwunden und ist eher noch im Oberösterreichischen der Sinn dafür erhalten geblieben, was wieder als ein Beweis für die

konservativere Denkart des Oberösterreichers gewertet werden kann. Die Tracht an der oberen Donau setzt sich aus folgendem zusammen: Bei den Frauen und Mädchen bauschige lange, bis zu den Fersen herabreichende Faltenröcke, ein eng anliegendes miederartiges „Spenzerl", gewöhnlich mit großen Silberknöpfen geziert, eine tiefdunkelblaue Kattunschürze und auf dem Kopfe die überaus kleidsame flügelartige Haube, die aus schwerem, schwarzem Taft besteht und meist schon von den Urgroßmüttern her ererbt ist. Dieser Kopfputz ist in seiner Form schon fertig gebunden und wird nur aufgestülpt. Es ist das Sonntagskleid, das von den Frauen getragen wird. Mädchen sieht man sehr selten damit, sie tragen kein Trachtenkostüm, sondern einen städtischen Anzug. Die Männer und Burschen tragen einen grauen Lodenanzug mit festen Stiefeln, dazu die gleiche Joppe, die mit grünem Vorstoß geziert ist und ebenfalls große Silberknöpfe als Schmuck aufweist. Eine Spezialität für sich sind die alten, heute sehr wertvoll gewordenen Linzer Goldhauben, die aber, soweit sie echt sind, als wohlgehütete Erbstücke nur bei ganz besonderen Gelegenheiten in Verwendung kommen.

Verschieden von dieser Tracht ist die Wachauer Tracht mit Ausnahme der eben erwähnten Goldhaube, die, trotzdem die Gepflogenheit von ihnen als „Wachauer Hauben" spricht, doch als Spezifikum dieser Gegend nicht nachgewiesen werden kann, sondern sich eben von Linz längs der Donau herab verbreitet hat. Die Wachauerinnen tragen gewöhnlich ein seidenes schwarzes Kopftuch, das aber einfacher gefaltet erscheint als das in Oberösterreich übliche, geblümte Seidenröcke, einen rückwärts mit Falten versehenen Spenzer und Spangenschuhe ohne Schnallen. Der Mann trägt langen

dunklen Rock, die Weste mit silbernen Knöpfen, einen schwarzen halbzylinderartigen Hut (früher einen Zweispitz), Strümpfe und Schnallenschuhe. Seltener sieht man den Mantel mit vier bis fünf Kragen, mit silbernen oder einer goldenen Kette. Die Goldhaube der Passauer und Linzer Gegend endigt in einen Sporn, ähnlich dem alten Dragonerhelm, in der Wachauer Gegend ist sehr beliebt eine Abart derselben, die rückwärts breit ausladet. Manche Einzelheiten der Trachten sind nicht mehr in ihrer Ursprünglichkeit festgehalten, auch begegnet man öfter statt der genannten Kopfbedeckung dem kleinen runden Hut von schwarzer Farbe. Von der Männertracht, die fast gar nicht mehr getragen wird, sind höchstens noch die alten Silberknöpfe an der grünen Weste geblieben, auch herrscht der dunkelgrüne Veloursthut vor. Der Weinbauer trägt fast immer eine buntkarierte Leinenjoppe und außerdem noch die von ihm unzertrennliche blaue Schürze (genannt „Fürter"). Diese Joppe ist auch bei den Schiffern und Fährleuten das allgemein übliche Kleidungsstück.

Die Matrosen und Schiffsleute von ehedem hatten ebenfalls eine Art offizieller Berufstracht. Sie bestand aus hirschledernen Hosen mit schwarzen „Stösseln" (Stutzen), Tuchgilet, darunter einen weißen Barchentjanker, über dem Gilet eine gestrickte blaue Jacke mit Lederbesatz („Herz") auf beiden Ärmeln, einen schwarzen rauhen Hut und hohe Stiefel. Wie bei dem Landvolke sich jahrhundertalte abergläubische Gebräuche erhalten haben, so neigt auch die Gilde der Schiffsleute, aller Aufklärung zum Trotz, noch häufig einem Aberglauben zu, der an den der Künstler und der Jäger stark erinnert. So dürfen sie bei der Talfahrt nicht pfeifen, um nicht

den Wind herbeizulocken. Jeder, der sich dagegen versündigte, mußte ein bestimmtes Quantum Wein zahlen. Eine merkwürdige Gepflogenheit war die sogenannte Taufe, der sich jeder Schiffsmann unterziehen mußte, der das erstemal die ungarische Grenze bei Theben durchfuhr. Die Taufe bestand darin, daß er sich mit einem Kübel Wasser von oben bis unten beschütten lassen und darauf seinen Berufsgenossen zur Tauffeier Wein spendieren mußte.

Der Dialekt des Donausiedlers ist durchweg der bayrisch-österreichische, wenn er auch längs der ganzen Straße einige kleine Verschiedenheiten aufweist. Bei der Internationalisierung der Stromschiffahrt darf es nicht wundernehmen, daß wir heute den verschiedensten Idiomen begegnen.

Die Faschingsfreuden fanden bei den Schiffsleuten wie bei den Landfuhrwerkern stets ein lebhaftes Echo. Von den Gebräuchen der Spitzer Schiffsleute in dieser Hinsicht erzählt Eduard Effenberger: „Auf einer mit acht bis neun Pferden bespannten, mit Schleifen unterlegten Roßplätte fuhren sie, meist kostümiert, vom Donauufer auf den Marktplatz hinauf. Während der Fahrt gaben sie ein Bild vom Leben auf dem Schiffe, sie kochten und menagierten daselbst. In der Plätte hatten sie eine Wiege, in welcher sie einen erwachsenen Burschen mit einer mit Wein gefüllten Dutte säugten und hin und her hutschten." Die Schiffsleute hatten ein eigenes aus Holz geschnitztes und vollständig ausgestattetes „Schild", welches zwei in der Talfahrt zusammengesetzte, mit Holz beladene „Gamsen" darstellte, die den Namen des Schiffsmeisters trugen, sowie die darauf befindlichen Schiffsleute mit ihren Rudern zur Schau brachte. Die „Gamsen" waren kleinere Fahrzeuge ohne rückwärtige Zu-

spitzung, die „Kelheimer“ waren die großen, nach rückwärts in eine Spitze verlaufenden Schiffe, die hauptsächlich zum Transport von Brennholz dienten. Dann verkehrten noch: die sogenannten „Ulmer Pletten“, in der Form eines Bügeleisens gebaut und daher auch vulgär „Bügeleisen“ genannt, dann die „Tiroler Pletten“, die von Kufstein den Inn herabkamen und besonders Zement verfrachteten; ferner die „Roßpletten“, deren man sich zum Transport jener Pferde donauabwärts bediente, die dann den Schlepp donauaufwärts zu besorgen hatten. Schließlich gab es noch eine größere Form von Kähnen, zur Massenbeförderung von Personen und wohl auch Waren bestimmt, und eine große Menge verschieden benamseter kleinerer Fahrzeuge, der Zillen usw.

Die ältere Generation wußte und sang noch viele bodenständige Lieder, die der heutigen, an banale Gassenhauer und Operettenschlager gewöhnten jüngeren nicht mehr geläufig sind. Es geschah damit ähnlich wie mit den Volkstrachten: Das unschöne Fremde und vielfach gar nicht verstandene Städtische verdrängte das aus heimischem Boden hervorgegangene Echte und Gediegene. Verschiedene Überfuhrlieder waren noch vor dreißig bis vierzig Jahren in Übung, sie sind heute ebenso entschwunden und vergessen, wie die ehemaligen ganz stimmungsvollen Nachtwächterrufe. Von letzteren hat uns Effenberger sehr verdienstvoll einige mitgeteilt. Wir lassen eines hier folgen: „Alle meine Herren laßt euch sagen — der Hammer, und der hat zehne g'schlagen — betet zum heiligen Florian — der uns beschützen vor Feuer kann. — Lobet Gott und Unsre Liebe Frau. — Gelobt sei Jesus Christus. — Hat zehne g'schlagen.“ — Ähnlich die weiteren Stunden bis ein Uhr früh. Um zwei Uhr



Österreichischer Erzherzogshut



Klosterneuburger Prachtmonstranz

früh: „Alle meine Herren laßt euch sagen — der Hammer, und der hat zweie g'schlagen. — Die Nacht ist vorbei, der Tag bricht an — das verkündet uns der Hahn. — Lobet Gott und Unsre Liebe Frau. — Gelobt sei Jesus Christus. — Hat zweie g'schlagen." — Um drei Uhr früh zum letzten Male: „Alle meine Herren laßt euch sagen — der Hammer, und der hat dreie g'schlagen. — Hausdirn steh auf, es ist schon Zeit — die Vöglein singen auf grüner Heid'. — Der Fuhrmann auf der Straßen — Gott wird ihn nicht verlassen. — Lobet Gott und Unsre liebe Frau. — Gelobt sei Jesus Christus. — Hat dreie g'schlagen."

Donausagen

Wenn wir an sonnigen Sommertagen Sorge und Last des Alltags von uns werfen und den uralten Donaustrom entlang wallen, dann freut sich das Herz der prächtigen Bilder, die vor unseren schönheitsdurstenden Augen vorüberziehen. Zerfallene Burgen grüßen von stolzer Höhe ins Tal und künden dem Wanderer, daß hier einst Mächtige hausten, unbezwinglich und frei sich wähnend gleich dem Aar in den Lüften. Doch die Allesbezwingerin Zeit hat auch ihre gewaltigen Festen in Schutt und Trümmer verwandelt, und von manchen ragen nur mehr spärliche Reste einstiger Größe in den blauen Himmel empor.

Und wenden wir dann unser Auge talwärts, so ruht der Blick mit Wohlgefallen auf all den kleinen Ortschaften, die, lieblich ins Grün der Obstbäume und Wälder gebettet, mit ihren spitzen Kirchtürmchen die Landschaft beleben.

Da werden alte Sagen wach und zaubern vergangene Zeiten vor uns hin. Teilweise greifen sie bis in die Heidenzeit zurück, Wotans wildes Heer zieht an uns vorüber. Nixen und Donauweibchen steigen aus den Wassern auf, Zwerge breiten ihre Schätze vor uns aus. Oder wir sehen fromme Mönche Kulturarbeit verrichten, Heilige ihren Bannfluch schleudern über Gottesfrevler und Lästerer. Wieder andere berichten von Helden grauer Vorzeit, von der

Todesfahrt der Burgunder ins Hunnenland, von Krieg und Hungersnot, von der Schweden wildem Hausen.

Lauschen wir diesen längst verklungenen Sagen und wandern wir im Geiste zurück in eine Zeit, in der noch Raum war für Poesie und Wunderglaube!

Heidnisch-mythologische Sagen

Das Donauweibchen

Wenn der Mond mit seinem Silberglanze die Fluten der Donau übergießt, dann tanzen die Fischer ihren Ringelreihn, und ihr Gewand flattert im Abendwind. Da ertönt plötzlich ein weicher, berückender Gesang, und schwebenden Schrittes erscheint ein wunderschönes Weib. Das singt den Fischern von seiner Heimat, dem kühlen Donaugrund. Kristallhell ist das Schloß der Donaunixe, Hunderte von Nymphen harren ihrer Befehle. In goldenen Schüsseln wird ihr die Speise gereicht, aus silbernen Bechern schlürft sie kühlen Trank, Perlen und Korallen schmücken sie. Doch lieber als Gold und Geschmeide ist ihr eine Stunde im Mondenscheine beim Tanze der Fischer. So singt sie den lauschenden Männern, doch wenn der Mond wieder aus den Wolken tritt, ist sie verschwunden in der feuchten Flut, und sehnsüchtig starren die Fischer auf die glitzernde Wasserfläche. Und oft singen sie das Lied der Donaunixe, und die fremde schwermütige Melodie klingt noch heute durch alle Gesänge der Fischer.

Die Nixe vom Jochenstein

Auf dem Jochenstein sitzt Frau Isa, die wunderschöne Donaunixe und strählt ihr langes goldenes Haar im Mondenschein. Von ihren Lippen tönt berauschender Sang, bald leise und lockend, bald jubelnd und laut. O Schiffer, flieh und verschließe dein Ohr den verderblichen Klängen, sonst ist's um dich geschehen! Frau Isa schließt dich in ihre Arme und steigt mit dir hinab in ihr Nixenschloß am Donaugrund. Und du bist ihr verfallen mit Leib und Seele, und keine Erlösung gibt es mehr für dich aus den Tiefen des Wassers!

Doch auch an anderen Orten zeigt sich das Donauweibchen und ist den Menschen bald hold gesinnt, bald gereicht ihnen das Erscheinen der Nixe zum Verderben.

Auch in Wien wohnte eine solche Donaunixe, die den Menschen oftmals freundlich gesinnt war. Der Sage nach soll sie sogar die Tochter des Donaufürsten selbst gewesen sein.

In der Nähe des Flusses hatte ein armer Fischer seine Hütte. Er hauste mit seinem Sohne, einem kräftigen und tüchtigen Burschen, ganz allein und fuhr täglich hinaus in den Strom, um Fische zu fangen. Keiner verstand es so vortrefflich, ein Boot zu lenken und das Netz zu werfen, wie der junge Fischer.

Es war Winter. In der einfachen Stube der beiden Männer brannte ein lustiges Feuer, an dem sie sich wärmten. Sie besserten ihre Netze aus, und der Alte erzählte dabei von dem Wassermann mit seinen grünen Haaren und spitzen Zähnen, von den wunderschönen Nixen, die mit ihrem Gesang die Menschenkinder in die Tiefe locken, so daß sie ihnen willenlos folgen müssen. Der Jüngling wollte den Worten des

Vaters keinen Glauben schenken und schüttelte nur stumm das Haupt.

Da war plötzlich die Stube hell beleuchtet, und eine herrliche Frauengestalt erschien vor den beiden erstaunten Männern. Sie trug ein weißes, wallendes Gewand, und ein Kranz von Wasserrosen schmückte ihr langes Haar. Erschrocken sprangen die beiden auf, doch die schöne Jungfrau sagte: „Ich will euch kein Leid tun, sondern nur warnen vor nahendem Unheil. In wenigen Tagen wird die ganze Gegend in einen See verwandelt sein, denn es wird Tauwetter eintreten, und die Uferlandschaften werden vollends überschwemmt sein. Darum rettet euch beizeiten, bevor es zu spät ist!" Mit diesen Worten verschwand die Erscheinung, ehe sich noch die beiden Fischer von ihrem Staunen erholt hatten.

Sogleich warnten sie alle Bewohner der umliegenden Fischerhütten, und diese brachten rasch ihre geringe Habe in Sicherheit. Kaum war dies geschehen, so erfüllte sich genau das Wort der Nixe. Das Eis begann zu schmelzen, immer höher und höher stiegen die Fluten der Donau, und in kurzer Zeit war dort, wo vorher liebliche Auen lagen, nur mehr Wasser, so weit das Auge reichte. Die Geretteten aber dankten der gütigen Fee, die ihr Leben vor dem sicheren Untergang bewahrt hatte.

Als der Frühling kam, begann das Wasser allmählich zu fallen, und die Fischer kehrten wieder in die verlassene Gegend zurück, um ihre Hütten aufzubauen. Sie hofften dabei auf den mächtigen Schutz der Nixe, die sich ihnen so freundlich gesinnt erwiesen hatte. Nur einer teilte nicht die allgemeine Freude und Zuversicht der anderen. Traurig

schlich der junge Fischer umher, sein Sinnen und Sehnen galt dem Donauweibchen, das mit seiner Schönheit das Herz des Jünglings betört hatte. Tagelang fuhr er allein in den Seitenarmen der Donau auf und nieder und starrte unverwandt in die grünliche Flut, ob er nicht doch einmal die geliebte Gestalt der schönen Frau erspähen könne. Doch umsonst!

Dem Vater fiel das veränderte Wesen seines einzigen Sohnes lange schon auf, und er versuchte, ihm seine Traurigkeit zu verscheuchen, allein alles war umsonst. Da sahen eines Morgens die Fischer ein führerloses Boot auf dem Flusse treiben und zogen es an das Ufer. Der alte Fischer erkannte mit tiefem Schmerz den Kahn als den seines Sohnes und ahnte, daß der Jüngling von der schönen Wassernixe in die Tiefe des Stromes gezogen worden war.

Das Donauweibchen aber blieb verschwunden bis auf den heutigen Tag. Das Bild der schönen gefährlichen Nixe ist im Stadtpark zu Wien in Stein gehauen und stellt sie mit entblößtem Oberkörper dar, wie sie gerade aus dem Wasser taucht. In ihrem triefenden Gewand sind kleine Fischlein gefangen.

Die Nixe Ran

Um das „Rosengärtlein“ zu Aggstein rauschen und raunen die Wellen der Donau. Ein Nachen gleitet das Wasser entlang, und sein Führer lauscht hinan zum Felsen. Dort oben auf luftiger Höhe sitzt die Nixe Ran und singt: „Auf Erden ist jedes Herz kummerbeladen und schwer, nur in der Wogen feuchtem Schoß wird jedes Leid gestillt.“ So

sang sie mit zauberischer Stimme, und als die Sonne siegreich über die Hänge der Berge stieg, da fand man den Fischerjüngling tot im Schilf.

Der schwarze Mönch

Bei Werfenstein an der Donau steht der Teufelsturm, um den die Wirbel brausen und heulende Stürme ziehen. Drohend ballen sich die Wolken über dem Fährmann, die rauschenden Donauwogen scheinen sein Schiff zu verschlingen. Von hoher, zackiger Felsenzinne schaut furchterregend der schwarze Mönch herab. Der Sturm zerflattert sein wildes Haar, gleich feurigen Kohlen glühen seine Augen, und sein Erscheinen bedeutet Unheil dem Schiffer, der noch zu später Abendstunde auf der Donau seinen Kahn steuert. Und winkt der Unheimliche gar, dann ist das Schicksal des Armen besiegelt. Der Wirbel zieht ihn hinab ins kalte Wellengrab, wenn auch der Strudel ihn verschont hat. Nur eines rettet den Fergen vor der Wut des schwarzen Mönches, der Wotan selbst ist: das Gebet. Da zerschellt die Macht des Heidengottes an der Kraft des Christenglaubens, und hell strahlt die Sonne über den schimmernden Fluten der Donau, ungefährdet zieht das Schifflein des Gläubigen seine Bahn.

Die Krone des Donaufürsten

Bei Freyenstein schlingt die Donau ihr Silberband um grüne Auen und blumige Wiesen. Dort saß einst ein holdes Mädchen, wand sich die Blüten zum Kranz und sang

dazu gar innige Weisen. Ihre Lieder aber lockten aus der Tiefe des Wassers den bösen Donaufürsten Nikuz. Tückisch und heimlich kam er geschwommen und zog die ahnungslose Sängerin in sein feuchtes Bereich. Und all die Blumen, die das Mägdlein sich zum Strauße gewunden, verschwanden mit ihm. Traurig fuhr da der Vater der Verlorenen stromauf und stromab und suchte, mit Leid im Herzen, sein Kind.

An einem heißen Sommertag lag der Schiffer wachend im Kahn. Da sah er plötzlich durch die glitzernden Wasserfluten den bösen Nix einherschwimmen, auf dem Haupte eine kostbare Krone, die von Edelsteinen aller Art glänzte. Es waren die geraubten Blumen, die er in Kleinodien verwandelt hatte. Da erwachte im Herzen des Fischers aufs neue das Vaterleid. Mit kräftigem Ruderschlag traf er das Haupt des bösen Nixen, so daß die Perlen und Karfunkelsteine aus der Krone fielen. Sie selbst entglitt ins Wasser.

Wenn der Vollmond sein bleiches Antlitz in den Fluten der Donau spiegelt und die Sterne allein noch wachen, dann steigt der Donaufürst aus der Tiefe und sucht seine verlorenen Edelsteine. Doch nimmermehr soll es ihm gelingen, seine Krone damit zu zieren, denn was sie einst gewesen, das sind sie nun wieder geworden, duftende Blumen, die so wie früher die Wiesen schmücken und das Herz so manchen Kindes durch Duft und Farbe erfreuen.

Wachilde

Von den Bergen an den Ufern der Donau lodern die Sonnwendfeuer. Im Sonnenglanze leuchtet das Land, jubelnde, blühende Menschenkinder wandeln froh umschlun-

gen dem Strome zu. Überall Leben, Liebe und Freude! Da erscheint auch ein fremdes, schönes Kind, das sich unter die Fröhlichen mischt. Wachilde ist's, die Nixe der Wachau, die dort unten im kühlen Fluß ihr kristallenes Schloß bewohnt. Singend umringt sie das Fischervolk und bietet ihr Speise und Trank an und ladet sie zu Spiel und Tanz. Gerne willigt die Holde ein, und bald ist sie von den Frohen die Fröhlichste, von den Schönen die Schönste. Wenn die lauten Töne schweigen und der Mond am Himmel erwacht, da reicht die liebliche Nixe den Mädchen und Burschen ein Krüglein, das staunend von Munde zu Munde geht und doch nie leer wird. Dazu singt Wachilde mit weicher Stimme nie vernommene Lieder, und bezaubert lauschen die Alten und Jungen im Kreis, indes die letzten Scheiter knisternd in sich zusammensinken. Und ob auch der Sang schon längst verrauscht und die Fee in ihr Schloß hinabgetaucht ist, sie sitzen noch immer stumm und versonnen und träumen den fremden Liedern nach.

Noch blüht und gedeiht der Wachauer Wein, noch singen und sagen die Fischer und Winzer von der guten Schutzfee, der Donau-Wachilde! (Vgl. „Das Wachauspiel", Lit. S. 298.)

Thors Wahrzeichen

Hoch über den blauen Strom ragt der Dürnstein weit ins Land hinein. In grauer Vorzeit zog einst der grimme Thor aus seiner Götterburg in die lachende Frühlingswelt hinaus. Die lag so sonnig und strahlend zu seinen Füßen, daß das Herz des Gottes frohgemut ward, und er lächelnd sprach: „Du schönes Land im Maienschimmer, wie lieb' ich dich, wie bin ich dir gut! Hier wohnen echte Götter-

lieblinge mit blauen Augen, treu und kühn, mit blondem Haar und stolzem, freiem Sinn. Hier will ich bleiben, du Sonnengau, hier soll meine Burg stehen. Dir will ich ein Wächter sein, du schönes Land, und einen Turm dir setzen für alle Zeiten!"

Und pfeilschnell flog nun Thors Hammer und formte Felsen kühn und trutzig, bis wohlgebildet der Thorstein vor ihm stand.

Die alten Götter sind gestürzt, Dürnstein aber hat den Wandel der Zeiten überdauert und ragt als Wahrzeichen deutscher Art und Sitte noch immer weit ins Donautal hinaus und kündet von der alten Götter Macht und Herrlichkeit.

Das Dullweib

Im Dullbach bei der Burg Viechtenstein haust ein böses Weiblein, das Dullweib. Niemand hat gerne mit ihm zu tun und alle meiden es, denn es soll ein gar zänkisches und gewalttätiges Wesen haben.

Um Mitternacht kann man es manchmal am Ufer des Baches Wäsche waschen sehen, und dann ist es nicht geraten, mit ihm anzubinden. Einst ging ein Arbeiter um diese Zeit nach Hause und sah das Dullweib, als es gerade wusch. Er rief es an und fragte, ob es hier die Wäsche reinige. Da antwortete die Alte: „Ich möcht' dich schon auch waschen, wenn du nur nicht Brosamen auf dem Kopfe hättest!" Da lief der Mann, so sehr er konnte, und als er zu Hause seinen Hut herunternahm und ansah, da fand er wirklich auf demselben Brotbrösel, die ihn wahrscheinlich gerettet hatten.

Der schwarze Fisch im Heinrichsbrunnen

In der Nähe von Mauthausen liegt der stattliche Heinrichshof. Einst ging die Tochter des Heinrichbauern zu einer nahen Quelle, um daselbst ihre Wäsche zu schwemmen. Da hörte sie plötzlich aus dem Wasser eine Stimme ihren Namen rufen, und als sie erstaunt nähertrat, erhob ein riesiger schwarzer Fisch seinen Kopf aus der Quelle, und eine menschliche Stimme rief: „Zieh mich heraus, zieh mich heraus!"

Voll Schreck ließ das Mädchen die Wäsche fallen und eilte ins Haus zurück, um dem Vater alles zu erzählen. Am nächsten Abend wollte die Tochter wieder nachsehen, ob der Fisch noch da sei und eilte zur Quelle. Allein es war nichts zu sehen, nur dieselbe Stimme vernahm sie, doch diesmal wehmütig klagend: „Nun muß ich abermals warten, weil du mir nicht geholfen hast. Hättest du mich herausgezogen, so wäre ich erlöst gewesen und hätte dich zum Weibe genommen. So aber muß ich wieder sieben Jahre warten, bis sich die Möglichkeit der Erlösung bietet." Damit verschwand der schwarze Fisch. Viele behaupten seither, ihn gesehen zu haben, doch war er blind, wie dies bei allen Geisterfischen der Fall sein soll...

Die Schürzenfrau vom Ostrong

Dort, wo der Ostrong steil zur Donau herabfällt, stand in längst vergangenen Tagen eine schöne Burg. Heute ist nur mehr ein einziger Torbogen zu sehen, der von Moos umwuchert ist und auf dem Nadelbäume ein kümmerliches Dasein fristen. Als die Burg noch nicht verfallen war, hatte

dort eine reiche Schloßfrau geherrscht. Sie war aber so geizig, daß sie alle Armen, die um ein Almosen vorsprachen, von der Burg weisen ließ. Als sie ihr Ende herannahen fühlte, vergrub sie ihren wertvollen Schmuck, damit er nicht ihren Verwandten zuteil werde. Zur Strafe für diesen Geiz hat sie nun im Grabe keine Ruhe und muß allnächtlich durch die zerfallenen Ruinen des Schlosses wandeln, so lange, bis die Mauern ganz verschwunden sind und auch nicht der kleinste Stein mehr an die Stätte ihres Frevels erinnert. Manchmal erscheint sie den Leuten als blasse, abgehärmte Frau und bittet sie, ihr zu helfen und sie zu erlösen.

So hörte einst ein Bauernmädchen, das seine Ziegen zum Ostrong hinauftrieb, die Stimme der Mutter hinter sich. Doch als es sich umwandte, stand eine fremde Frau in alter, längst verschollener Tracht mit bleichen Wangen und traurigen Augen vor dem Kind und sprach mit klagendem Ton: „Nimm diese Schürze hier und trage sie in das Kirchlein nach Münichreith. Tu es, du kannst mich damit erlösen!“ ... Dabei nahm die Frau ihre Schürze ab und gab sie dem Mädchen mit der Weisung, ja nicht hineinzusehen und sie am Hochaltare der Kirche niederzulegen, denn es seien Almosen für die Armen darin.

Die Kleine machte sich sofort auf den Weg und betete den Rosenkranz, um nur nicht in Versuchung zu fallen. So kam sie bald ans Ziel und hatte wirklich der Lockung widerstanden. Doch vor dem Kirchlein angekommen, konnte sie sich nicht länger beherrschen und öffnete die Schürze, in der sie Gold und Edelsteine vermutete. Aber mit lautem Schrei ließ das Mädchen das Tuch fallen, denn statt des erwarteten Reichtums waren glühende Kohlen darin.

Das Blümlein Widertod

Bei Spitz an der Donau stand in alten Zeiten eine Mühle, in der ein Müller mit seinem schwerkranken Weibe wohnte. Seit vielen Jahren schon lag die Frau danieder, und alle Ärzte weit und breit hatten vergeblich ihre Kunst an der Armen erprobt. Es wurde nur immer schlimmer. Alte Leute meinten, da helfe nur das Blümlein Widertod, das am Fuße des Jauerling blühe. Mit reinem Herzen müsse es in einer Vollmondnacht gepflückt werden, doch sei es so selten, daß nicht einmal ein Sonntagskind bestimmt darauf rechnen dürfe, es zu finden.

Der Müller hatte eine einzige Tochter, ein dreizehnjähriges Mädchen, das sein Mütterlein über alles liebte. Das hörte von dem Wunderblümlein erzählen und machte sich gleich in der nächsten Mondnacht auf den Weg. In später Abendstunde stieg das Kind hinauf, und alle Mühen des Weges erschienen ihm gering, denn es dachte nur an sein Mütterlein, das mit dem Tode rang.

Da stand die Kleine plötzlich vor einem wunderschönen Schlosse mit einem feenhaften Garten. Sie ging hinein und kam in einen prächtigen Saal, in welchem eine schöne Frau ihr entgegenkam. Die nahm das Mädchen gar liebreich an der Hand und führte es zu vielen anderen Kindern, die alle froh und guter Dinge waren. Die hohe Frau war die Bergkönigin selbst. Sie lud die Kleine ein, bei ihr in dem herrlichen Schloß zu bleiben und versprach ihr viele schöne Dinge. Das war für das einfache Müllerskind eine große Versuchung, denn solche Pracht war ihm zeitlebens fremd geblieben, und seit der Krankheit der guten Mutter hatte es

nur mehr wenig frohe Stunden für die Kleine gegeben. Gerne hätte sie der Einladung der freundlichen Fee gefolgt, doch da fiel ihr plötzlich wieder der Zweck ihres Kommens und die geliebte Mutter ein, und die Versuchung prallte an ihr ab. Mit rührender Stimme bat sie die Bergkönigin, ihr nicht zu zürnen; wohl gefalle es ihr in dem Feenreiche gar gut, doch ihr Sinnen und Trachten sei darauf gerichtet, ihrem Mütterlein das Blümlein Widertod zu bringen, das allein die böse Krankheit bannen könne. Gerührt von soviel Kindesliebe umarmte die Fee das gute Mädchen, gab ihm das Heilkraut und außerdem noch viele schöne Geschenke. Als das Kind mit diesen Gaben nach Hause kam, da harrte seiner die schönste Überraschung — — die Mutter eilte ihm gesund und froh entgegen. Da war großer Jubel in der kleinen Mühle, und lange noch erzählte die Kleine von der guten Bergfee und ihrem Zauberreich.

Der Wassermann in der Donau

Unzählige Sagen knüpfen sich an die Gestalt des Wassermanns. Er haust im feuchten Bereiche des Flusses und steigt oft herauf, um den Menschen allerhand Schabernack anzutun, oder um sie gar in sein unterirdisches Schloß hinabzuziehen. Besonders böse wird er, wenn man ihn reizt oder verspottet, wozu allerdings seine Gestalt, seine grünen, nassen Haare und sein häßliches Äußeres leicht verlocken.

So fuhr einmal in der Nähe von Mautern ein Bauer mit seinem Wagen die Donau entlang. Die Pferde hatten bereits einen weiten Weg hinter sich und waren müde. Da ließ der

Mann sie rasten und trieb sie nach einiger Zeit wieder an, doch vergeblich. Kein Zuruf, keine Schläge vermochten die Tiere zu bewegen. Da sah der Knecht des Bauern rückwärts auf dem Wagen ein kleines Männlein sitzen, das hatte einen grauen Rock an und kämmte sich mit den Fingern ganz seelenruhig seine langen, nassen Haare. Ein mächtiger Höcker verunstaltete seinen Rücken. Der Knecht machte seinen Herrn darauf aufmerksam und sagte: „Siehst du, da sitzt so eine kleine Mißgeburt auf dem Wagen und macht ihn schwer, so daß wir nicht weiterkommen!"

Als der Knecht dies gesprochen hatte, sprang das Männlein vom Wagen herab und ballte die kleine Faust drohend gegen den Burschen. Der fürchtete sich aber nicht und ging auf den Wassermann zu, wobei er einen Stein aufhob, um ihn nach dem Kleinen zu werfen. Aber blitzschnell faßte ihn dieser beim Haarschopf und verschwand mit ihm im Wasser. Am nächsten Morgen fand man die Leiche des vorwitzigen Burschen im Schilf der Donau, sie war ganz zerkratzt und wies die Spuren eines harten Kampfes auf ...

Die Nixe des Jungbrunnens

Dort wo die Donau die Trümmer der einstigen Burg Greifenstein passiert, liegt das Paßtal. Eine kleine, unscheinbare Quelle hat dort ihren Ursprung, und nicht weit davon steht ein Steinkreuz, das fromme Wanderer zu kurzem Gebet einladet. In dieser Quelle hatte vor langen Jahren eine Nixe ihren Aufenthalt.

Unweit des Jungbrunnens, wie er im Volke genannt

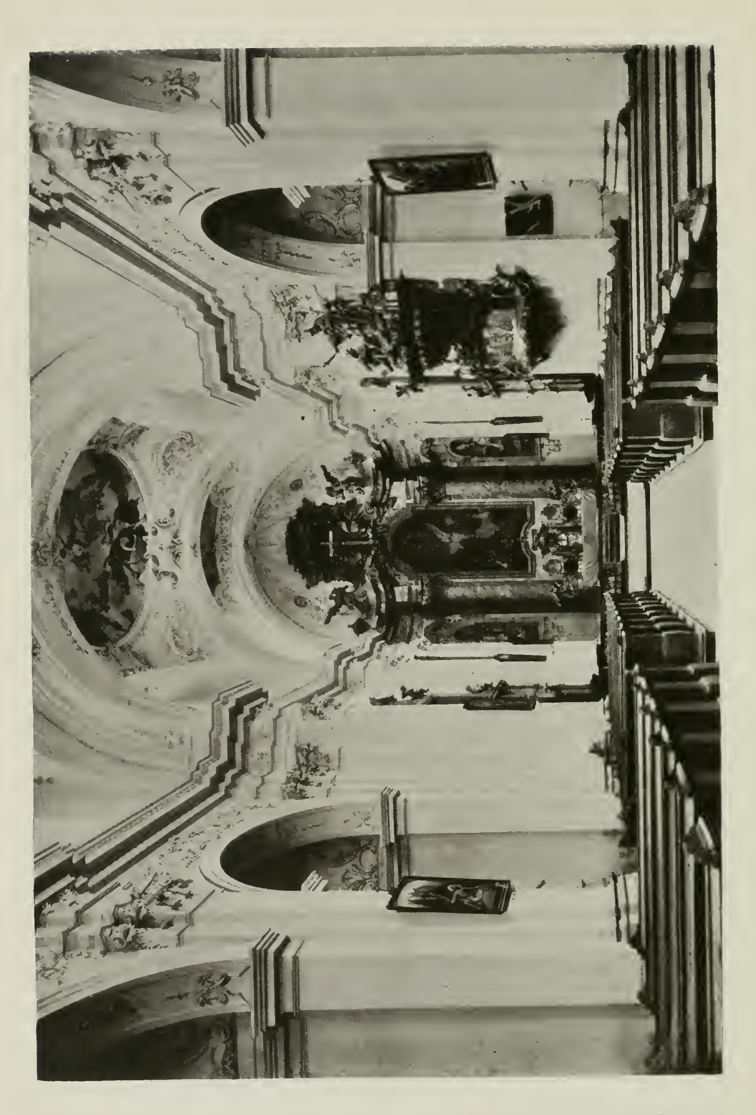
wurde, stand zur Zeit der Türkenkriege eine einsame Köhlerhütte, die von einem braven Ehepaar bewohnt war. Die beiden besaßen ein einziges Kind, namens Rudolf. Gerne hätte die Mutter auch ein Töchterlein gehabt, das ihr im Alter eine Stütze gewesen wäre. So vergingen die Jahre, und Rudolf wurde ein großer, starker Junge, der bereits dem alten Köhler eine tüchtige Hilfe in seiner Arbeit war.

Einst gingen Vater und Sohn in den Wald, da fanden sie in einem Körbchen ein kleines Mädchen, das gar fein und lieblich anzusehen war. Sie trugen das Kind nach Hause und behielten es anstatt des ersehnten Töchterleins. Die Pflegeeltern nannten es Agnes und hielten es wie ihr eigen Fleisch und Blut.

So wuchs es allmählich zur lieblichen Jungfrau heran. In den Herzen der beiden jungen Leute entbrannte bald eine reine Liebe zueinander, und Rudolf bat die Eltern um die Hand des Mädchens. Doch davon wollte der alte Köhler nichts wissen, denn die Zeiten waren nicht danach, an Hochzeit und frohe Feste zu denken. Die Türken zogen in hellen Scharen gegen das Land, Blut und Brand bezeichneten ihren Weg. Die Köhlersleute beschlossen zu fliehen und sich an einem sicheren Ort zu verbergen. Da gab es nun Jammer und Wehklagen bei den jungen Menschenkindern, die sich so weit entfernt sahen von der Erfüllung ihres Herzenswunsches. Voll Kummer gingen sie zu der Quelle und baten die Nixe des Jungbrunnens um Rat und Hilfe. Und wirklich kam ihnen von dort die Rettung. Die gute Nixe befahl dem Mädchen, mit den Pflegeeltern nicht zu fliehen, sie selbst werde das Haus in ihren Schutz nehmen. Dem Jüngling aber gab sie eine Rüstung, Helm und Schwert, und nahm



Mariataferl, Kirche



Stiftskirche von St. Andrä a. d. Traisen

ihm das Versprechen ab, sein Vaterland zu verteidigen und im Heere Karls von Lothringen gegen den Feind zu ziehen.

So geschah es auch wirklich: Rudolf kämpfte siegreich gegen die Türken und kam nach dem glücklichen Ausgang der Belagerung reich beschenkt zu seinen Eltern und zu Agnes zurück. Er fand — dank dem Schutze der Wassernixe — sein Vaterhaus unversehrt vor, und nun stand seiner Hochzeit nichts mehr entgegen. Als die jungen Leutchen am Hochzeitstage mit den Eltern beisammensaßen und das bescheidene Mahl verzehrten, da öffnete sich plötzlich die Tür des Gemaches, und herein trat die Nixe des Jungbrunnens. In den Händen trug sie einen Krug mit klarem Quellwasser und einen Teller mit Waldbeeren. Diese schlichten Geschenke stellte sie vor das neuvermählte Paar. Dann gab sie der Braut einen Kuß auf die Stirne, verneigte sich vor den alten Köhlersleuten und verschwand wieder, nachdem sie noch gegen den jungen Mann warnend die Hand erhoben hatte.

Als das Paar einige Zeit in Frieden und Glück mitsammen gewohnt hatte, erhielt Rudolf die Aufforderung, nach Wien zu kommen. Der Kaiser ernannte ihn zum Burgvogt und räumte ihm große Gewalt ein. Aber das Glück war nicht mit ihm. Nach einiger Zeit starben seine guten Eltern, und es währte gar nicht lange, so folgte ihnen Agnes nach. Da erinnerte sich Rudolf der Warnung, aber zu spät erst verstand er, daß die Nixe ihn zu einem einfachen Leben hatte ermahnen wollen. Voll Gram im Herzen beschloß er, die Welt zu fliehen und in der Einsamkeit sein Leben zu beschließen. Er zog in sein kleines Vaterhaus zurück und lebte nur dem Andenken seiner teuren Toten. Oft saß er an der Quelle

und gedachte der vergangenen Tage des Glücks. Doch keine Reue brachte die lieben Verstorbenen wieder, und auch die Nixe blieb verschwunden ...

Christlich-mythologische Sagen

Passauer Zauberkunst

Zur Zeit der Bauernkriege gab es in Passau einen Studenten, der den Leuten kleine Zettelchen schrieb, auf denen die Worte standen:

„Teufel hilf mir — Leib und Seele
geb' ich dir!"

Andere behaupten auch, der Scharfrichter zu Passau hätte diesen Talisman vergeben, der die Eigenschaft hatte, gegen Hieb, Stich und Schuß zu schützen. Dieses Papier mußte verschluckt werden, doch wer in den ersten vierundzwanzig Stunden nachher verstarb, dessen Seele holte der Satan.

Von vielen Bauern glaubte man, daß sie die Passauer Zettel verschluckt hätten, so auch von Stephan Fadinger, dem Anführer im Bauernkrieg. Dieser Zettel mußte auch eine gewisse Gewalt über die Mitmenschen verliehen haben, denn es wird erzählt, daß im Jahre 1733 in Wilhering ein Bursche lebte, der durch das Verschlucken des Passauer Zettels eine dämonische Macht über Frauen und Mädchen gewann. So hatte er ein armes Dirnlein von zwölf Jahren angestiftet, das schöne Kloster Wilhering in Brand zu legen. An einem unheimlichen Gewitterabend lohte der Brand auf,

und prasselnd stürzten Stift und Kirche zusammen. Das irregeleitete Kind aber saß am Waldesrand und starrte mit erschreckten Augen in die Glut, die es in seinem Unverstand entfacht hatte. Bald wurde die Kleine gefangen und ins Gefängnis gebracht, wo sie ihre Tat reumütig gestand. Für den bösen Knecht blieb die Strafe nicht aus. Man fand ihn im Walde, wohin er geflüchtet war, und er wurde nun „elendiglich verbrannt“. So halfen ihm die Kunst des Bösen und der Passauer Zettel auch nichts.

Doktor Faust und der Teufel.

Wenn wir auf den Fluten der Donau dahinfahren, dann grüßt uns gegenüber von Aschach auf hohem Felsen ein Haus, das schon mehr einem kleinen Schlößchen ähnlich sieht. Von diesem geht die Sage, daß es einst dem vielberühmten Doktor Faust gehört haben soll, der es auch erbaut hat, weshalb dieses Gebäude noch jetzt den Namen Fauststöckel führt. In dem Schlosse wohnte der merkwürdige Mann nun lange Zeit. Wenn ihn die Langeweile in seiner Einsamkeit gar zu sehr plagte, dann rief er einfach seinen Helfer, den Teufel, der mußte ihm zum Zeitvertreib manch lustiges Stücklein aufführen.

So befahl der Doktor einst dem Höllenfürst, er solle ihm mitten auf der Donau eine Kegelbahn errichten, damit er sich mit Kegelspiel die Zeit etwas verkürzen könne. Es geschah alles nach seinem Wunsche, und alsbald erhob sich in den Wassern der Donau eine stattliche Kegelbahn. Faust ging nun auf den Wellen wie auf festem Erdboden hin und

her, und nicht einmal seine Füße versanken in dem nassen Element. Der Teufel aber mußte ihm die Kegel wieder aufstellen, wenn er sie umgeworfen hatte. Und Doktor Faust machte es ihm wahrlich nicht leicht, denn bei jedem Wurf stieß er alle Kegel um und schleuderte sie dabei dem Satan ins Gesicht, so daß dieser Beulen und Flecken genug davontrug.

Nicht immer weilte der Magister Faust in dem einsamen Marktflecken, sein Wandertrieb und Wissensdurst trieben ihn bald wieder in die weite Welt hinaus. So unternahm er eine große Reise, von der er nach längerer Zeit erst in sein Schlößchen zurückkehrte. Nicht lange sollte er hier weilen. Eines Nachts überkam den Doktor in dem verlassenen Gebäude eine große Furcht, denn es entstand ein fürchterliches Getöse, Türen flogen lärmend auf und zu, auf den Stiegen und Gängen hörte man ein Poltern und Klopfen, als kämen viele Feinde in das einsame Haus. Da schlug es vom Kirchlein zu Landshaag drunten im Tale Mitternacht, und in demselben Augenblick öffnete sich die Tür von Faustens Schlafgemach, und herein stürzte eine Schar von Teufeln und bösen Geistern.

Durch Türen und Fenster, durch Spalten und Ritzen drangen sie, die ganze Luft schien gleichsam von ihnen erfüllt zu sein. Unter fürchterlichem Geschrei packten sie den Gelehrten, Hunderte von bekrallten Fingern streckten sich nach ihm aus, ergriffen ihn und entführten ihn durch die Luft nach dem nahen Walde. Als sie oben auf dem Berge, auf dem das Schlößlein lag, angekommen waren, wurde der unglückliche Doktor Faust von den wutentbrannten Teufeln unter höhnischem Gelächter in tausend Stücke zerrissen.

Das Fauststöckel aber steht noch wie in alten Zeiten, und um seine Mauern heulen und toben die Stürme noch immer so wie in jener Nacht, da Fausts Seele von den Geistern der Unterwelt in den Abgrund gestürzt ward.

Die Sage von der Gründung Maria Pöstlingbergs.

Hoch oben auf dem Pöstlingberg im Hintergrunde der Stadt Linz steht eine stattliche Wallfahrtskirche, in der so manches Herz Zuflucht in seinen Nöten und Sorgen gefunden hat. Betrübt und schweren Herzens gingen sie hinauf, getröstet und gestärkt mit neuem Mut kehrten sie in ihre Wohnungen zurück. Nicht immer stand an dieser Stelle ein so schmuckes Gotteshaus. Ein schlichtes Wetterkreuz unter alten Bäumen war einst dort zu sehen, wo jetzt die zweitürmige Klosterkirche weit ins Land hinausblickt. Ein armer frommer Mann aus Linz ließ sich ein Bildnis der schmerzhaften Muttergottes schnitzen und hängte es an dem Kreuze auf. Zum Schutze gegen die Unbill des Wetters errichtete er über dem Bilde eine kleine Hütte, wo nun die Kummerbeladenen ihre Andacht verrichteten. Und keiner ging ungetröstet von dannen, der mit seinem Anliegen zur Mutter Gottes auf dem Pöstlingberg gepilgert kam. Dadurch entstand allmählich der Gnadenort, der alsbald sich einer großen Beliebtheit erfreute.

So wallfahrtete auch eines Tages die Meierin von dem Schlosse Hagen zur „Schmerzhaften“, um ihr das Leid ihres Lebens zu klagen; denn seit langen Jahren schon lag sie ge-

lähmt danieder, so daß das Leben ihr zur Qual und Pein geworden war. Unter argen Schmerzen ließ sie sich auf den Berg tragen, und unter heißen Tränen betete sie zu Maria um Hilfe in ihrem schweren Leiden. Wohl stundenlang mochte sie so gefleht haben, und als endlich ihre Begleiter hinzutraten, um ihr vom Boden aufzuhelfen, siehe da kam eine lange entbehrte Kraft in ihre kranken Glieder, und freudig erstaunt versuchte sie, ohne Hilfe sich zu erheben. Nur eine einzige Krücke benötigte sie, die bisher nur mit zweien mühselig sich vorwärts bewegen hatte können. Und als sie nach wenigen Tagen nochmals zu dem Gnadenorte wallfahrtete, da wurde ihr so leicht und wohl, daß sie auch den zweiten Stab entbehren konnte. Die Kunde von diesem offensichtlichen Wunder verbreitete sich wie ein Lauffeuer in der ganzen Umgebung, und Scharen von Gläubigen kamen von nah und fern zum Bilde der Gottesmutter gezogen. Graf Starhemberg, der ebenfalls Heilung von einem schweren Leiden gefunden hatte, ließ nun zum Danke die schöne Wallfahrtskirche erbauen, in der das Gnadenbild ehrenvoll aufgestellt wurde.

Seit dieser Zeit blickt das Heiligtum von der Bergeshöhe ins Donautal hinab und ladet alt und jung, besonders die mit Mühsal Beladenen, zu frommer Einkehr ein.

Der Fischer von Wallsee

Es war in längst verschollenen Tagen. Da hausten um das Schloß Wallsee, das aus dem Grün der alten Bäume stolz und fest ins Donautal hinauslugt, Fischer und

Fergen gar schlecht und recht in der Schlichtheit ihres ärmlichen Daseins beisammen. Wohl mancher war ein gefürchteter Strandräuber, der die Ertrunkenen ihrer Kleider und die gestrandeten Schiffe ihrer Waren beraubte. Finsteres Heidentum herrschte noch im Lande, und die milde Lehre des Gottessohnes war noch nicht zu den wilden Fischern gedrungen. Da kam aus weiter Ferne der Glaubensbote Severin, das Kreuz in seinen Händen, Liebe und heiliges Erbarmen im Herzen. Und er brachte die neue Lehre, die er mit beredten Worten den aufhorchenden Fischern verkündete. Ihre finsteren Gemüter wurden vom Lichte des Glaubens erleuchtet, so daß sie den trotzigen Nacken unter das Joch des Christentums beugten. Nur einer allein widerstand den mahnenden Vorstellungen des Heiligen. Nach wie vor ging er seinem finsteren Gewerbe nach. Das Schiff, das an den Felsen zerschellte, die Leiche des Verunglückten, die von den Wellen an den Strand geschleudert wurde, sie fielen ihm zur Beute. Er zog die Ringe von den Fingern, nahm die Kleider der armen Opfer an sich und warf den nackten Körper wieder in die Flut zurück. Auf die eindringlichen Worte Severins hatte er nur ein höhnisches Lachen.

Eine wilde Nacht brach an. Heulend brauste der Sturm durch das Donauland und brach die Zweige und Äste der alten Baumriesen. In die niedere Hütte des alten Heiden trat eine ehrwürdige Gestalt und segnete den finster Blickenden mit dem erhobenen Kreuz. Der Fischer lag auf seinem armseligen Bette aus Heu und Moos, um sich ein wenig auszuruhen, bevor er in die Wetternacht hinauseilte, die ihm reichen Fang verhieß. Der heilige Severin blickte ihn mild an und sprach: „Gewähre mir für diese Nacht ein Obdach.

Meine Füße sind müde gelaufen, und ich habe nichts, wohin ich heute mein Haupt zur Ruhe betten kann. Ein böses Unwetter tobt in den Wäldern, der Regen rauscht unablässig vom Himmel, und Weg und Steg sind versperrt von fallenden Ästen. Auch möchte ich mit dir sprechen, denn der über den Wolken thront und seinen Unmut eben im Gewitter den Menschen kundtut, der hat mich gesandt, um den Erdenkindern zu sagen, daß es keine anderen Götter gibt als ihn allein!" Der Fischer saß schweigend da und erwiderte kein Wort. Als Severin ihn nochmals um ein Lager für diese Nacht bat, da hob er die geballte Faust und rief: „Ich brauche deinen Gott nicht, denn ich glaube nicht an seine Allmacht, er könnte denn meine Hütte in einen Palast verwandeln und mir mehr Tote schicken, um besser leben zu können!" So fuhr er fort, mit wilden Worten des Heiligen und seiner Lehre zu höhnen. Und ob Severin auch eindringlich redete und bat, der Fischer ergrimmte nur noch mehr und wollte sogar einen Angelhaken gegen den frommen Mann erheben. Als dieser sah, daß alles vergeblich blieb, ging er traurig von dannen, während der Fischer sich hinab zum wildwogenden Strom begab. Rasender Sturm tobte in den Kronen der Bäume, grelle Blitze zuckten durch die Nacht und beleuchteten für den Bruchteil einer Sekunde die schäumenden Wellen des empörten Elementes. Ein weißer Arm, ein starres Totenhaupt tauchen empor, da stößt auch schon der Fischer mit wildem Jauchzen seinen Haken in das Gewand des Leichnams und zieht ihn an das Ufer. Ein gellendes Lachen wie aus dem tiefsten Grund der Hölle zerreißt die Luft, mit Entsetzen erkennt der Alte in dem Toten seinen eigenen Sohn, der aus weiter Ferne heimgekehrt war — als Leiche!

Der Morgen brach an. In strahlender Schöne lag das weite Tal im Frühsonnenschein, die Lerchen jubilierten in den Lüften, und Friede und Ruhe atmete die ganze Natur. Die Fischer aber suchten vergeblich nach ihrem Gefährten, dessen Hütte weit offen stand. Wohl hatten auch sie des Nachts das wilde Geschrei vernommen, doch keiner wußte es zu deuten. Der alte Heide aber blieb verschwunden bis auf den heutigen Tag. Doch in stürmischen Wetternächten hört man ihn stöhnen und klagen und kann ihn wohl auch sehen, wie er mit Angel und Netz die Donau absucht und die Leichen der Verunglückten birgt.

Strudel und Wirbel

Bei Grein wurde in früheren Zeiten so manches Schiff ein Raub der Wogen, denn dort befand sich eine gefährliche Stelle, der Greiner Strudel, in den das Fahrzeug hinabgerissen wurde. Wie dieser Wirbel entstand, berichtet uns folgende Sage: Einst wollte der Teufel eine gewaltige Steinmauer quer durch die Donau aufführen, um dadurch viele Schiffe zum Scheitern zu bringen und die Seelen der Toten zu erhalten. Doch trotz raschester Arbeit gelang es ihm nicht, vor dem ersten Hahnenschrei fertig zu werden. Voll Zorn warf er den Schlußstein hinter sich in den Fluß, der dadurch ein großes Loch erhielt, den Strudel. Kurze Zeit darauf erschien auf der Donau ein Schifflein mit frommen Wallfahrern. In dem rauschenden Wirbel fanden alle ihren Tod, doch ihre Seelen fing die Gottesmutter auf, nur eine einzige wurde die Beute des Höllenfürsten.

Maria Taferl

Im 15. Jahrhundert war an Stelle der jetzigen Wallfahrtskirche Maria Taferl noch dichter Wald zu sehen. Selten nur kamen Menschen dort hinauf, und auch sie nur, um Beeren oder Holz zu sammeln. So stieg auch einmal ein armer Greis durch den Wald, den Tragkorb auf dem Rücken und gestützt auf einen Stock. Da bemerkte er zu seinen Häupten plötzlich ein Kreuzesbild, von dem er nie gehört hatte. Seufzend bat er den Gekreuzigten um neue Kraft für seine alten Glieder und streckte sich ermattet ins kühle Moos. Als er nach einiger Zeit erwachte, fühlte er eine nie gekannte Wohligkeit und Frische im ganzen Körper. Dankbar versprach er, nun öfter zu kommen und stieg mit der Last zu Tale. In Klein-Pöchlarn angekommen, erzählte er den Holzknechten und allen, die es hören wollten, von dem Bilde, das ihm zu neuer Kraft verholfen habe. Nun zogen auch andere auf den Taferlberg, um sich Hilfe in ihren verschiedenen Anliegen zu holen. So gingen die Jahre ins Land, und noch immer hing das Kruzifix auf der alten Eiche. In einer argen Wetternacht wurde der Baum vom Blitze getroffen, ohne aber das Bild zu verletzen. Ein Hirt wollte einst den Baum fällen, doch die Axt hieb ihm in den Fuß, so daß er vor Schmerz laut jammerte und das „verflixte Holz" zu schmähen begann. Da erblickte er das Bild des Gekreuzigten und bat nun um Verzeihung für seinen Frevel, den er unbewußt begangen hatte. Sogleich stillte sich das Blut in der Wunde, und er konnte wieder gehen ... In Krummnußbaum lebte um diese Zeit ein Förster, der ganz dem Trübsinn verfallen schien und oftmals von schweren

Selbstmordgedanken geplagt wurde. Sein Freund, der alte Schulmeister, verstand sich gar wohl auf das Schnitzen und Bemalen von Bildern, und der gab ihm einst ein geschnitztes Marienfigürchen, das der Förster Schinagl daheim aufstellte. Vielleicht gäbe ihm die Mutter Gottes seinen Frohsinn wieder. Getröstet ging er diese Nacht zu Bett, doch der Wind erhob sich draußen und ließ ihn nicht schlafen. Da hörte er sich plötzlich beim Namen rufen, und eine Stimme befahl ihm, das geschnitzte Bildwerk auf dem Taferlberg an Stelle des Kreuzes aufzuhängen. Schinagl gelobte es und hielt auch wirklich sein Versprechen. Am nächsten Morgen trug er mit einem Zimmermann sorglich das Bild auf den Berg, und die beiden Männer befestigten es dort, wo das Kruzifix seinen Platz gehabt hatte. Von diesem Tage an fühlte der Förster seinen alten Lebensmut wiederkehren. Eines Nachts sah er vom Fenster aus zu dem Berge hinauf, da gewahrte er viele Engel, die das Bild umschwebten. Auch andere Personen sahen noch öfter diese Erscheinungen, so daß sie endlich vom bischöflichen Ordinariat in Passau untersucht wurden, womit der Grund zu dem späteren Kirchenbau gelegt war. Heute ist Maria Taferl einer der beliebtesten Wallfahrtsorte Niederösterreichs, und viele Gläubige pilgern alljährlich zu diesem Gnadenort, um ihr Leid der Himmlischen zu klagen und Trost und Hilfe dort zu finden.

Der heilige Koloman

Wenn der Wanderer seine Schritte nach dem herrlichen Barockstifte Melk lenkt, das wie eine stolze Burg das ganze Donautal beherrscht, dann sieht er auf dem

Wege durch die Au eine einsame Statue, die den heiligen Koloman darstellt. In dem Kloster selbst ist der prächtige Reliquienschrein desselben Heiligen zu sehen. Um diese sterblichen Reste des Märtyrers entbrannte einst ein Wettstreit zwischen den Stiften Melk und Klosterneuburg, weil jedes der beiden Klöster die Gebeine des Heiligen beherbergen wollte. Da sie mit diesem Streit zu keinem Ende kamen, beschlossen sie, den heiligen Koloman selbst entscheiden zu lassen, wo er lieber verweilen möge. Es wurde zu diesem Zwecke eine Holzstatue gebaut und diese auf dem halben Wege zwischen Melk und Klosterneuburg in die Donau gebracht. Wohin sich die Statue wenden werde, dort sollte sie bleiben. Und siehe, da geschah das Wunder, daß trotz der heftigen Strömung das Bild stromaufwärts getrieben wurde, Melk zu! Nun weigerten sich die Klosterneuburger nicht länger, die Überreste des Heiligen, der in diesem Kampfe selbst entschieden hatte, freizugeben. Seit jener Zeit steht die Holzstatue auf dem Felsenzack bei Melk.

Der wilde Hohenauer

Von den Höhen des Jauerling hört man oft ein wüstes Heulen und Jagen, das Getrabe von Rossen, das Knallen von Peitschen. Mag das Wetter auch strahlend helle sein oder der Himmel von finsteren Wolken bedeckt, immerfort tobt und braust es in den Lüften bis zum Jüngsten Tage. Das ist der wilde Hohenauer, der auf seinem Rappen das Tal hinabsprengt. Er war bei seinen Lebzeiten ein gar wüster Geselle, dem kein Sonntag heilig war, der Mensch

und Vieh gehetzt hatte, und aus dessen Munde man nur Schelten und gotteslästerliche Flüche hören konnte. Darum wurde er nach seinem Tode verdammt, bis zum Jüngsten Tage durch das Tal, das sein gottloses Leben gesehen hatte, unerlöst zu jagen, bis ihn einst der Teufel holen werde. Doch nicht früher solle dies geschehen, bis nicht der Strom ausgetrocknet sei. So jagt er mit Johlen und Heulen den Berg hinab und ruft von Zeit zu Zeit:

„Ich jage fort von Ort zu Ort,
Wohl bis zum Jüngsten Tage fort!"

Gottesfrevel

Bei der Schallaburg steht ein schlichtes Holzkreuz, das zum Andenken an eine schauerliche Tat dort aufgerichtet wurde. Der Ritter Jörg von Schallaburg schlug einst mit mörderischer Hand den eigenen Bruder bei jenem roten Kreuz. Wie Kain ward er unstet und flüchtig seit jener Stunde, und nur bei wildem Ritt und blutigem Jagen ward ihm wohl, und er vergaß für kurze Zeit das Röcheln des Sterbenden, das brechende Auge, das Tag und Nacht vor seiner Seele stand. Je toller die Jagd, desto leichter wurde seinem unruhigen Gemüt. So zog er auch eines Morgens hinaus in den Wald, um den edlen Hirsch zu erlegen, doch mochte sich im ganzen Walde kein einziges Tierlein zeigen, weder Reh noch Hirsch. So schoß er nach den wilden Vögeln, die über seinem Haupte kreisten, allein so oft er auch zielte, der Schuß ging immer fehl. Da packte ihn namenlose Wut, und als er gerade an dem roten Kreuze vorbeikam, da schüt-

telten ihn Grausen und Zorn zu gleicher Zeit. Ihm schien es, als fragte der Blick des bleichen Gottessohnes den Mörder nach seinem Bruder. In jäh erwachtem Haß zielte er nach dem Herzen des Heilands und schoß den Bolzen ab. Ein leiser Jammerlaut, so weh und wund, erscholl von dem Kreuze, laut heulend entflohen die Hunde, und in den Lüften erhob sich ein Tosen und Rauschen, als käme das Ende der Welt.

Seit dieser Stunde jagt der Ritter Jörg von Schallaburg in jeder Nacht um das rote Kreuz, und hinter ihm stieben die Hunde in tollem Spuk bis zum Jüngsten Tag.

St. Wolfgangs Bannspruch

Wo der Aggsbach durch das Tal von Wolfenstein fließt, dort breitet sich ein schöner Wald aus, in dem man kein Vöglein singen hört, mag auch der Frühling mit seiner Pracht alles zu neuem Leben erwecken. Wie verzaubert liegt der Wald da, in dem die lieblichen Sänger der Natur nicht gerne weilen. Wie mag dies wohl gekommen sein?

Einst schritt in heißer Mittagsglut der heilige Wolfgang durch den Wolfensteiner Graben. Die Sonne brannte glühend hernieder, und auch nicht das kleinste Lüftchen wollte sich erheben. Im nahen Walde sangen die Vöglein das Lob des Schöpfers, und auch der fromme Wanderer stimmte vom Herzen darein. Doch bald verlangsamte sich sein Gang, die Füße wollten den Dienst versagen, und der Heilige sah sich genötigt, einen Augenblick zu rasten. Er legte sein Vesper-

brot auf einen Stein und wollte zuerst ein Gebet verrichten. Da kamen aus dem Haine viele Scharen von Vöglein geflogen, die ließen sich auf den Imbiß des heiligen Wolfgang nieder und begannen unter lautem Geschrei und Flügelschlagen ihren Raub zu verzehren. So sehr der fromme Mann ihnen auch wehrte, es half nichts, sie ließen sich nicht stören. Da ergrimmte St. Wolfgang und rief: „Daß ihr mein Brot euch frech geraubt, sei euch verziehen, doch daß ihr mein Gebet gestört, das sollt ihr büßen! Nie wieder sollt ihr euch dieses schönen Tales erfreuen, verwehrt sei euch hinfort diese Stätte!“ — Seit dieser Zeit ist das Wolfensteiner Tal verödet von den gefiederten Sängern, und auch nicht einer läßt sich mehr darin blicken.

Die Teufelsmauer

Eine mächtige Steinmauer erhebt sich bei dem Orte Spitz drohend auf dem schmalen Wege neben der Donau. Gar viele Sagen haben sich um dies gewaltige Bauwerk gebildet, und in all diesen Erzählungen hat der Teufel den Hauptanteil am Zustandekommen der Mauer, weshalb sie auch die Teufelsmauer genannt wird. Einst soll Satan durch das liebliche Donaugelände gewandert sein, das ihm so gut gefiel, daß er den Vorsatz faßte, sich hier ein Schloß zu bauen. Doch war ihm die Nachbarschaft des heiligen Johann im nahen Orte nicht ganz angenehm. Denn täglich kamen viele Wallfahrer nach St. Johann gepilgert, die mit ihrem Gesang den Teufel störten. Da wandte sich der höllische Geist in seiner Wut an den lieben Gott und bat ihn,

eine Mauer aufführen zu dürfen, damit die Pilger nicht mehr über die Donau könnten. Gottvater nickte Gewährung, doch bis zum ersten Hahnenschrei müsse die Mauer fertig dastehen. Dies dünkte den Teufel leichte Arbeit, und prahlend machte er sich ans Werk. Stein um Stein rollte er herzu und türmte sie zu einem riesenhaften Bau, und dabei trank er fleißig von dem guten Spitzer Weine, um bei Kraft zu bleiben. Schon war der Fels fast fertig, da krähte in St. Johann der erste Hahn, und unter fürchterlichem Krachen und Splittern zerbarst die Mauer. Voll Zorn und ohnmächtiger Wut schoß der Teufel einen Pfeil ab und traf den Hahn mitten durch den Leib.

Der Hahn steht noch auf dem Kirchturm zu St. Johann und hat den Pfeil im Körper, die Teufelsmauer aber ist als Wahrzeichen noch immer weit über die Donau hinausragend zu sehen. Kein noch so armseliges Blümelein gedeiht auf dem kahlen Felsgestein, kein Strauch versendet Schatten, keine Rebe rankt sich an ihm empor. Doch über der Teufelsmauer auf lieblichem Gelände, da zieht sich der Weinstock zu sonniger Höhe hinauf, und sein Rebenblut erinnert noch immer daran, daß durch ihn die Kunst des Satans zunichte wurde.

Andere erzählen, daß in alten Zeiten der Schloßherr von Aggsbach eine schöne Tochter hatte, die er vermählen wollte. Da sich aber zwei Ritter, der Aggsteiner und der Spitzer, um ihre Hand bewarben und er sie doch nur einem geben konnte, so versprach er sie demjenigen, der im Turnier zu Wien den Sieg davontrage. Der Aggsbacher siegte und erhielt nach dem Versprechen die Hand des schönen Kindes. Bald sollte die Hochzeit stattfinden. Grenzenlos war der Schmerz des



Deckengemälde aus dem Herzogenburger Festsaal



Stiftskirche in Göttweig

abgewiesenen Ritters von Spitz, und am Tage vor der Vermählung stürmte er voll Verzweiflung von seiner Burg hinunter zum Flusse, um seinem Leben ein Ende zu bereiten.

Als er so dahineilte und kaum des Weges achtete, stand plötzlich, wie aus dem Erdboden gewachsen, ein kleines hageres Männchen vor ihm und redete ihn also an: „Warum denn so verzweifelt? Wenn Ihr wollt, so helfe ich Euch, daß morgen Ihr statt des Aggsteiners am Traualtare steht mit dem Fräulein, das Ihr liebt. Ich baue Euch eine Mauer so hoch, daß sich das Wasser staut und bis zur Burg hinaufsteigt. Wenn denen im Schlosse das Wasser bis zum Munde geht, dann werden sie alles tun, um nur das Leben zu erhalten.“ So sprach der unheimliche Geselle und forderte als Lohn seine Seele. Nun wußte der Ritter freilich, mit wem er es zu tun hatte, allein die Leidenschaft zu dem schönen Ritterfräulein hatte schon zu feste Wurzeln in seinem Herzen geschlagen, und es war ihm jeder Preis recht, wenn er nur die Geliebte errang. So unterschrieb er den Vertrag mit seinem Blut, und der Teufel führte die Mauer auf. Schon war sie ganz nahe dem Donaufluß, als im Dorfe der erste Hahn krähte. Da mußte der Schwarze von seinem Werk ablassen, und voll Wut schoß er dem Hahn den Pfeil in den Leib, den er noch heute trägt. Der Ritter aber fiel auf die Knie und bat Gott um Verzeihung für sein frevelhaftes Tun. Dann verschenkte er all sein Hab und Gut und zog in eine einsame Karthause, wo er in Buße und Gebet bis zu seinem Lebensende hauste.

Die Tuchnerklippen

Vor mehreren Jahrzehnten konnte man bei dem kleinen Orte Gossam in der Wachau einige merkwürdig geformte Felsen wahrnehmen, die im Volksmunde die „Tuchnerklippen" hießen. Darüber erzählt Frau Sage folgendes:

In dem nahen Städtchen Spitz wurde einmal Jahrmarkt gehalten, der sogenannte Michaelismarkt, zu dem von weit und breit die Menschen herbeikamen, um ihre Einkäufe zu besorgen und sich in den Bretterbuden zu belustigen. Die Händler hatten ihre Buden aufgestellt und ihre Waren zum Verkaufe ausgebreitet und machten gute Geschäfte. Nur einer wurde stillschweigend von allen gemieden, und niemand wollte bei ihm auch nur das Kleinste einkaufen. Alle haßten ihn und gingen ihm verächtlich aus dem Wege, denn er war ein gefürchteter Wucherer, der armen Witwen den letzten Heller aus dem Sacke zog und durch seine Wucherzinsen sich bereits ein großes Vermögen angesammelt hatte. Es war ihm schon lange bekannt, wie sehr er im Volke gehaßt war, und seine Geduld war nun zu Ende. Voll Wut raffte er seine Tuchballen zusammen, um heimzureiten. Denn es hatte keinen Sinn, hier noch länger zu bleiben, da ja ohnedies kein Mensch bei ihm etwas kaufte und sie hingegen mit ihrer Verachtung ihn nur ärgerten. Also sattelte er sein Pferd, packte seine Waren darauf und machte sich auf den Heimweg. Es dunkelte bereits, und schwarze Wolken standen am Himmel, als er an Schwallenbach vorbeiritt. Vereinzelte Blitze zuckten, und der Donner rollte, so daß das Pferd nicht weitergehen wollte. Doch Klaus, so hieß der Wucherer, trieb das Tier mit der Peitsche zur Eile, bis endlich bei

Gossam ein heftiger Blitz es zu Boden warf. Der Tuchhändler stürzte mit dem Pferde, stand aber gleich wieder auf und raffte seine Ballen zusammen, die auf den Boden gefallen waren. Er versuchte, den steilen Weg hinanzuklimmen, allein immer wieder glitt er auf dem felsigen Pfade aus, und ein Ballen nach dem anderen entschlüpfte seiner Hand. Da stieß er einen gräßlichen Fluch aus und wünschte, er möge lieber samt seiner Ware zu Stein werden, bevor ein anderer sie erhalte.

Nicht weit von dieser Stelle hatte ein frommer Klausner seine Hütte; der ging am frühen Morgen aus, um nach dem Wetterschaden zu sehen. Da sah er den Wucherer, der samt seinen Tuchballen zu Stein geworden war. Fortan hießen diese Felsen nur mehr die „Tuchnerklippen". Lange Jahrhunderte nachher noch zeigte man sich diese Stelle, bis das Gebilde endlich dem Einflusse des Wetters zum Opfer fiel. Die Sage aber lebt fort im Volke bis auf den heutigen Tag.

Die Hasen von St. Michael

Auf dem Kirchendache von St. Michael kann man sieben steinerne Häslein sehen, die eigentlich gar keine Hasen sind, aber im Volke allgemein so genannt werden. Schaut man näher zu, so erscheinen sie wie springende Hirsche, in Wirklichkeit jedoch sind es kleine Pferdchen. Einst soll ein so heftiger Schneefall eingetreten sein, daß das Tal zwischen der Kirche und dem Orte mit Schnee angefüllt war. Ja, er ging so hoch, daß sieben kleine Hasen auf das Kirchendach hüpften, um sich vor dem Gestöber zu retten. Am nächsten

Morgen aber trat Tauwetter ein, und die Tierlein saßen auf dem Dache gefangen. Zur Erinnerung daran wurden die Steingestalten auf dem Dache verewigt.

Eine andere Sage behauptet, die Hasen erinnerten an die wilde Jagd Wotans. In der Wachau erhielt sich der Heidenglaube lange Zeit, und um ihn ganz auszurotten, wurde die Kirche von St. Michael erbaut. Die Tiere stellte man auf das Kirchendach, damit sie ein Hinweis sein sollten auf den Sieg des Christentums über den Wotansglauben.

Die Rettung von Favianis

Als das Christentum Eingang fand in die Donaulande, da war es vor allem der heilige Apostel des Glaubens, Severin, der mit begeisterten Worten die neue Lehre verkündete und predigend und segnend die Donau entlang zog. In dem römischen Städtchen Favianis, dem heutigen Mautern, hat er lange Zeit verweilt, und überall, wohin er kam, brachte er Hilfe, Rat und Trost.

Es war ein strenger Winter, und die Bewohner der Stadt litten große Not an Lebensmitteln. Denn die Donau, die einzige Verkehrsstraße, war zugefroren, und die erwarteten Schiffe mit Nahrung konnten nicht nach Favianis gelangen. Nur einer lachte der allgemeinen Not und Verzweiflung, ein reicher Römer, namens Prokulus (nach anderen Quellen eine Römerin Prokula). Als das Volk ihn bat, seine Vorräte ihm zu verkaufen, da verlangte er eine so hohe Summe, daß die armen Leute sie nicht bezahlen konnten. Da stand plötzlich der heilige Severin unter den Menschen und

hieß sie auf Gott vertrauen. Zu Prokulus aber sprach er: „Laß ab von deinem frevlen Tun und gib dem hungrigen Volke von deinem Überflusse." Der Römer lachte nur höhnisch und erwiderte: „Was fällt dir ein! Für jedes Körnchen Korn kann ich ein Stück reines Gold bekommen und soll es verschenken?" Da faßte den frommen Mann heiliger Zorn, und er rief: „So sollst du wissen: Drei Tage nur mehr, und all dein Korn wird in Staub zerfallen sein, und kein Mensch wird mehr danach begehren!" Er bat das Volk, Geduld und Vertrauen auf Gott zu haben und nicht abzulassen, Gebete und Opfer zu bringen, denn in drei Tagen werde die Rettung nahen. Der dritte Morgen sah eine große Menschenmenge am Donaustrom versammelt. Plötzlich ein Ruf aus tausendstimmiger Kehle: „Die Not hat ein Ende, die Schiffe kommen!!" Und wirklich sah man den Strom herab schwerbeladene Schiffe ziehen. Im Hause des reichen Römers aber kam bestürzt ein Sklave zu seinem Herrn gelaufen und meldete, daß alles Getreide zu Staub zerfallen sei. So hatte der Heilige wahr gesprochen, und Gottes Strafe hatte den Wucherer ereilt.

Die goldenen Apostel zu Göttweig

Die Wachau hat an ihrem Anfang und ihrem Ausgang je ein herrliches Stift als Wächter aufgestellt. Nun ist es das hochgelegene Göttweig, das vor uns erscheint, das Stift „Zum klingenden Pfennig", wie es seit alters her genannt wird. Vor vielen Jahrhunderten wurde das Land gar oft von Hungersnot und Entbehrungen aller Art heim-

gesucht, das Stift allein blieb davon verschont. Denn tief im Klosterberg ist eine unterirdisch gelegene Höhle, in der sitzen die Apostel, und ihre Bärte sind aus purem Golde. Alljährlich in der Johannisnacht steigt der Abt des Stiftes mit seinem Kämmerer hinab und schert mit einem Messer den Aposteln die Bärte, die im Laufe des Jahres wieder nachwachsen. Darum kann das Stift nicht verarmen und hat allzeit ein vergnügliches und gesichertes Dasein. Einst waren es alle zwölf Apostel, doch einer wurde einmal in besonders harten Zeiten zu Geld gemacht. Das Kloster aber heißt darum „Zum klingenden Pfennig". Oh, wer doch auch solch goldenen Bart hätte!

Das Mandl ohne Kopf

In dem Donaustädtchen Krems steht ein alter Pulverturm, auf dem man ein Wahrzeichen der Stadt sehen kann: „Das Mandl ohne Kopf." Wie diese Statue zu dem Namen kam, schildert uns eine Sage aus der Schwedenzeit. Eine junge Bürgersfrau, deren Gatte bei der Verteidigung der Stadt sein Leben eingebüßt hatte, wurde von einem schwedischen Offizier mit Anträgen verfolgt, denen sie nicht anders zu entgehen vermochte als durch Flucht in die Liebfrauenkirche, da ihr Haus verbrannt war.

Als sie die Kirche betrat, sah sie die grauenhafte Verwüstung, die der Feind angerichtet hatte. Alle Altäre lagen zertrümmert am Boden, alle Statuen waren von den Schwedenkugeln zerschmettert, nur ein Marienbild war unversehrt. Zu diesem flüchtete sie, doch ihr Verfolger war ihr

auf den Fersen und wollte sie an sich ziehen. Da rief sie laut die Muttergottes um Schutz an, gab dem Schweden einen festen Stoß und eilte hinter den Altar. Zornbebend riß der Verschmähte seinen Degen heraus und stach dem Bilde die Augen aus. Doch die Strafe für diesen Frevel blieb nicht aus. Am nächsten Tag wurde ein Angriff unternommen, wobei dem Schweden der Kopf von einer Kugel abgerissen wurde, so daß er weit ins Tal hinabkollerte. Zur Erinnerung daran bauten die Kremser nach dem Abzug des Feindes das steinerne Mandl ohne Kopf. Der schwedische Offizier aber hat im Grabe keine Ruhe und wandert noch heute um den alten Pulverturm oder reitet auf feurigem Rosse um die Liebfrauenkirche.

Die Christmette von Kreuzenstein

Bis vor wenigen Jahrzehnten war Kreuzenstein, die stolze Burg, noch eine Ruine, in der nur Dohlen und Eulen hausten. Der einst so prächtige Bau war längst in Schutt und Trümmer gesunken.

Christnacht war's. Die Mitternachtsglocken tönten feierlich ins Land hinein und luden alt und jung zur Mette. Allenthalben konnte man vermummte Gestalten durch den Schnee stapfen sehen, der Kirche zu. Auch in den verfallenen Mauern der einstigen Burg regt und bewegt es sich. Männer und Frauen und Kinder in längst veralteten Gewändern wandeln das Tal hinab gegen den Ort Leobendorf, wo diese Toten alljährlich die Christmette hören. Mit dem letzten Blick nach den Ruinen grüßen sie noch das treue Burggeist-

lein, das die Mauern abbröckelt, damit der neue Bau bald beginnen könne. Und als sie wieder in ihr Grab zurücksteigen, da nicken sie sich zu und sagen: „Das war die letzte Mette, die wir bei den Menschen besuchen mußten. Wenn es wieder Weihnacht ist, dann stehen schon die Mauern der neuen Burg, und Kreuzenstein krönt stolz den Gipfel des Berges.“

Der Teufel am Bisamberg

Am Fuße des Bisamberges lag vor mehreren hundert Jahren ein stattliches Bauerngehöft, das dem reichen Steinbauern gehörte. Der hatte eine einzige Tochter, die er gerne mit seinem wohlhabenden Nachbarn verheiratet hätte. Doch dieser war ein arger Geizhals, und die Resi mochte ihn nicht leiden. Ihr Herz gehörte schon lange einem anderen, der aber arm war und bei ihrem Vater als Knecht diente. Darum gab es für die beiden Liebenden keine Aussicht, denn niemals hätte der strenge Vater seine Einwilligung zu einer solchen Verbindung gegeben.

Da begegnete einmal der Bursche auf einem Kreuzweg dem Teufel; der versprach ihm seine Hilfe, wenn ihm der Knecht seine Seele gäbe. Der aber war gar schlau und hoffte den Satan zu überlisten; darum willigte er ein, doch unter der Bedingung, daß er dem Teufel seine Seele erst dann geben werde, wenn der Eichbaum, unter dem sie standen, alle Blätter verloren habe. Der Teufel war's zufrieden und verschaffte dem Burschen einen Schatz, der ihn zum reichsten Manne in der ganzen Umgebung machte. Natürlich erhielt

er nun Resi zum Weibe und lebte mit ihr vergnügt und froh. Je näher aber der Herbst kam, desto stiller und besorgter wurde die junge Frau, denn ihr Mann hatte ihr alles erzählt. Der aber war guter Dinge, und als die Blätter von allen Bäumen fielen, führte er sein Weib hinaus zum Eichbaum und zeigte ihr das Wunder: Unter dem welken Laub grünten neue frische Triebe, denn der Baum war eine Steineiche und blieb immer grün. So hatte der schlaue Bauer den Teufel zum Narren gehabt.

Der Schleier der Agnes

In dem Schlosse am Kahlenberge wohnte vor achthundert Jahren der fromme Markgraf Leopold. Vor wenigen Tagen erst hatte er sich ein trautes Ehgemahl aus fernen Landen geholt, die schöne Kaisertochter Agnes. Nun standen sie auf dem Söller der Burg und schauten in ihr Land hinab, das im Sonnenscheine vor ihnen lag. Da entführte ein heftiger Windstoß den Schleier der Markgräfin, den sie von ihrem Gemahl erhalten hatte. Trotz eifrigen Suchens war das zarte Gebilde nicht mehr zu finden. Schon waren viele Monde ins Land gezogen, und fast war der Schleier vergessen. Damals trug sich das fromme Paar mit dem Gedanken, ein Kloster zu bauen, nur waren sie noch nicht schlüssig geworden über den Platz, an dem sich das Gotteshaus erheben sollte. Da ritt eines Tages der Markgraf mit seinem Gefolge auf die Jagd und kam dabei an eine entlegene Stelle, wo dichtes Gestrüpp den Weg versperrte. Plötzlich schlugen die Rüden an, und Leopold, der ein Wild im

Strauche vermutete, ritt näher und sah mit Staunen den verlorenen Schleier seiner Gemahlin in den Zweigen hängen. Er war unversehrt. Da war es dem Markgrafen, als habe Gott selbst ihm nun die Stelle gewiesen, an der er verehrt sein wollte. Noch im selben Jahre begann der Bau eines Klosters, das sich alsbald an jener Stelle erhob, wo Leopold den Schleier gefunden hatte. Das Stift wurde Klosterneuburg genannt, und noch gegenwärtig zeigt man in der Schatzkammer den Schleier der frommen Markgräfin Agnes.

Der schwere Wagen

Im Donaustädtchen Hainburg kann man des Nachts um die Geisterstunde ein Holpern und Stöhnen hören, das bis zum Glockenschlage eins währt. Ein schwerer Wagen kommt angefahren, den schwarz vermummte Rosse ziehen, und den unter Hussa und Peitschenknallen der Teufel lenkt. Dabei glühen seine Augen wie feurige Kohlen, seine behaarte Hand schwingt eine Peitsche, und so geht es unter Lärmen und Johlen die stillen Straßen entlang. Kommt der Wagen an einen Kreuzweg, so sieht man grelle Blitze zucken und hört das Krachen des Donners. Da ist es nicht geraten, den Kopf zum Fenster hinauszustrecken, und eine neugierige Frau, die es doch einmal nicht lassen konnte, hat es büßen müssen. Auf einmal spürte sie einen derben Klatsch auf ihren Wangen, und so sehr sie auch reiben mochte, es blieben zwei schwarze Flecken und kündeten zeitlebens von ihrer Neugierde.

Helden des Nibelungliedes

Mönch Ilsans Kuß

Zu Melk am Donaustrande steht ein herrliches Kloster, reich und wohlgefügt, in dem viel fromme Mönche Gottes Lob erschallen lassen. Aus weiter Ferne kam so mancher, um nach einem wild bewegten Leben in Kampf und Streit nun Ruhe der Seele zu finden in den kühlen Klostermauern. Ilsan, der wilde, rauhe Mann, den das Schwert und der Helm besser kleiden würden denn die härene Kutte, ist solch einer. Und alle Brüder fürchten ihn, denn keiner ist sicher vor seinen Scherzen und derben Streichen, vor der Spottsucht seiner bösen Zunge. Einst soll er ein gefürchteter Degen gewesen sein, von dessen Schwert so mancher Held noch Narben auf dem Leibe trägt. Was ihn ins Kloster getrieben, was den Grimmen bewogen hat, Speer und Lanze mit dem Rosenkranz, den Panzer mit dem Mönchshabit zu vertauschen, wer mag das wissen? Seine Gebete klingen eher wie derbe Flüche, sein Psalmieren wie Kampfesruf, und nur dort, wo es gilt, den grimmen Wolf zu jagen, den Eber zu erlegen, da stellt er seinen Mann wie sonst keiner in St. Benedikts Hause.

Licht und sonnig war der Maimorgen, als elf starke Recken vor dem Klostertore zu Melk ihre Rosse anhielten und Einlaß heischten. Sie kamen aus dem Berner Lande, und Hildebrand, der alte Waffenmeister, war ihr Anführer. Erstaunt ob der bewaffneten Gäste öffnete der Bruder Pförtner das starke Tor und fragte die Helden nach ihrem Bescheid. Den Mönch Ilsan begehrten sie zu sprechen, und als

der nahte, da gab es ein froh Begrüßen. „Hei, Mönch Ilsan!“ rief Hildebrand, „dich suchen wir, du kommst mit uns! Zu Worms am Rheine gibt's ein ritterlich Turnier, in dem die schöne Kriemhild selbst den Dank von ihrem Munde dem Sieger reicht! Drum auf nach Worms, es lüstet uns, den Preis zu erringen! Nur du hast uns gefehlt, du treuer Waffenbruder in so manchem trefflichen Streit! Wirf hin den Rosenkranz und nimm das Schwert, das lang genug gefeiert hat! Es gilt gar minniglichen Preis!“

Als Ilsan solches vernahm, da erwachte die nie versiegte Kampfeslust aufs neue in seiner Seele, und mit wildem Jauchzen willigte er ein. Alsbald zogen die edlen Recken von dannen, der Mönch in ihrer Mitte. Den Brüdern versprach er noch beim Abschied, alle die Blumenkränze zu bringen, die er seinen Gegnern abnehmen werde. Die Mönche aber beteten, er möge nimmer wiederkehren, denn keinem war er Freund gewesen, keinem hatte er Liebes getan.

Zu Worms am Rhein war ein frohes Leben. Da tummelten die Helden ihre Rosse in fröhlichem Jagen, da ward gar mancher in den Sand gestreckt, und mancher stand nicht mehr auf. Weithin scholl das laute Rufen und Jauchzen der Kämpfer, und Volker schwang seinen Fiedelbogen, daß es hell zu Kriemhilds Preis erscholl. Ilsan, der wackere Held, er focht und stritt, als hätte er nie im dumpfen Klosterchor die Psalmen gesungen, als wäre er des Schwertes in seiner Hand nie entwöhnt gewesen. Wie schwang er es gegen Volkers Fiedelbogen, daß er zerschmettert in Stücke fiel! Und bald türmte sich ein Berg von zweiundfünfzig lichten Maienkränzen zu des Mönches Füßen. Der spießte sie an seinen Speer und trat vor den Thron des holden Königskindes. Er

neigte sich und bat um seinen Lohn. Weh dir, Kriemhilde, du zarte Fraue, gar rauh und ungefüg sind solche Männer wie Ilsan! Doch was du versprochen, mußt du dem Helden halten, wenn auch seine stoppeligen Lippen deine Rosenwänglein blutig reiben!

Zu Melk gab es keine Freude, als der Degen wieder erschien, und allen geschah es zum Leide. Doch war es noch derselbe Ilsan, der vor wenig Monden ausgezogen war, den frohen Strauß zu wagen? War das der wilde Kämpe, der stets zu Händeln aufgelegte, jähzornige Geselle? Still schlich er durch die Klosterhallen, kein rauhes Wort war von ihm zu hören. Scheu wich er allen Fragen aus und mied die Gesellschaft der Brüder. Nur nachts fuhr er oft aus wilden Träumen auf und blickte mit rollenden Augen um sich, oder er sprach im Schlummer Worte, die sich gar eigentümlich anhörten aus eines Mönches Munde: „Kriemhilde, lichte Fraue — — nun gib mir meinen Lohn!“

Die anderen in St. Benedikts Kloster wußten nicht, wem sie dies Wunder zu verdanken hatten. Sie meinten, des Herrn Gnade habe mit ihrem Strahl den grimmigen Streiter getroffen, und bald verbreitete sich der Ruf davon im ganzen Donaulande. Doch keiner ahnte, daß holde Minne an seiner Seele mit heißen Flammen zehrte. Sein Leib ward schmal, seine Wangen bleich, und ein düsteres Feuer glühte in seinen Augen. Nur selten öffnete sich sein Mund zu Rede und Antwort, stumm wandelte er durch die Räume des Klosters.

Da verbreitet sich eine schaurige Kunde im Lande, die alle Gemüter in Aufruhr und Schrecken stürzt. Der Nibelungen Todesfahrt und Kriemhilds blutige Rache eilt wie ein Lauf-

feuer die Donau stromauf, stromab. Ans Klostertor pocht ein wilder Reiter, Held Hildebrand ist's, der aus dem Hunnenlande die traurige Mär bringt. Er steht vor Ilsan und entbietet ihm Gruß: „Hör' zu, Ilsan, die Helden alle sind tot, erschlagen, und keiner kehret wieder. Sie alle, die zu froher Fahrt ausgezogen sind, Gunther und seine Brüder, Dankwart und Hagen, Volker und der edle Rüdiger, sie schlafen nun alle im ewigen Frieden!" Lange stand da der Mönch und wagte keine Frage, doch endlich sprach er mit zitternder Stimme: „Und Kriemhild, die herrliche Fraue, wie trägt sie diesen Jammer?" Da fuhr Held Hildebrand auf und rief: „Kriemhild, die Falsche, sie ist an all dem Leide schuld, sie hat dies Morden angestiftet! Doch die toten Helden alle rächte mein treues Schwert! Auch sie ist nicht mehr!" Jäh fuhr der blasse Mönch empor und erhob die Hand gegen den Mörder, doch kraftlos sank sie wieder herab, und Blut entströmte seinem Munde. Wie ein gefällter Waldesriese glitt er zu Boden und mit schmerzlichem Wehlaut hob er noch einmal die Stimme: „Kriemhilde, du holde — — tot — — wie Rosen erblühen die Wangen dein im Blumengärtelein — — —!"

Erschüttert standen da die Brüder um den Entschlafenen, und was ihnen bis jetzt ein Rätsel gewesen, das enthüllte sich nun klar ihrem staunenden Blick. Der Minne Wundermacht hatte ihn ergriffen und in ihren Zauberbann gezogen. Nun lag er da, allem Leid entrückt, in das die Allgewaltige ihn verstrickt hatte, im Tode vereint mit der heimlich Geliebten, die mit ihrem Kusse den sehrenden Brand in seinem rauhen Herzen entfacht hatte.

Kriemhilds Brautfahrt ins Hunnenland

Siegfried, der lichte Held, war tot. Durch eines Weibes schnöde Rachsucht angestiftet, vom feigen Blutsbruder Gunther verraten, war er dem Mörderstreich des grimmen Hagen preisgegeben. Durch den Spessart, der des Helden Blut getrunken, ging ein einziges Wehklagen, die Blumen und Bäume neigten ihre Häupter in Trauer, die Vöglein ließen ihr fröhliches Singen sein, und ein Flüstern und Rauschen ging durch den ganzen Wald, als wollten selbst die unvernünftigen Kreaturen klagen um den besten deutschen Recken, der erschlagen lag in der Königshalle zu Worms. An der Bahre des Toten aber saß ein bleiches Weib, welches das Leid versteinert hatte. Nur ein Gedanke war in ihrer Seele, nur ein Wunsch beherrschte die Tränenlose: Rache für ihn, der ihr Leben und ihre Sonne gewesen, Rache und sei es um welchen Preis immer!

Die Jahre zogen ins Land. Kriemhilds Schmerz fand keine Linderung, ihre Rachsucht keine Erfüllung. Ihrer Schönheit konnte die Zeit nichts anhaben, nur war alles Lichte, Holde daraus entschwunden und hatte einer düsteren Hoheit Platz gemacht. Viele edle Helden warben um die Hand dieser stolzen Witwe, doch keinem neigte sie sich in Minne. In ihrem Herzen war kein Raum mehr für ein anderes Gefühl als Rache.

Da kamen Boten aus dem Hunnenlande, die sandte König Etzel, die „Gottesgeißel“. Auch zu ihm war der Ruf gelangt von dem schönen, stolzen Königskinde, das ungetröstet durch die Zeit ihrem toten Gemahl die Treue hielt. Nun war auch Etzels Gemahlin Helche gestorben, und der allgewaltige

Hunnenbeherrscher warb um Siegfrieds Witwe. Und siehe da, was all den anderen Recken nicht gelingen wollte, das ward dem wilden Steppensohn fast mühelos zuteil! Was mochte Kriemhild, die Treue, die Schöne, bewegen, dem abstoßenden Etzel die Hand zu reichen? Finster mögen wohl die Gedanken der Königsbraut gewesen sein, und Minne war es gewiß nicht, was sie bewog, den Boten ihr Jawort zu geben. Mit reichen Geschenken hatte der mächtige Hunnenfürst seine Braut bedacht, und schimmernde Seide, kostbaren Schmuck breiteten die Gesandten vor der ernsten Frau aus. Sie aber hatte für diese Herrlichkeiten kaum einen Blick, sie galten ihr nichts mehr, seit ihr Schmuck, ihr einziges Kleinod, ins Grab gesunken war.

So zog denn eines Tages der festliche Brautzug mit flatternden Wimpeln die Donau abwärts, dem fernen Hunnenlande entgegen. Es war eine frohe Reise, und viele starke Recken gaben der Königsbraut das Geleite.

Sie kommen auf dieser Fahrt an den Orten Vergen (Pföring) und Pledelingen (Plattling) vorbei und überall, wohin das frohe Wanderschiff kommt, stehen die Menschen am Ufer und grüßen mit ehrfürchtigem Zuruf die Braut und ihr Gefolge. In Passau wird längerer Aufenthalt genommen, und Kriemhild ist Gast im Hause ihres Oheims, des Bischofs Pilgerin. Dieser schließt sich dem Gefolge an, um seiner Nichte noch ein Stück Weges das Geleit zu geben.

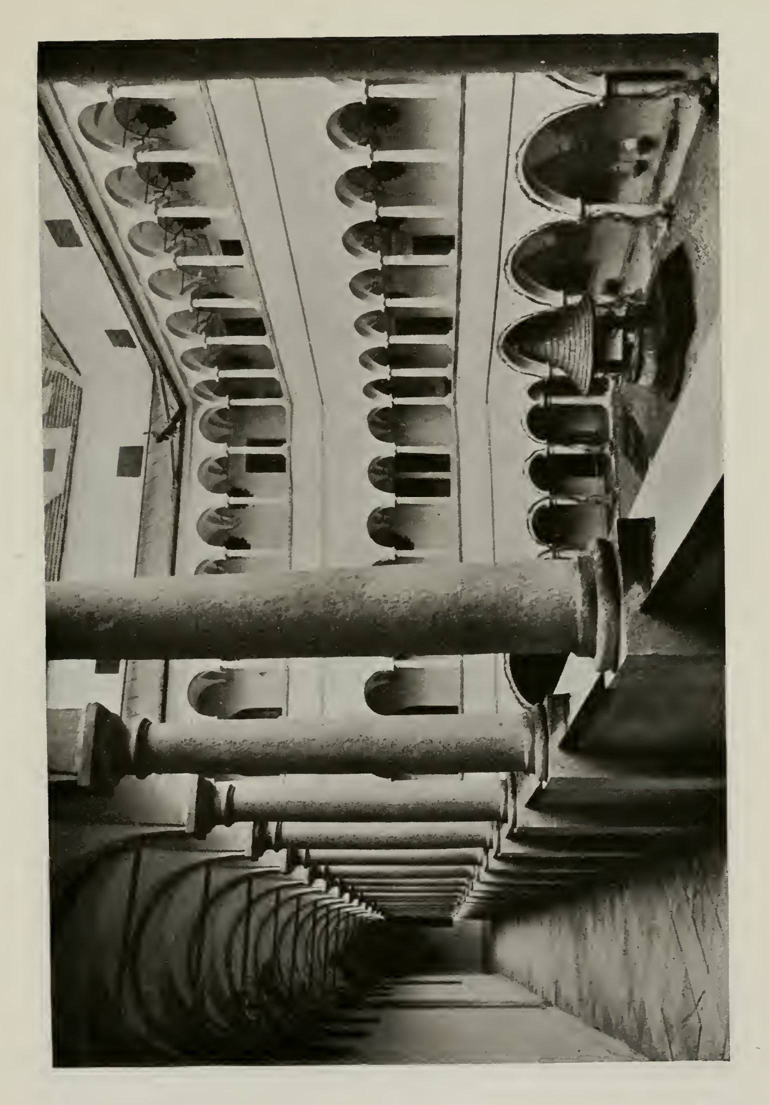
Und wieder nimmt die Donau die deutschen Helden auf, und vorbei geht es an Burgen und Schlössern, von denen heute manche schon zerfallen sind und keine Spur mehr verkündet, was sie einst gesehen und erlebt. In Everdingen



Ottensheim



Pragstein in Mauthausen



Hof der Greinburg



Schloß Persenbeug

(Eferding) wird wieder Rast gemacht und das Nachtlager aufgeschlagen. Endlich gelangen sie nach Bechelaren (Pöchlarn). Dort wird ihnen festlicher Empfang zuteil. Markgraf Rüdiger, der treue Dienstmann König Etzels und Wächter der Ostmark, geht mit stattlichem Gefolge und vielen holden Frauen, worunter sich auch seine Gemahlin und Tochter befinden, dem Brautzuge entgegen. Die Burg Rüdigers ist schon gerüstet für den Aufenthalt so vornehmer Gäste. Frohe Feste und Kampfspiele werden gehalten, und kostbare Geschenke werden auch hier der königlichen Braut beschert. Ihr Herz aber weiß nichts damit zu beginnen, es sinnt nur Rache. Bald, so wähnt sie, ist das Ziel erreicht, um dessentwillen sie sich dem Hunnenkönig zu eigen gibt.

Nun geht es stromabwärts gegen Medelike (Melk). Hier weist ihnen Astolt, der Wirt, den Weg ins Land der Heunen. Heute noch erinnert eine Gedenktafel in der Au bei Melk an diese Begebenheit. Von ferne grüßen schon die Zinnen von Weitenegg, das Markgraf Rüdiger sich erbaut hatte. Das Schiff hält in Mutaren (Mautern), und hier nimmt Bischof Pilgerim Abschied von seiner schönen Nichte. Noch einmal redet er in mahnenden Worten zu ihr, daß sie den Heiden Etzel zum Christentum bekehren möge, um sich so ein Verdienst für den Himmel zu erwerben. Wohl hörte Kriemhild die Worte des Oheims, doch ihr Herz ist weit entfernt von seinen Plänen, sie hat anderes mit dem Hunnenkönig vor.

In Traismauer trifft der glänzende Zug mit dem Bräutigam zusammen, der seiner Braut entgegeneilt. Ein prächtiges Gefolge hat der Beherrscher so vieler Völkerschaften aufgeboten, damit der Empfang seiner schönen Braut wür-

dig sei. Vierundzwanzig fremde Fürsten, die sich Etzel unterworfen hatte, kamen auf feurigen Rossen angeritten, um das Königskind zu begrüßen, darunter auch viele Heiden aus fernen Ländern. Der Hunnenkönig stieg vom Pferde, als er Kriemhildens ansichtig ward und bewillkommnete sie als seine künftige Gemahlin. Er half ihr von dem Rosse, und zwei Fürsten mußten die Schleppe der neuen Hunnenkönigin tragen. Nun ging der schöne, prächtige Zug zu den Zelten, die bereits errichtet worden waren, und dort übernachtete man. Als die Sonne den neuen Morgen ankündete, brach man die Lagerstätten ab, und über Tulln ging's nach Wien. Mit großer Pracht und Herrlichkeit wurde hier die Hochzeit gefeiert zwischen der schönen deutschen Königstochter und dem Weltherrscher Etzel. Siebzehn Tage währten die Festlichkeiten, Gold und Silber floß in Strömen, und die Geschenke nahmen kein Ende. Kriemhild gab mit freien Händen von ihrem Überfluß, und das Volk pries sie als milde Königin. Ob auch der Freuden viele in diesen Tagen die Gäste beglückten, ihr Herz empfand gewiß davon nichts. Manche heimliche Träne mag aus ihren Augen geflossen sein, wenn sie des lichten Maientages gedachte, da sie mit Siegfried im Dome zu Worms am Altare gestanden hatte. Nur der heiße Wunsch nach Rache half ihr zu vergessen, daß jene Zeit auf immer entflohen. Er gab ihr die Kraft, das einmal begonnene Werk auch zu vollenden, und jeder Schritt führte sie weiter auf dem Wege zum Ziel.

Auch diese Feierlichkeiten fanden ihr Ende, und am Morgen des achtzehnten Tages bewegte sich der glänzende Zug die Donaustraße abwärts, unaufhaltsam dem Hunnenlande zu. In der Heunenburg (Hainburg) wurde abermals ge-

nächtigt. In Wieselburg bestiegen die hohen Reisenden die Schiffe, die in solcher Menge den Strom erfüllten, daß man kaum das Wasser sah.

Endlich war man in Etzels Burg angekommen. Groß war die Freude derer, die den Zug erwarteten. Schöne Frauen und Mädchen gingen den Reisenden entgegen, Verwandte und Freunde des Königs hatten sich eingefunden, und alle waren der neuen Herrscherin zu Diensten. Nie hatte Kriemhild daheim so viele Ritter und Mannen, über so viele Mägde und Vasallen geboten. Groß war des Hunnenkönigs Glück, und der frohen Tage und Feste gab es kein Ende. Die Rachepläne der schönen, düsteren Königin aber reiften langsam ihrer Erfüllung entgegen.

So schwanden die Jahre, und die Burgunden glaubten sich bereits gesichert vor dem Haß Kriemhildens. Wann aber vergäße ein tiefgekränktes Weib jemals den Schmerz, der ihm zugefügt worden war? Berittene Boten mit reichen Geschenken trafen eines Tages in der Königsburg zu Worms ein, brachten Gruß aus dem fernen Hunnenlande und die Einladung der Königin, ihren gegenwärtigen Wohnsitz zu besehen und der Schwester die Freude ihres Besuches zu bereiten. Mit frohem Mut rüsteten die Burgunder zur Fahrt ins Hunnenreich. Viele tapfere Mannen des Königs Gunther schlossen sich dem glänzenden Zuge an, Hagen und Volker, der Spielmann, sie alle, die dem König Treue gelobt hatten, folgten ihm, bereit, ihn mit ihrem Leib und Leben zu schützen.

Und wieder war die alte Donau Zeuge einer prächtigen Heerfahrt und wiegte auf ihren Wellen die stattlichen Schiffe der Reisenden. Sie fuhren durch das Land der

Bayern und kamen endlich nach mehreren Tagen in die Ostmark. Wieder war es Rüdiger von Bechelaren, der mit Gefolge den Burgunden entgegenging und sie freundlich in seine Burg geleitete. Auch die edle Markgräfin Gotlinde und ihr holdes Töchterlein freuten sich der Ankunft so hoher Gäste. Was das Haus des edlen Gastgebers den Fremden nur bieten konnte, das wurde herbeigeschafft, und die Frauen boten den Gästen den Willkommensgruß. Der junge Gieselher aber entbrannte in Liebe zu des Markgrafen Töchterlein, und gerne sahen die Eltern das Glück ihres einzigen Kindes in den Händen des Burgunders. So wurde denn die Verlobung mit Pracht gefeiert und die Vermählung bis zur Rückkehr des Helden aufgeschoben. Doch nicht lange konnten die Gäste weilen, galt es ja noch einen weiten Weg zurückzulegen. Vier Tage blieben sie in Markgraf Rüdigers Burg zu Bechelaren, dann wurde zum Aufbruch gerüstet. Mit reichlichen Geschenken bedachte der gastliche Wirt die Burgunden: Gernot erhielt ein schneidiges Schwert, Hagen erbat sich einen Schild, der an der Wand hing, und den ihm Gotlinde unter Tränen reichte, denn es war derselbe, den ihr Sohn Nudung getragen hatte, bis Wittich ihn erschlug. Volker, der Spielmann, der mit seinen Weisen die Ritter und die Frauen so trefflich erheitert hatte, empfing aus den Händen der Markgräfin zwölf goldene Ringe, die er zum Gedenken tragen sollte. So wurden all die Helden mit herrlichen Gaben beschenkt. Rüdiger selbst wollte ihnen das Geleit geben bis ins Land der Heunen. Wohl hatte die treue Gotlinde im Traume Blut und Kampf geschaut und die Recken in banger Ahnung vor der Fahrt und vor Kriemhildens Rachedurst gewarnt, doch keiner wollte feige zu-

rückstehen, und so bestiegen sie alle ihre Rosse. Sie nahmen Abschied von der Markgräfin, in deren Hause sie so gastliche Aufnahme gefunden hatten, und von Rüdigers holdem Töchterlein...

Durch das Donauland geht eine einzige laute Klage, ein schmerzlicher Aufschrei erhebt sich vom Hunnenlande und hallt wider durch alle deutschen Gaue bis zum Rhein. Erschlagen liegen die Burgunden im Reiche König Etzels, und Kriemhild, die eigene Schwester war es, die das mörderische Blutbad angestiftet. Aus der Hunnenburg kommen Spielleute des Etzel nach Bechelaren und bringen die Trauermär der edlen Markgräfin. Auch der treue Rüdiger ist nicht mehr. Mit seinem eigenen Leben mußte er seine Treue bezahlen. Da erhob sich ein Weinen und Wehklagen in der Burg zu Bechelaren, und Gotlinde und ihre Tochter trauern um den Gatten und Vater. Doch auch die Mannen und das Gesinde jammern laut um den edlen Herrn, der durch Mörderhand fern der Heimat fallen mußte.

Und wieder sieht die Donau einen langen Zug ihrem Laufe entgegenschreiten. Aber nicht mit frohem Sang und Saitenspiel naht er, nicht mit ritterlichem Waffengeklirr und fröhlichem Zuruf, nein, stumm und schweigend nimmt er seinen Weg. Schwarz verhängte Pferde ziehen schwarze Wagen, die eine gar teure Last tragen müssen, und als wüßten die Tiere um das Leid ihrer Begleiter, so ernst und feierlich ist ihr Gang, so schmerzlich ihr Wiehern. Sie führen ja die toten Burgunden ihrer letzten Ruhestatt entgegen. Mit Freude und in der Erwartung kommender Feste sind sie ausgezogen, unter Scherz und Spiel nahmen sie vor wenig Monden dieselbe Straße, die sie nun von ihren treuen

Rossen zurückgeführt werden als stumme Gäste. Und als der schweigende Zug nach Bechelaren kommt, da wird abermals haltgemacht, und die Tore der Burg, die ihnen vor kurzem so gastlich geöffnet waren, tun sich auch diesmal auf, um einen teuren Heimgekehrten zu empfangen, der bleich und still auf der Bahre liegt. Wie groß mag da der Jammer der edlen Frauen gewesen sein, als der gute Vater und Gatte tot vor ihnen lag, wie tief auch der Schmerz der holden Jungfrau, der man den erschlagenen Bräutigam ins Haus brachte, das vielleicht schon für die Hochzeit festlich sich geschmückt hatte.

Und weiter, unaufhaltsam weiter nahm der ernste Zug seinen Weg, und wo die düsteren Helden erschienen, da gab es laute Klage um so viel junges und tapferes Blut, das um der Rache eines Weibes willen so grausam vergossen worden war. Sie selbst aber, die all dies Leid verursacht hatte, war zugleich mit ihrer Rache gefallen, noch im Tode triumphierend ob des so wohlgelungenen Werkes. Nun schlafe sanft in deiner kalten Gruft, Held Siegfried, dein treues Weib hat seines Schwures nicht vergessen, du bist gerächt, wie nie mehr ein Meuchelmord gesühnt werden wird! — —

So endet der Nibelungen Schicksal mit Leid und Tränen, wie denn am Ausgang alles Erdendaseins der Schmerz steht. Die Wogen der Donau aber rollen in ewig gleichem Takte dahin, und ihr immer gleiches Lied verkündet keinem, was sie im Wechsel der Jahrhunderte an Menschenglück und Menschenleid erlauscht.

Helden der späteren Zeit

Die Schweden vor Neuhaus

Eine Sage aus der Schwedenzeit spielt in dem oberösterreichischen Städtchen Neuhaus. Das alte Schloß, das sich an den Bergesrücken lehnt, war der Schauplatz wilder Kämpfe, die Schweden belagerten es längere Zeit. Wohl hatte es feste Mauern und Türme, doch nur eine geringe Bemannung, die noch dazu dem Hunger verfallen schien, wenn nicht bald Hilfe kam. Darauf warteten die Feinde und gebärdeten sich bereits als Sieger. Da verfiel der Burgherr auf eine List, die das Schloß und seine Bewohner errettete. Er ließ den einzigen Stier, der noch in den Stallungen stand, mit glühenden Zangen zwicken, so daß das Tier vor Schmerz laut brüllte. Da vermeinten die Schweden, die Belagerten hätten noch reichlich Lebensmittel, denn das Gebrüll des gepeinigten Tieres klang wie der Schrei von Dutzenden. Enttäuscht zogen die Belagerer ab und rächten sich noch, indem sie die stolze Burg vom Tale aus beschossen. Die Sieger aber lachten nur der ohnmächtigen Wut des Feindes. Ihrem wohlbewehrten Felsennest konnten die schwedischen Geschosse nichts anhaben.

Johann von Passau

An einem sonnigen Frühlingsmorgen des Jahres 1298 feierten die Bewohner der Feste Niederhaus bei Passau ein frohes Fest, das nicht nur dem erst kürzlich wiederher-

gestellten Frieden zwischen Bischof und Bürgern von Passau galt, sondern auch der Vermählung des Schloßherrn. Johann von Passau, der „Schelter“, wie er genannt wurde wegen seines argen Fluchens, führte ein gar holdes und sanftes Ehgemahl heim, die schöne Agnes. Gar oft hatte sie den Bräutigam gebeten, doch das sündhafte Schelten zu unterlassen, doch es war ihm schon zu sehr zur Gewohnheit geworden, daß er es nicht mehr lassen konnte. Nun bat sie ihn abermals, ihr zuliebe an diesem Festtage das Versprechen zu leisten, nicht wieder zu fluchen. Johann von Passau tat nach ihrem Willen, und Agnes dankte ihm voll Freude für diesen Beweis seiner Liebe. So wurde das Hochzeitsfest mit Pracht gefeiert, und die beiden lebten viele Jahre miteinander. Doch schien kein Glück und keine Freude im Herzen Agnes' zu wohnen, denn sie schwand dahin wie eine Blume, die, von rauhen Stürmen geknickt, von keiner liebenden Hand gepflegt wird. Sie wurde von Tag zu Tag mehr einem Schatten gleich, und ihre zarten Wangen bleichten. Oft klagte sie ihrer treuen Amme Hildegard das Leid ihrer Ehe, die durch das lästerliche Wesen ihres Gatten zerstört wurde. Nie hörte man ihn freundlich zu ihr sprechen, nur derbe Flüche entfuhren seinen Lippen, und er schalt auf die Gebrechlichkeit seines Weibes, ohne zu bedenken, daß er selbst sie verschuldet haben könne. Und eines Tages war das Leben wirklich aus diesem zarten Körper entflohen, bleich, selbst noch im Tode schön, lag sie auf ihrem Bette, und trauernd stand die Dienerschaft um ihre gute Herrin. Da ergriff den Gatten namenloser Schmerz, und er raufte sich das Haar und schrie und tobte. Mit verzweiflungsvoller Gebärde umfaßte er den schönen Leib der Heimgegangenen und bedeckte ihn mit

heißen Küssen und den Tränen seiner Reue. Doch siehe — da bewegte sich plötzlich das Bahrtuch, und die Tote erwachte zu neuem Leben. Jubelnd vor Seligkeit nahm sie Johann in seine Arme und trug sie in das Gemach. Agnes aber bat ihn, nie mehr zu fluchen, denn sonst müsse sie sterben: nur seine Reue habe den Himmel bewogen, sie ihm wieder zu schenken. Mit Freuden versprach er ihr dies, und so lebten die beiden Wiedergefundenen eine Zeit in ungetrübtem Glück. Die Kunde von diesem Wunder verbreitete sich alsbald im Lande, doch wollte es niemand glauben. Da beschloß der Graf, ein großes Fest zu geben und alle seine Freunde und Verwandten dazu einzuladen. Agnes aber wäre gern allein mit ihrem Gemahl geblieben und bat ihn, von seinem Plan abzustehen, damit die Gesellschaft seiner Freunde ihn nicht von seinen guten Vorsätzen wieder abbringe. Da ergrimmte der gewalttätige Mann und rief: „Zum Teufel, wer ist hier der Herr im Hause?“ Kaum war das böse Wort seinem Munde entschlüpft, da kam auch gleich die Reue in seine Seele, doch es war zu spät. Der blühende Leib seines Weibes schwand dahin, ihr Antlitz erblaßte, und als der erschrockene Gatte nach ihr greifen wollte, da faßte seine Hand nur leere Luft. Und als sie wie vorher im Sarge lag, da strömten von nah und fern das Volk und die Priester herbei, um die merkwürdige Begebenheit zu sehen. Auf dem Antlitz der Toten aber lag ein schmerzlicher Zug, und eine tiefe Falte entstellte ihre reine Stirne. In jener Nacht aber verschwand Johann von Passau, und nie wieder kam Kunde von seinem Verbleib. Nur manchmal in wilden Sturmnächten soll seine Seele an den Wassern der Donau entlang irren, und seine Seufzer sollen gar schaurig im Winde zu vernehmen sein.

Der wunderbare Ritt

In Passau erzählt man sich folgende Sage von Karl dem Großen: Als dieser in den Kampf gegen die Heiden zog, bat er seine Gemahlin, ihm zehn Jahre die Treue zu halten, denn im Verlaufe dieser Frist gedenke er wieder bei ihr zu sein. Erst wenn er nach dieser Zeit nicht zurückkehre, möge sie sich als Witwe betrachten; sende er ihr einen Boten mit seinem Fingerring, dann dürfe sie diesem unbedingt Glauben schenken. Darauf ritt Karl in den Krieg.

Neun Jahre waren bereits verflossen, und noch immer kam keine Nachricht von dem König. Die deutschen Fürsten glaubten schon an seinen Tod und drängten die Königin, dem Reiche einen neuen Herrscher zu geben. Doch sie konnte sich nicht entschließen und bat immer wieder um Aufschub, denn sie hoffte doch noch auf die Rückkehr ihres Gemahls. Endlich wollten sich aber die Ratsherren nicht länger gedulden, denn Raub und Verwirrung herrschten im ganzen Lande, das seines Hauptes entbehren mußte. Mit schwerem Herzen entschloß sich nun die Königin, einen neuen Gatten zu wählen. So wurde alles für die Hochzeitsfeierlichkeiten vorbereitet, und die Königspfalz zu Aachen rüstete zum Einzug ihres künftigen Herrschers.

Im fernen Lande aber erschien drei Tage vor dem Fest ein Engel dem König und berichtete ihm von der Wiedervermählung seiner Gemahlin. Da verzweifelte Karl und rief: „Wie soll ich in drei Tagen den weiten Weg zurücklegen, der doch viele Wochen währt?“ Der Engel aber befahl ihm, das Pferd seines Schreibers zu reiten, es werde ihn in einem Tage bis Raab bringen. Von dort aus solle er an der

Donau entlang bis Passau reiten und daselbst das Füllen des Wirtes sich eintauschen. Dieses werde ihn in der gewünschten Zeit glücklich nach Aachen bringen.

Und so geschah es auch wirklich. In Aachen hörte der König überall Freude und Lärmen, Gesang und Jubel erscholl aus jedem Hause. Als sich Karl bei dem Wirte erkundigte, was die allgemeine Feststimmung zu bedeuten habe, erfuhr er von der Hochzeit seiner Gemahlin. Er befahl dem Wächter, ihn am nächsten Morgen zu wecken, wenn die Glocken des Münsters zum Gottesdienst läuteten. Dafür wolle er ihm den goldenen Fingerring geben.

Als am nächsten Morgen die Fürsten und Ratsherren in den Dom traten, da erschraken sie gewaltig, als sie auf dem Königsstuhl einen prächtig gekleideten Fremden sitzen sahen, denn nach der herrschenden Sitte war d e r König, der auf dem Fürstenstuhle saß. Karl gab sich zu erkennen, und aufschluchzend vor Freude stürzte die Gemahlin an seine Brust.

Da war der Jubel groß im Lande, und alle freuten sich der Rückkehr des rechtmäßigen Herrschers.

Die letzten Schaumburger

Dort wo die Donau das Städtchen Aschach passiert, leuchten aus dem nahen Walde die Trümmer einer einst stolzen und prächtigen Burg. Heute sind ihre Mauern zerfallen, Efeu schlingt sich an den Ruinen empor, aber noch immer ragt der Bergfried weit ins Land, noch schauen die gotischen Fenster der Burgkapelle, umwuchert vom Grün der Schlingpflanzen in das geheimnisvolle Dämmer des

Waldes. Längst ist die herrliche Feste, die einst der Schmuck des Landes Oberösterreich gewesen, in Schutt zerfallen, und das kühne Geschlecht der Schaumburger ruht in steinernen Särgen in der Kirche zu Eferding. Sie waren gar mächtige Herren im Lande, doch dem letzten aus ihrer stattlichen Reihe erblühte kein Glück.

Ein strahlender Frühlingsmorgen lag über den Donauauen, die im Schmuck der blühenden Bäume standen, Falter und Vöglein gaukelten im Sonnenscheine durch den Wald, der sich rings um die alte Schaumburg gleich einem schützenden Wall erhob. Durch diese Lenzespracht ritt ein schweigendes Paar — ein junger Ritter, der ein holdes Weib sorglich im Arme hielt. Schwer stützte es sich auf den kräftigen Mann, und bange Besorgnis sprach aus den Zügen der beiden. Es war der junge Schaumburger, der seine heimlich Verlobte zum Vater geleitete, diesen um seinen Segen zu bitten. Wohl hatten sie niemand gefragt, als die Liebe in ihre Herzen zog, und lange hatte der Ritter den Seinen verschwiegen, was ihn seit einiger Zeit so mächtig ins Dorf trieb. Doch nun regte sich neues Leben unter dem Herzen des jungen Weibes, darum wollte er nicht länger zögern, die heimlich Geliebte auch vor den Menschen zu seinem Ehgemahl zu machen.

Als die beiden sich dem Schloßtore näherten, erblickten sie den alten Schaumburger am Erker seines Gemaches. Eine finstere Falte stand in seinem Gesichte und verhieß nichts Gutes, als das Paar in den Saal trat. Mit flehender Gebärde warf sich das junge Weib zu seinen Füßen, doch mit stolzer Geste wies der Ritter auf sie und sagte zu seinem Sohne: „Wer ist diese? Ich kenne sie nicht!“ Da trat der

Jüngling errötend vor und sprach: „Vater, sie ist es, die allein ich liebe, und die ich als mein ehelich Weib in das Schloß meiner Ahnen führen will. Darum sind wir gekommen, deinen Segen zu erflehen.“ Da schrie der Alte in wildem Grimme: „Du Elender! So ist es wahr, was bereits alle wissen, nur ich allein nicht glauben konnte, daß du mit diesem verworfenen Weibe aus dem Dorfe dich herumtreibst? Aus meinen Augen mit der Buhlerin!“ Wie ins Mark getroffen, fuhr der Sohn auf und legte die Hand an seinen Schwertgriff. Doch dann besann er sich, denn es war ja doch sein Vater, vor dem er stand. Er sprach: „Seid barmherzig, Vater, wohl ist sie armer, doch ehrlicher Leute Kind, und kein Makel als meine allzu stürmische Liebe ruht auf ihrem Haupte. Bald wird mir ein Kind geboren, das Blut von unserem Blute ist, und es soll als Schaumburger das Licht der Welt erblicken.“ Doch nur noch mehr steigerte sich der Zorn des Alten, und mit wütender Stimme schrie er: „Hinweg mit euch aus dem Schloß der Schaumburger, verflucht ihr beide und der Bastard, der nie und nimmer mein Enkel sein kann!“ Mit einem Jammerlaut sank das gequälte Weib zu Boden, doch der Jüngling raffte sie auf und rief: „Mit dem väterlichen Fluch kann und will ich nicht leben. Darum erwähle ich lieber den Tod mit meinem Weibe, und möget Ihr nie diese Stunde und Eure Hartherzigkeit bereuen!“ Als er dies gesprochen, verließ er mit der halb Ohnmächtigen das Gemach, schwang sich auf sein Roß und sprengte wie ein Rasender den Burghof hinab. Immer weiter durch den grünenden Wald jagte er im Galopp, dem glitzernden Strom entgegen. Schon waren sie ganz nahe, da gab er dem Tiere die Sporen, daß es hoch aufbäumte und

in die schäumenden Wogen stürzte. Fest hielt der Ritter die Geliebte umschlungen, und so eilten sie vereint in den Tod. Noch rauschte und gurgelte das Wasser, als die Knechte des Schaumburgers auf eiligen Pferden geritten kamen, denn der Alte hatte bereits, von Reue gequält, seine Boten den Eilenden nachgesandt. Doch sie kamen zu spät, die unglücklichen Liebenden waren in den Wellen versunken. Da kehrten sie schweigend heim, um die Kunde dem Vater zu bringen. Der sah an ihren Mienen, was geschehen, und mit den Worten: „Gott sei mir gnädig!“ stürzte er tot zusammen.

So starb der letzte Schaumburger. In der Kirche zu Eferding liegt er begraben, und sein stolzes Schloß kam in fremde Hände. Doch wollte keiner gerne darin weilen, denn in schaurigen Sturmnächten hört man ein Wehklagen und Stöhnen in den Wäldern, und heute noch, da nur mehr Trümmer die Stätte froher Pacht bezeichnen, kann man in mondhellen Nächten die beiden Liebenden auf ihrem Pferde der Donau entgegenjagen sehen.

Das wilde Moos bei Eferding

Im 17. Jahrhundert wurde das Land Oberösterreich der Herd wilder Kämpfe. Die Bauern erhoben sich unter ihren beiden Anführern Stephan Fadinger und Christoph Zeller und zerstörten die Burgen im Lande, so daß es viel Elend und Schrecken gab und manche stolze Feste bis auf den heutigen Tag zerfallen und verödet liegt. Mit Haß und Wut im Herzen zogen die Bauern gegen die Ritter und Herren und warfen die Brandfackel in ihre Schlösser. Die

beiden Anführer trieben es am ärgsten, doch bald ereilte sie der Tod, und sie konnten sich ihres Sieges nicht lange erfreuen. Stephan Fadinger wurde auf seinen eigenen Wunsch auf dem Friedhofe zu Eferding begraben, doch auf Befehl seines Todfeindes, des Grafen Herberstorf, wurde die Leiche wieder aus ihrem Grabe geholt und zur Strafe für die Rebellion im Eferdinger Moos verscharrt. Dort, wo das kleine Dörfchen Seebach nicht weit von Eferding liegt, breitet sich eine Strecke lang öde Heide aus. In einer finsteren Nacht begrub der Scharfrichter von Eferding an dieser unheimlichen Stelle die beiden Leichen der Bauernführer. Wenn man in stillen Nächten dort vorübergeht, dann kann man wohl Irrlichter ihren Reigen tanzen sehen, und dunkle Gestalten huschen durch das Moos, in den hocherhobenen Händen die blutigen Morgensterne haltend. Die Bewohner von Eferding und Umgebung weichen in der Dämmerung diesem Orte scheu aus und meiden auch bei Tage das „wilde Moos“ von Eferding.

Ottensheim

Unweit Linz liegen die beiden Schwesternstädte Ottensheim und Wilhering. Über die Entstehung des ersten Namens erzählt die Sage folgendes:

Im Jahre 1208 fuhr die Gemahlin des damaligen Kaisers Otto II. zu Schiff die Donau entlang. Als sie den Ort Mitterau passierte, wurde sie von Schmerzen überfallen und nach dem genannten kleinen Städtchen gebracht. Hier gebar sie einen Sohn, der den Namen seines Vaters erhielt. Zum

Andenken an diese Begebenheit hieß von nun an der Ort Ottensheim, und an dem Hause, in welchem der Königsknabe das Licht der Welt erblickte, kann man noch heute ein steinernes Wickelkind sehen, das in reichliche Spitzen gehüllt ist und ein zierliches Krönlein auf dem Kopfe trägt. Eine Inschrift an der Nische berichtet von der Geburt des nachmaligen Kaisers Otto III. in diesem Hause.

So weit die Sage. Die Geschichte aber weiß es besser, denn Otto III. starb bereits im Jahre 1002.

Das Turnier zu Linz

Zu Linz wurde die feierliche Hochzeit zwischen dem österreichischen Erzherzog Ferdinand I. und der ungarischen Königstochter Anna gehalten. Bei dieser Gelegenheit fanden festliche Spiele und Turniere statt, an denen sich die Ritter aus dem Gefolge des Erzherzogs beteiligten. Darunter war auch einer, der schon viele Edelleute im Kampfe besiegt hatte und sich deshalb für unüberwindlich hielt; er war von Geburt ein Spanier. Sein Prahlen verdroß die österreichischen Ritter, und zwei von ihnen forderten ihn zum Kampfe, in der heimlichen Hoffnung, seinen Übermut zu brechen. Es waren die beiden Edelleute von Losenstein und Hohenberg, die als tüchtige Kämpen bekannt waren. Der Losensteiner hatte den Vorrang des Angriffs, da der Zweikampf auf österreichischem Boden stattfand.

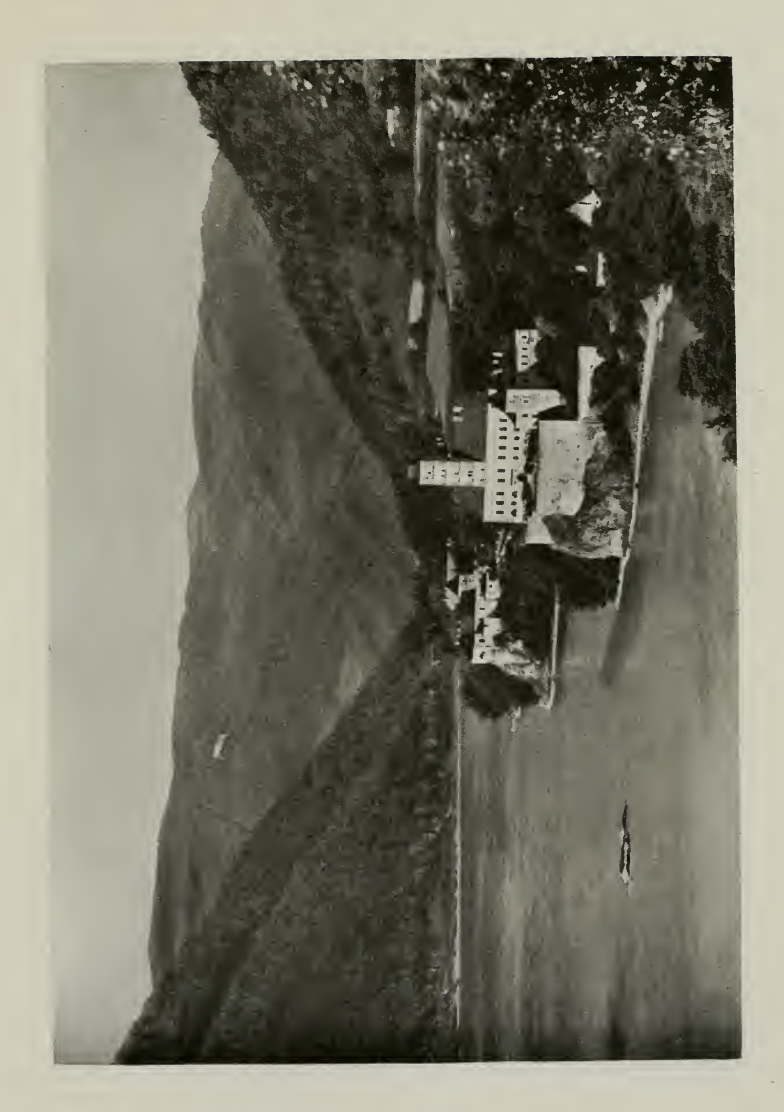
Er hatte seinem Rosse den Maulkorb gegeben, denn es war so abgerichtet, daß es ohne denselben jedes Pferd wie wütend angriff. Der Losensteiner ritt in den Turnierplatz



Schloß Artstetten



44 Ruine Weitenegg



Schloß und Kloster Schönbühel (im Hintergrund Aggstein)



Ruine Hinterhaus bei Spitz an der Donau

ein. Zuerst parierte er bloß die Hiebe seines Gegners, und dieser machte es ihm wahrlich nicht leicht. Bereits begannen die Freunde des Spaniers zu triumphieren, und die des Österreichers glaubten ihre Sache verloren. Da riß plötzlich der Ritter von Losenstein seinem Pferde den Maulkorb ab, und das edle Tier bäumte sich hoch auf und rannte wie toll gegen das Roß des Spaniers, erfaßte es bei den Nüstern und hielt es mit den Zähnen fest. Der Losensteiner aber nahm sein gutes Schwert und führte einen gewuchtigen Hieb gegen seinen Feind, so daß dessen Helm zersprang. Das Leben des Spaniers war verwirkt, da erschien zum Glück für ihn der Erzherzog auf dem Platze und bat um das Leben des Ritters, der ihm besonders lieb war. Die Ehre der österreichischen Ritterschaft aber war glänzend gerettet, und der schlaue und tapfere Losensteiner wurde von seinen Freunden und allen österreichischen Edelleuten auf das glänzendste gefeiert.

Der schwarze Mönch

Eine vielumstrittene Sagenfigur ist der schwarze Mönch, der in der Nähe des gefürchteten Greiner Strudels sein Unwesen treibt und allen erscheint, denen ein schweres Unheil droht. So fuhr auch einst der Bischof Bruno von Augsburg die Donau hinab im Geleite des deutschen Kaisers Heinrich, der zu Gaste geladen war bei Richildis, der verwitweten Herrin von Persenbeug. Der Bischof wurde auf dieser Reise oft von Todesahnungen befallen und saß einsam und in sich gekehrt auf dem Verdeck des Schiffes.

In der Nähe von Grein erhob sich plötzlich ein heftiges

Gewitter, grelle Blitze zuckten durch die verfinsterte Landschaft, der Donner grollte, und heulende Stürme sausten und peitschten die Wellen der Donau. Da sah der Bischof beim hellen Schein eines neuen Blitzes eine schwarze Gestalt auf dem steilen Felsen, der sich über dem Strom erhob.

Gellend schrie Bruno auf und deutete mit der Hand dorthin, wo er die unheimliche Erscheinung gesehen hatte und rief mit angsterfüllter Stimme: „Der graue Mönch!“ Der Kaiser wandte nun ebenfalls den Blick nach der Richtung, nach der noch immer die Hand des in Schreck erstarrten Bischofs wies, doch wie sehr er auch seine Augen durch die Finsternis schweifen ließ, es war vergeblich. Darum maß er dem Vorfall auch nicht die Bedeutung zu wie Bruno und glaubte, ein ausbrechendes Fieber hätte den Priester genarrt.

Inzwischen hatte das Schiff seine Fahrt fortgesetzt, und bald näherte man sich Persenbeug. Die schöne Schloßherrin empfing die hohen Gäste mit großer Freude und führte sie in den herrlichen Festsaal. Der Kaiser hatte den schwarzen Mönch schon längst vergessen, der Bischof aber blieb ernst und konnte sich nicht der allgemeinen Festfreude anschließen. Da schrie er plötzlich nochmals auf: „Der Mönch! Hier ist er wieder!“ Besorgt trat der Kaiser hinzu, in diesem Augenblick wankte der Boden des Saales, und alle stürzten in die Tiefe. Als der Kaiser aus seiner Ohnmacht erwachte, befand er sich auf seinem Schiffe, und die treu besorgte Dienerschaft umstand ihn. Nun erfuhr er, daß der Bischof bei dem Einsturz des Festgemaches den Tod gefunden hatte, ebenso die schöne Richildis und viele andere seiner Leute. So hatte sich das Erscheinen des schwarzen Mönches wirklich als eine Mahnung vor kommendem Unheil bewahrheitet.

Nach einer anderen Sage soll es Kaiser Maximilian gewesen sein, der bei seiner Donaufahrt von dem schwarzen Mönch gewarnt wurde, dieser Mahnung aber keine Achtung schenkte. Als dann der Kaiser und sein Gefolge in der Greinburg übernachteten, brach unter ihnen der Boden des Saales, und viele fanden ihren Tod.

Auch zur Zeit der Kreuzzüge sah man den gespenstischen Mönch häufig droben auf seiner Felsenzinne stehen, und gewöhnlich folgte Unglück und Verderben seinem Erscheinen. Selbst Hagelwetter und Überschwemmungen schrieben die Bewohner der Greiner Gegend ihm zu, und das letztemal soll er vor den Türkenkriegen gesehen worden sein. Er stand auf dem Fels und schlug mit dem Schwerte um sich, als kämpfe er gegen einen unsichtbaren Feind. Später wurde der Turm abgebrochen, und somit verschwand auch der schwarze oder graue Mönch. Abergläubische Leute aber erzählen auch heute noch von ihm und schlagen ein Kreuz, wenn sie an jener Stelle vorbeikommen, an der der schwarze Mönch sich in früheren Jahren zeigte.

Schreckenwalds Rosengärtlein

Die stolze Feste Aggstein ragt gleich einem unerreichbaren Adlerneste in die Lüfte. Schwer zu erklimmen, noch schwerer zu besiegen, so wurde sie erbaut und hat auch durch viele Jahrhunderte diesen ihren Zweck erfüllt. Ein arges Raubnest ist sie gewesen, und die Schiffer, welche die Donau entlang fuhren, konnten davon manch trauriges Lied singen. Die „Hunde von Kuenring“, so wurden ihre Besitzer ge-

nannt, und diesem Namen machten sie auch alle Ehre, denn gleich grimmigen Hunden bissen sie toll um sich, und Blut und Wunden trugen diejenigen davon, die mit ihnen in Berührung kamen. Besonders auf die reichen Kaufleute hatten sie es abgesehen. Sie sperrten mit Ketten die Donau, überfielen die Schiffe, die von Regensburg und Passau herabfuhren und raubten die Waren. Die armen Kaufleute aber sperrten sie ins Burgverlies, bis reichliches Lösegeld für sie gezahlt wurde, oder bis der Tod ihrem Leiden ein Ende bereitete. Doch auch für diese Wegelagerer schlug die Stunde der Vergeltung. Ein prächtiges Kaufschiff wurde zum Scheine mit kostbaren Waren beladen und fuhr so die Donau hinab. Als man bei Aggstein vorbeikam, sprengte der Ritter Hadmar von Kuenring mit seinen Reisigen den Waldweg herab, denn seinen scharfen Augen entging kein Fahrzeug. Seine Knechte spannten die Kette über den Fluß, die Schiffe mußten halten, und die Kaufleute wurden gefesselt, ihre Waren aber von dem Raubritter und seinen Gesellen fortgeschleppt. Da öffnete sich plötzlich das Innere des Schiffes, und eine Schar von Gewappneten stieg ans Tageslicht. Bevor der Kuenringer sich von seinem Schreck erholt hatte, war er auch schon gefangen, und kein Sträuben nützte ihm. Er wurde nun nach Wien gebracht und strenges Gericht über den Missetäter gehalten. Wohl gelobte er dem Herzog Treue, schwer aber lastete der Bannfluch auf ihm, und deshalb zog er zu Fuß nach Passau, um Vergebung zu erlangen. Doch auf dem Wege ereilte ihn der Tod, und seine Leiche wurde nach dem Stifte Zwettl gebracht, um in der Erbgruft der Kuenringer beigesetzt zu werden. Allein die Mönche weigerten sich, den mit dem Bannfluche Beladenen

zu bestatten, und sie stellten seinen Sarg auf die Friedhofsmauer, wo er über ein Jahr unbestattet stehen blieb. Erst als der Bischof von Passau den Fluch von dem Toten löste, fand sein Leib den Frieden des Grabes.

Seine Burg aber blieb lange Zeit unbewohnt, bis sie endlich dem Jörg Scheck vom Walde verliehen ward. Der jedoch verwandelte sich bald in einen „Schreckenwald" und ward womöglich ein noch grausamerer Unterdrücker als der Kuenringer. Auf einer vorspringenden Felsenplatte hatte er sein „Rosengärtlein" angelegt, dort stieß er die Unglücklichen hinab, und es blieb ihnen nur der Tod des Verhungerns oder der Sturz in die grausige Tiefe. Das Blut der Verzweifelten rötete die Stelle und gab dem Orte den Namen „Rosengärtlein". Einst schmachtete ein Jüngling in dieser Einöde, die erfüllt zu sein schien von den Tränen und Seufzern der Unglücklichen. Da erscholl das Glöcklein von dem nahen Kirchlein zu Schwallenbach. Der arme Junge faßte einen kühnen Entschluß. Mit einem Gebet auf den Lippen schwang er sich über den Fels und kam zum Glück auf einen hohen Baum, der die Wucht des Falles verminderte. Gerettet! In eiligem Laufe begab sich der kühne Jüngling ins nächste Dorf und sandte noch in derselben Nacht Boten zu den benachbarten Burgen, um den Schreckenwald gefangen zu nehmen. Sein alter Vater hatte sich inzwischen als Spielmann verkleidet und war in die Feste Aggstein eingedrungen, um seinen verschwundenen Sohn zu suchen. Denn eine Ahnung sagte ihm, daß er ihn dort finden werde. Der Ritter Jörg feierte ein großes Festgelage, und der Fiedler kam gerade zurecht. Er spielte auf seiner Geige so wunderbare Weisen und sang in seinen Liedern so eindringlich von der Ver-

geltung alles Guten und Bösen, daß es dem Raubritter gar unangenehm in den Ohren klang. Voll Wut stieß er ihn in das Rosengärtlein hinab und rief dazu: „Es ist ohnehin schon einer draußen, der kann dir alten Narren Gesellschaft leisten, wenn du zur Hölle fährst!“ Voll Verzweiflung vernahm der alte Geiger diese Worte, die sein Ahnen bestätigten. Er blickte hinab in die grausige Tiefe, in der er seinen Sohn, seine einzige Freude und Stütze, zu sehen glaubte. Mit einem Wehlaut schwang er sich über den Fels, seine Geige zerschellte mit grellem Mißklang im Falle.

Sein Sohn aber führte inzwischen auf heimlichen Wegen die Ritter und Reisigen von allen nahen Burgen dem Schlosse Aggstein zu. Der „Schreckenwald“ verlernte da gar bald das Höhnen und Lachen. Ein Speer traf ihn — da noch einer — viele Spieße und Schwerter drangen auf ihn ein. Mit aller zu Gebote stehenden Kraft entfloh er in das dichte Gestrüpp des Waldes und schleppte sich noch eine Zeitlang, bis er an einer einsamen Waldhütte zusammenbrach. Verlassen und allein, ohne Trost, ohne Frieden hauchte der seine Seele aus, der so viele Verzweifelte in einen gräßlichen Tod getrieben hatte.

Der alte Geiger aber findet im Grabe keine Ruhe. Immer noch sucht er seinen Sohn, und seine klagenden Weisen ertönen in stillen Nächten in den verödeten Mauern der Feste Aggstein, wo er im Rosengärtlein umherirrt, bis das Glöcklein von Schwallenbach seinem Spiel ein Ende bereitet.

Dürnstein

Mondenschein lag über dem Schlosse Dürnstein in der Wachau. Frieden lag ausgegossen über diesem lieblichen Erdenwinkel, den Gott in herrlichster Vollendung erschaffen hatte. Doch in der Brust des Gefangenen, der hinter den vergitterten Fenstern nun schon drei Jahre wohnte, war kein Friede. Englands stolzer König war es, der durch seinen Übermut und seinen maßlosen Stolz seine Freiheit eingebüßt hatte. Und keine Kunde drang zu seinen Getreuen ins ferne Land, damit sie gekommen wären, ihn zu erlösen aus der demütigenden Kerkerhaft. Oder hatten sie seiner schon vergessen? Gar rasch entschwinden die Menschen aus dem Gedächtnisse derer, die sie nicht mehr sehen. Da erklangen vor dem Fenster des Königs, den der Schlaf — ach, wie oft schon seit Jahren? — floh, ferne leise Zitherklänge, die immer näher kamen und immer lauter ertönten.

Gespannt lauschte der Gefangene, nein, es war keine Täuschung. Und nun erkannte er auch die Melodie des Liedes, das er so oft in der fernen Heimat mit seinem Sänger Blondel gesungen hatte. Nur er konnte es sein, der Getreue, der die weite Reise nicht gescheut hatte, seinen verlorenen Herrn zu suchen. Voll freudiger Zuversicht erwiderte der König mit der zweiten Strophe auf den Gesang, und siehe da, die Wirkung blieb nicht aus! Eine bekannte Stimme rief ihm zu: „Mein Herr und König! Gott Dank, daß ich Euch endlich fand! Viele Reiche und Länder habe ich bereits durchwandert mit meiner Zither unter dem Arm. Nirgends hatte man Kunde von Euch, und fast wollte ich verzweifeln. Vor allen Burgen und Schlössern sang ich mein Lied, doch nim-

mer wurde mir Antwort. Da sah ich im Mondenscheine diese einsame Feste erglänzen, schon wollte ich weiterziehen, denn meine Füße waren müde. Doch eine innere Stimme hieß mich bleiben. Und reichlich wurde ich belohnt für alle Mühe. Nach England will ich eilen und Euren treuen Untertanen Botschaft bringen. Drum harret noch eine kleine Weile, lieber Herr, bald naht die Erlösung."

Und der treue Sänger hielt sein Versprechen. Mit reichlichem Lösegeld kauften die Engländer ihren Herrscher frei, und mit unendlicher Begeisterung wurde er von den Seinen in der Heimat empfangen.

Schloß Dürnstein aber, das einst einen König gefangen hielt, ist heute nur mehr eine verfallene Ruine, doch auch in ihrer wehmütigen Vergänglichkeit noch gewaltig und bezaubernd, das Kleinod und die Perle der Wachau.

Odoaker

Zu Favianis lag die einfache Zelle des Heiligen, der dem Lande die Religion des Friedens gebracht hatte. Nieder und ärmlich war diese Hütte, in der St. Severin sein gottgefälliges Leben führte, das geteilt war zwischen Gebet und Unterweisung der Menschen in Frömmigkeit und Gottesfurcht.

Der Abend senkte sich bereits über die Berge, und der Heilige stand in seiner Hütte, in Gebet und Betrachtung vertieft. Seine Seele schwebte in seligen Gefilden und war zu Gott entrückt. Da erschienen in der offenen Tür hohe Gestalten, die schwere Waffen in den Händen hielten. An ihrer

Spitze schritt einer, der die anderen um Haupteslänge überragte. Severin glaubte, es seien Feinde, die nach seinem Leben trachteten. Doch der Anführer dieser bewaffneten Schar, der kaum bei der niederen Tür hereinkonnte, beugte das Haupt mit den blonden Locken und bat den Heiligen um seinen Segen.

Germanen sind es, hohe, kräftige, rauhe Gestalten, deren Körper Tierfelle bedecken. Doch aus den blauen Augen leuchten kindliche Treuherzigkeit und Wahrheit. So sehen keine Mörder aus, und rasch hat Severin mit einem einzigen Blick sie durchschaut. Sie ziehen nach Italien und wollen diese Fahrt nicht unternehmen, ohne vorher den Segen des frommen Mannes zu erbitten. Dieser macht nun das Zeichen des Kreuzes über dem Anführer und spricht zu ihm: „Odoaker, zieh hin nach dem Süden, und Gottes Segen geleite dich! Heute decken ärmliche Tierfelle deinen Körper, bald wirst du den Purpur tragen, und Fürsten werden um deine Gunst buhlen. Jetzt nennst du nur eine kleine Schar von Getreuen dein, in kurzer Zeit wirst du über ein ganzes Volk herrschen!"

Die Weissagung des Heiligen erfüllte sich. Odoaker zog nach Italien, stürzte den römischen Kaiser und wurde der Beherrscher des großen Reiches, wie Severin es vorausgesagt hatte.

Greifenstein

Die Burg Greifenstein war einst wie manche andere ein Raubnest, das sich stolz und kühn über dem Donaustrom erhob. „Greif in den Stein" soll der geheime Schwur

der miteinander Verbündeten geheißen haben, und nur, wer dieses Losungswort wußte und dabei in eine Mauervertiefung kniete und die Hand in den Stein legte, der war ein Eingeweihter und durfte in das Schloß.

Ein Ritter von Greifenstein namens Reinhart hatte ein liebliches Töchterlein, Eveline mit Namen. Das war in heimlicher Liebe zu einem Edelknecht entbrannt, und nur der alte Burgpfarrer wußte um dieses Geheimnis. Doch nicht lange mehr war es zu verbergen, Eveline sah Mutterfreuden entgegen. Da ergrimmte der Vater und verstieß die beiden, den greisen Burgpfarrer aber sperrte er in einen hölzernen Käfig, der eher für ein reißendes Tier bestimmt schien. „Nur mein Tod soll dich erlösen!" rief er dabei aus.

Die arme Eveline und ihr Liebster verschwanden im Walde, und lange Zeit hörte der hartherzige Vater nichts mehr von ihr. Nach einem Jahre jagte er in dem Walde, der sich um das Schloß ausdehnte, da begegnete er seiner Tochter, die bleich und abgezehrt ein Kindlein an der Brust hielt. Von Reue erfaßt, nahm er sie und ihren Geliebten sowie auch das Kind mit sich ins Schloß. Auch den Kaplan wollte er befreien, er glitt jedoch aus und fiel so unglücklich, daß er sich nicht mehr erhob. Seine Hand aber klammerte sich an jenen Felsen, der noch heute der Schwurfelsen heißt. Seine Worte waren erfüllt, erst sein Tod brachte dem Pfarrer die Freiheit.

Eine andere Sage erzählt von der schönen Frau eines Greifensteiner Ritters, die auf ihre goldenen Zöpfe so stolz war. Der eifersüchtige Gatte bewachte sie gar strenge, und als er einmal in ein fernes Land ziehen mußte, ließ er einen jungen Edelknappen zu ihrem Schutze zurück. Als er wieder

in die Heimat kam, verleumdete ein böser Diener den Jüngling und die Rittersfrau. Da ergrimmte der Gatte und ließ den Junker in das Burgverlies werfen. Nicht eher sollte er frei werden, als bis die Stiege von den Händen der Auf- und Absteigenden so ausgehöhlt sei, daß man in diese Nische die abgeschnittenen Zöpfe seiner Frau legen könne. Den Jammer und die Unschuldsbeteuerungen seiner Gemahlin überhörte er, und er beschloß, den Knappen zu einem Geständnis zu zwingen. Doch da glitt er so unglücklich aus, daß er sich das Genick brach und tot liegen blieb. Seine Seele aber kommt nicht zur Ruhe und ist verdammt, so lange umherzuirren, bis der Stein wirklich so ausgehöhlt ist, daß man die Haare hineinlegen kann. Ruhelos wandelt sein Geist durch die verödeten Räume des Schlosses und bittet jeden Besucher: „Greif in Stein, greif in Stein!"

Hainburg

Die Sage berichtet, daß Hainburg von Heimo, einem Mannen des Königs Arnulf, seinen Namen erhalten hat, da dieser eine Burg errichtete zum Schutze gegen feindliche Völker. Daselbst soll auch die Hochzeit zwischen der Witwe des letzten Babenbergers, Margarete, der Königin der Tränen, und zwischen Ottokar von Böhmen stattgefunden haben.

Auch in den Türkenkriegen wurde das Donaustädtchen arg mitgenommen, und die Blutgasse erinnert noch an eine Begebenheit aus dieser Zeit. Als die Feinde in hellen Scharen heranstürmten, wollten die Bewohner von Hainburg ent-

fliehen, doch fand sich der Schlüssel des Stadttores nicht. Sie verhielten sich ganz stille und hofften so, daß die Türken sie nicht entdecken werden. Doch diese Erwartung erwies sich als trügerisch. Gleich blutgierigen Bestien drangen sie in die Stadt ein und metzelten in der engen Gasse die Wehrlosen nieder, Männer, Frauen und Kinder.

Zur Erinnerung daran heißt diese Stätte noch heute die „Blutgasse“!

Lokalsagen

Der Schneider von Krämpelstein

Ein liebliches, kleines Schlößchen liegt am rechten Donauufer, nicht weit von der alten Bischofstadt Passau. Es ist die Burg Krämpelstein. Heute sind nur mehr spärliche Reste dieses Felsennestes vorhanden, das vor Jahrhunderten ein beliebter Aufenthaltsort der Passauer geistlichen Herren gewesen ist. Als die Burg verfallen stand, hauste in den verödeten Mauern ein kleines Schneiderlein, das sich von seiner Hände Arbeit schlecht und recht ernährte. Eine Ziege war seine einzige Spielgenossin und mit großer Liebe hing er an dem Tier, das ihm nicht nur die Langeweile seiner Einsamkeit verkürzte, sondern auch die nötige Nahrung lieferte. Eines Tages aber erkrankte die Ziege, und zum Schmerz des Schneiders verendete sie alsbald. Tagelang wollte er sich von dem ihm liebgewordenen Tiere nicht trennen, bis er endlich doch die Leiche nicht länger in seiner Nähe behalten konnte. Da entschloß er sich, die Gefährtin

seiner Einsamkeit in den nahen Donaustrom zu werfen. Er trat an den Felsen heran und schleuderte den toten Körper in den Fluß. Doch die Krallen blieben an den Kleidern des Schneiders haften und rissen ihn mit in die Tiefe. Das Schloß aber heißt bis auf den heutigen Tag „Schneiderschlössel".

Eine andere Sage berichtet, daß der Schneider zu tief in ein paar schwarze Mädchenaugen drunten im Tale geblickt hatte. Doch die heimlich Geliebte wollte von einem armen Schneider nichts wissen, denn ihr Herz gehörte bereits einem rauhen Jäger aus den benachbarten Wäldern. Als der Schneider sie einst bat, die Seine zu werden, da höhnte sie seiner und verspottete ihn mit dem Rufe: „Mäh-Mäh!" Tiefgekränkt zog sich der Arme, der nur über ein gutes, treues Herz verfügte und keine anderen Reichtümer besaß, in seine hochgelegene Behausung zurück und beschloß, seinen Schmerz in die liebliche Reinheit der Natur zu tragen.

Als er die Burgfelsen betrat, kam ihm seine Ziege freundlich schnuppernd entgegen und beleckte seine Hände, da sie gewöhnt war, von ihm gefüttert zu werden. Doch in jäh erwachtem Zorne erfaßte er das Tier und schleuderte es zu Boden, daß es sich nicht mehr rührte. Wohl reute ihn seine Tat, kaum daß sie geschehen war. Doch es war zu spät, die Geiß blieb tot am Boden liegen. Da weinte er in seinem Schmerz um das einzige Lebewesen, das ihm gut und treu gewesen. Und als er es infolge der Verwesung nicht mehr bei sich behalten konnte, warf er es über den Abgrund in die Tiefe der Donau. Das Tier aber riß ihn im Falle mit sich. Hochauf spritzten die Wogen des Stromes und begruben den Schneider und seine beste Freundin. Die stolze Dirne

stand gerade an der Donau und sah lachend den Unglücklichen in den Fluten verschwinden. Doch ihr Spott währte nicht lange. Denn über Jahresfrist, als sie ein Kind gebar, da verstieß sie der hartnäckige Jäger, und Hohn und Spott der Mitmenschen blieben ihr selbst nun nicht mehr fremd.

Die Schiffer aber erzählen gerne die Sage vom Schneider und seiner Ziege, wenn sie vorüberziehen an der Ruine Krämpelstein.

Der Wirbelschuster von Grein

Vor langen Jahren hauste in dem kleinen Donaustädtchen Grein ein Schuster, der gar vortreffliches Schuhwerk zu machen verstand. Da entbrannte in seinem Herzen eine heiße Leidenschaft zu der schönen Tochter des Ratsherrn. Doch die stolze Mechtildis wollte von einem armen Handwerker nichts wissen. Da wandte sich der Schuster Melchior Isenflamm an eine arge Zauberin und bat sie in der Not seines Herzens um ein Hexentränklein, das ihm die Liebe der schönen Mechtildis gewinnen sollte. Es gelang ihm auch, die von der Zauberin erhaltenen Tropfen dem Mädchen in die Speise zu gießen. Doch unglückseligerweise erkrankte die Geliebte nach dem Genusse des Trankes und kam an den Rand des Grabes zu stehen. Als man nun nach dem Schuldigen fahndete, gestand der Schuster seine Tat. Das Gericht verurteilte den armen Liebeskranken zum Tode durchs Feuer, und auch die Hexe, die das Süpplein gebraut hatte, sollte den gleichen Tod sterben. Doch die schlaue Alte entkam zur rechten

Zeit und ließ den Schuster allein den Scheiterhaufen ersteigen. Die Flammen leckten bereits an ihm empor, da sprengte plötzlich der Landgraf daher, und nun mußte die Verbrennung unterbleiben, denn ein altes Gesetz befahl, daß dem Schuldigen, der das Antlitz des Grafen erschaue, die Strafe geschenkt werde. Doch eine andere drohte dem armen Melchior. Er sollte auf der höchsten Felsenzinne, die steil zur Donau abfiel, ein Paar Schuhe besohlen. Gelinge ihm das, dann sei sein Leben gerettet, andernfalls müsse das erste Urteil an ihm vollstreckt werden.

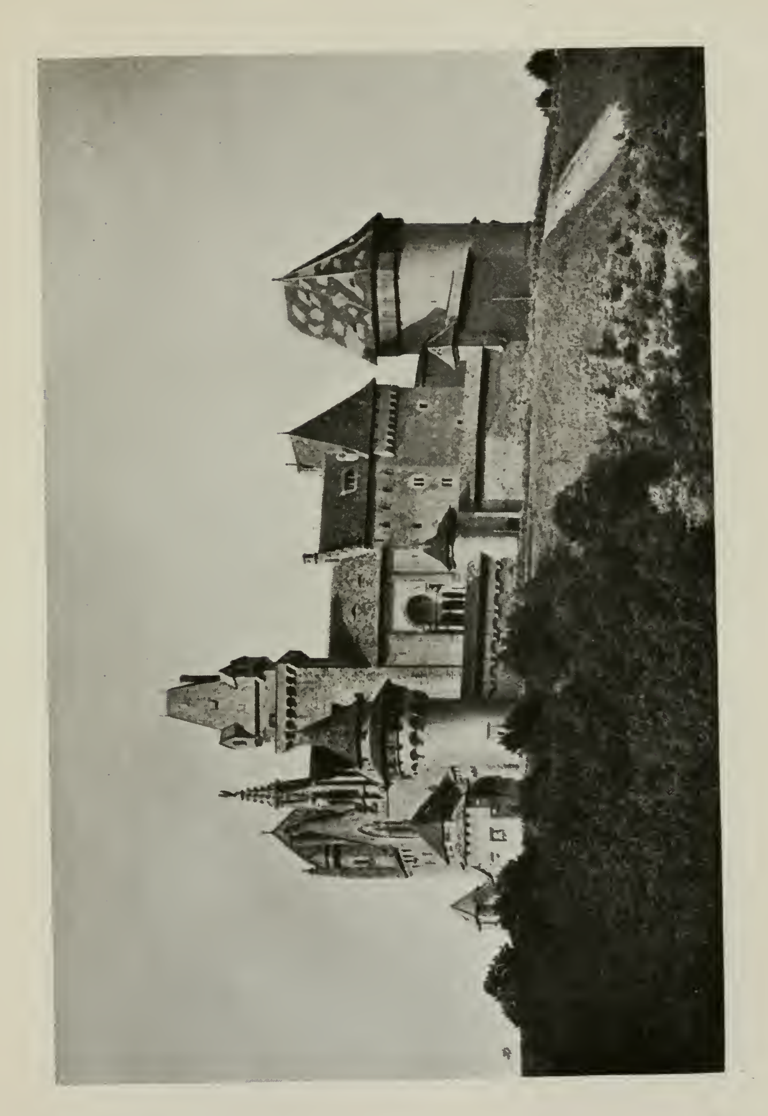
Eine große Volksmenge hatte sich versammelt, um den Schuster Isenflamm auf dem Felsen nähen zu sehen. Er kletterte ganz ruhig auf die Spitze des schmalen Vorsprungs, der weit über die Donau ins Land hinausragte. Wohl mag ihn Angst befallen haben, als er so hoch über den Menschen auf dem schmalen Felsen stand, auf welchem kaum Platz zum Sitzen war. In banger Erwartung stand die Menge drunten und sah angestrengt nach oben. Zwei Stunden mochten so in gespannter Aufmerksamkeit vergangen sein, da hörte man einen lauten Jubelschrei aus den Lüften erschallen, und als die Leute hinaufsahen, erblickten sie den Schuster, der die Schuhe jauchzend über seinem Kopfe in die Höhe hielt. Er kletterte hinab und wurde von der Menge mit Freuden begrüßt. Im Triumph geleiteten ihn die Menschen, die ihn vor wenigen Stunden hatten hinrichten wollen, nach Hause. Nach Jahren heiratete er ein braves Mädchen, das ihm eine gute Gattin wurde und ihm das Hauswesen treulich instand hielt. Er lebte noch lange Jahre mit seiner Gattin in Wohlstand und Zufriedenheit in Grein. Den Felsenvorsprung aber, auf dem er seine Jugendtorheit

gebüßt hatte, zeigt man sich noch heute, und das Andenken des Wirbelschusters von Grein lebt noch fort in den Donauauen.

Der Rattenfänger von Korneuburg

Eine ähnliche Sage wie der Rattenfänger von Hameln erzählt von der Stadt Korneuburg am linken Donauufer in der Nähe von Wien folgendes:

Vor langen Jahren hausten in dieser Stadt ungezählte Scharen von Ratten, die den Menschen durch ihre Genäschigkeit überaus lästig wurden. Der Rat der Stadt ließ den hohen Preis von 5000 Gulden für denjenigen aussetzen, der die Menschen von dieser Plage befreie. Da meldete sich eines Tages ein merkwürdig gekleideter Mann, den niemand noch gesehen hatte. Auf dem Kopfe hatte er ein spitzes Hütlein mit einer langen Feder, sein Wams war aus bunten Flicken zusammengesetzt, und an der Seite hing ihm eine Tasche. In den Händen trug er eine Pfeife. Er meldete sich bei dem Bürgermeister von Korneuburg und fragte, ob dieser genannte Preis wirklich ausbezahlt werde, wenn er die Stadt von den Ratten säubere. Das Stadtoberhaupt bedachte sich erst eine Weile und feilschte mit dem Fremden, doch endlich wurde ihm der Lohn zugesichert. Der Mann trat nun vor das Stadttor hinaus und zog seine lange Pfeife hervor, auf der er gar absonderliche Melodien pfiff. Es war ein greuliches Quietschen, das man hören konnte, doch die Ratten erschienen in großen Scharen und strömten dem Fremden zu, der sie immer weiterführte, dem Donaustrome zu, in dem sie endlich elend ertranken. Als die Bürger



Burg Kreuzenstein



Linzerin mit Goldhaube

dies eigentümliche Schauspiel mitansahen, da freuten sie sich und jubelten dem Manne zu. Im Triumphe zog er als Erretter der Stadt von der Plage in den Ort zurück und ging geradeaus zum Bürgermeister, um den bedungenen Lohn zu empfangen. Doch der Oberste der Stadt machte ein gar unfreundliches Gesicht, als er des Fremden ansichtig wurde, und wollte den Preis nicht bezahlen. Der Rattenfänger aber hatte keine Lust, sich den bestimmten Lohn entgehen zu lassen, und stritt eine Weile mit dem starrköpfigen Bürgermeister, bis dieser ihm endlich 500 Gulden gab. Da stieß der Fremde einen furchtbaren Fluch aus, warf das Geld grimmig hin und verließ die Stadt, die sich ihm so undankbar erwiesen hatte.

Einige Wochen waren ins Land gezogen, und die Korneuburger hatten bereits den Rattenfänger vergessen, da hörten sie eines Tages eine liebliche Musik. Als sie zu den Fenstern eilten, erblickten sie den Fremden, der wieder auf seiner Pfeife blies. Doch diesmal klang es so eigentümlich, es war ein Jubeln und Klagen, ein Locken und Ziehen in seinen Melodien, daß es den Städtern ganz wohl und weh ums Herz ward. Seine Musik hatte auch eine ganz andere Wirkung als das erstemal. Kaum hatten die Jungen und Mädchen das Singen und Klingen vernommen, da eilten sie alle, wie einst die Ratten, dem fremden Manne nach und ließen sich von ihm führen, wohin er wollte. Wie früher führte sein Weg dem Donaustrome zu, und willenlos zogen die Knaben und Mägdlein ihm nach. Als sie am Ufer ankamen, sah man dort ein wunderschönes Schiff, das mit bunten Segeln geschmückt war. Der Fremde und die Schar der Kinder bestiegen es, und fort eilte das Fahrzeug, kein Mensch hat es je

wieder gesehen. Als man den Kindern nacheilte, fand man keine Spur mehr von ihnen und dem geheimnisvollen Manne, der sich so empfindlich an der treulosen Stadt gerächt hatte. Da gab es unermeßlichen Schmerz und Jammer in der Stadt, denn es war fast keine Mutter, die nicht ihr liebes Kindlein vermißte. Nur zwei waren gerettet worden: das eine war taub und hatte die verführerische Musik nicht hören können, das zweite hatte noch schnell seinen Rock geholt und war dann den andern nicht mehr nachgekommen.

In der Kirche zu Korneuburg kann man heute noch einen alten Gedenkstein sehen, dessen schon stark verwitterte Inschrift diese merkwürdige Begebenheit erzählt.

Wo der Wolf den Gänsen predigt

Wiegand, der „Pfaff vom Kahlenberg", wie er benannt wurde, war beschuldigt worden, den Herzog Albrecht vergiftet zu haben. Doch alsbald stellte sich seine Unschuld heraus, und er wurde aus der Haft entlassen. Er kehrte in seine Studierstube voll Freude zurück und bewarb sich um die erledigte Pfarrstelle, wobei ihn auch Herzog Otto unterstützte. Er erhielt auch wirklich die reiche Pfarre, wodurch er sich einen Feind zuzog, der diese Stelle für einen armen Verwandten hatte erlangen wollen. Der neidisch gesinnte reiche Bürger beschloß nun, die Gemeinde gegen den neuen Pfarrer aufzuwiegeln, was ihm auch durch Verleumdung bei einem Teil der Bevölkerung gelang. Er sagte nämlich, der Pfarrer werde bei seiner ersten Predigt die Leute auffordern, das schadhafte Kirchendach ausbessern zu lassen,

was natürlich der Gemeinde große Kosten verursachen werde. Insgeheim ließ der Bürger eine Tafel malen, die den Wolf darstellt, wie er gerade den Gänsen predigt. Diese Spottafel sollte an dem bestimmten Tage vor der Kirche aufgehängt werden, damit der Pfarrer sich ärgere. Der Maler aber verriet den schändlichen Plan der Köchin Wiegands, und von dieser erfuhr letzterer die Sache. Der schlaue Pfaff bestellte nun den Maler für den bestimmten Tag, befahl ihm jedoch, in allen Dingen dem feindlich gesinnten Bürger gehorsam zu sein.

Endlich war der Tag erschienen, an welchem der Pfarrer seine Antrittsrede vor dem versammelten Publikum halten sollte. Er lud die Pfarrkinder zu Speise und Trank ein und bewirtete sie aufs trefflichste. Dann hielt er seine Rede, worin er die Leute auf ihre Pflichten gegen Gott und gegen ihn als ihren Seelsorger aufmerksam machte und dabei ihnen freistellte, ob sie das schlechte Kirchendach oder nur das Dach über dem Predigtstuhl ausbessern lassen wollten. Natürlich entschieden sie sich für das letztere, weil es weniger Geldmittel erforderte. Die Bauern und Bürger steuerten gleich zusammen und erhielten auch wirklich eine stattliche Summe, während sie im stillen des Pfarrers Feind einen argen Lügner hießen. Als die Andächtigen das Gotteshaus verließen, bemerkten sie vor demselben das Bild, das der Bürger hatte malen lassen, doch aus den Gänsen waren Schafe geworden, und der Wolf hatte ein Menschenantlitz, das eine auffallende Ähnlichkeit mit dem spottsüchtigen Bürger aufwies. Der Ärger des Genarrten und das Gelächter der Bauern war dem Pfaff vom Kahlenberg eine große Genugtuung.

Das Dach über dem Predigtstuhl wurde richtig ausgebes-

sert, und als nun die Regenzeit kam, da stand der schlaue Pfarrer im Trockenen, während seine Pfarrkinder naß wurden. Doch ihn kümmerte das wenig, er war gedeckt. Wenn es ihnen zu arg war, dann sollten sie einfach das Dach auch richten lassen.

Das Gemälde mit dem Abbild des boshaften Bürgers erhielt sich noch lange Zeit in der Familie und wurde von einem späten Enkel aufgefrischt, freilich ohne das Gesicht des Ahnherrn. In der Wallnerstraße in Wien ist es jetzt noch zu sehen, doch nur wenige werden seine ursprüngliche Bedeutung kennen. Die Pfarrkinder Wiegands von Theben aber haben nicht mehr versucht, ihren schlagfertigen Seelsorger zu hintergehen.

Die Nibelungenstraße in der neueren deutschen Dichtung

„Ein voller Blumenstrauß, soweit es reicht,
vom Silberband der Donau rings umwunden —"
Dieser Lobspruch auf sein Österreich, von keinem Geringeren als Grillparzer dem Ottokar von Horneck (in „König Ottokars Glück und Ende") in den Mund gelegt, klingt wie ein Auftakt zum Reigen neudeutscher Dichtung über die Schönheiten der Donaulandschaft. Es ist eine reiche Fülle stattlicher und gemütvoller poetischer Ergüsse, die aus deutscher Dichterseele strömen, wenn sie der Flügelschlag ihrer Phantasie ins Donauparadies trägt ... hierin ist die Donau echte Schwester des Rheins.

Die Gedenktafel auf Aggsteins Burgruine berichtet von romantischer Wanderung des Sängers edler Weisen und Aventiuren — Josef Viktor von Scheffels — „auf der alten Nibelungenfährte, folgend Meister Konrads Spur". Sie mutet wie ein schönes Symbol an: Gleich ihm zogen gar viele muntere Sänger längs des Stromes dahin, ihn bewundernd und besingend, Blick und Herz an seines Ufers zauberischen Reizen labend:

Ein Josef von Eichendorff, ein Martin Greif („Lob der Donau"), ein Gilm, ein Ferdinand von Saar, ein Hebbel, ein Feuchtersleben, ein Lenau, ein Uhland und bis herein in unsere Tage, da die Namen der Dichter Legion — im buntschillernden Kleide der verschiedenen Dichtungsarten, leicht beschwingt gleich dem Strauß-Walzer „An der schönen

blauen Donau", oder wieder schwermütig sinnend und Gestalten der Vorzeit beschwörend, dann wieder jubelnd in vaterländischer Begeisterung oder in stillerer Heimatliebe sich versenkend ... ein wechselvoller Rhythmus der Stimmung und Meditation.

Doch wir wollen dabei nicht verweilen. Nur dem historisch getreuen Erlebnis einer Donaufahrt, wie sie deutsche Dichterhand uns mit kurzen markigen Strichen zeichnet, sei hier Raum gewährt.

Zunächst hat Uhland das Wort. Von Stuttgart aus trat er im Juli 1838 seine Wiener Reise an, deren Verlauf er in einem Briefe an seine Frau (vom 10. Juli 1838) schildert:

„... den folgenden Morgen fuhr ich um vier Uhr mit dem Dampfschiffe (von Regensburg) ab. Die zweitägige Donaufahrt war überaus genußreich, nicht durch alte oder neue Bekanntschaften auf dem Schiffe, deren sich mir keine darbot, sondern durch den reichen Wechsel schöner Landschaftsbilder. Milde und fruchtbare Gegenden, mit der Aussicht auf nahes und ferneres Gebirge, wechseln mit wilden Felspartien, wie besonders beim Strudel und Wirbel der Donau, der Burg Dürrenstein usw. ... Einen eigentümlichen Reiz hatte mir auch die fortlaufende Erinnerung an die Fahrten Kriemhildens und der Nibelungen" ...

Ein Jahr später fuhr Lenau stromaufwärts:

„Meine Reise" — so berichtet er an Schurz — „auf dem Dampfschiff ging trefflich. Alles sehr bequem: nur das Schlafen mit wildfremden Leuten in gemeinsamer Kajüte nicht, wo alles durcheinander auf den Polstersitzen herumlag, und der Zufall mir den —schen Gesandten zu Füßen warf, einen kolossalen Bengel.

Teufel hinein! daß gerade
zu meinen Füßen
die schnarchende Ambassade
hat sausen müssen!

Seine Frau war viel schöner als er, aber die lag fernab, indessen, vielleicht schnarchte sie auch ... Die Donaugegenden sind außerordentlich; sie würden die gepriesenen Rheingegenden, wenn diese nebenher liefen, ohne Zweifel weit hinter sich zurücklassen. Man sieht's den Bergschlössern in unserem Lande wohl an, daß hier der Haß mit nervigerer Hand die Steine gefügt und getürmt. Dazu die düstere Waldumschattung; das ist prachtvoll ..."

Nochmals sehen wir den Dichter auf einer Donaureise, neun Jahre später aber ist es nicht mehr der lebensfrische, liedestrunkene Lenau von anno 1838! Ein unheilbar dem Wahnsinn verfallener Kranker ist es, den sein Freund an Bord des Dampfschiffes „Kronprinz Max" nach Wien brachte! Es liegt eine erschütternde Tragik in dem Bericht des Freundes über diese traurige Donaureise: „... die Fahrt nach Linz lief glücklich ab. Er schlief zum Teil oder verharrte doch still, so daß man oben gar nicht merken mochte, es wäre ein Tobsüchtiger im Schiffe. Nur einmal, ich glaube bei Deggendorf, richtete Niembsch sich auf und blickte durch die runden Schiffsfensterchen in die vorüberfliegende schöne Gegend hinaus. Als ihm da aus weiter Ferne die blauen Berge des bayrischen Waldes entgegentraten, rief er freudig: ‚Hochgebirg? — Wirklich? — Eine Wiese? — Eine grüne Wiese! Niems (so nannte er gewöhnlich seinen Namen in der Krankheit) hüpft darauf. — Das ist eine Eiche, hohe Eiche.' Er lehrte sich gleichsam selbst die entfremdeten

Gegenstände wieder kennen. In einer nahen Au des Ufers weideten Kühe. Da rief er entzückt: ‚Hirsche, schöne Hirsche!' Gleich darauf aber stöhnte er entsetzt: ‚Dort tragen sie eine Leiche!' Wir mußten nur schnell die Vorhänge zuziehen, ihn sanft niederdrücken und beschwichtigen. In Linz brachte uns der Wagen des Wirts ‚Zur goldenen Kanone' in ein für uns gastfreundliches Haus, wo wir alle trefflich übernachteten...

Dem bayrischen, uns zuerst feindlichen, dann aber freundlichen Schiffskapitän, welcher sehr gefällig sein eigenes Bett zwischen Regensburg und Linz Niembsch zur Benützung überlassen hatte, verehrte ich dafür zum Andenken jenes Exemplar von Faust, das Niembsch zu Winnental selbst gebraucht. Die Fahrt endlich von Linz nach Wien verlief am Samstag, den 15. Mai 1847, ebenfalls ohne allen Anstand. Wir hatten ein Gemach auf dem Verdeck inne, worin Niembsch nur durch dünne Bretter von der übrigen zahlreichen Gesellschaft getrennt war, und gleichwohl hatte kein Ununterrichteter auch nur eine Ahnung von seiner Gegenwart, so sehr ruhig verhielt er sich. Im ganzen war also unsere gewagte Reise eine recht glückliche. Ich erinnere mich ihrer als der vielleicht wichtigsten Handlung meines ganzen Lebens mit Befriedigung und Stolz. Ja, stolz bin ich darauf, dem geliebten Österreich seinen größten Neudichter heimgebracht zu haben. So stieg denn vom Dampfschiff ‚Sophie' (ab Linz) am Sophientage, dem Namenstage seiner geliebtesten Freundin, nachmittags um vier Uhr zu Nußdorf der Langverbannte, ein geistiger Odysseus, ans kaum erkannte, heimische Ufer ..."

So endete eine historisch gewordene Dichterfahrt am Nibelungenstrom!

Literatur

Bartlett, H. Die Donau. Leipzig 1845.

Bartsch, Karl. Das Nibelungenlied, in der Sammlung deutscher Klassiker des Mittelalters. 3. Band, 4. Auflage. Leipzig 1875.

Blätter der Erinnerung an die Enthüllung der Scheffel-Gedenktafel auf Aggstein. Wien 1903.

Belvedere. Kunst und Kultur der Vergangenheit. Wien 1924.

Dahlem, Erster Führer durch die prähistorisch-römische Sammlung in Regensburg. Regensburg 1910.

Donaualbum, Illustriertes. Hartlebens Verlag. Wien (o. J.).

Donau, Die freie. Regensburg 1925.

Donau, Die, von Passau bis zum Schwarzen Meere. Erste Kaiserlich-königliche privilegierte Donau-Dampfschiffahrtgesellschaft. 1906.

Drexler, K. Das Stift Klosterneuburg. Wien 1894.

Dülberg, Franz. Deutsche Malerei. Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag, Berlin 1924.

Effenberger, Ed. Spitz an der Donau in seiner Vergangenheit und Gegenwart. Krems (o. J.).

Fluß, Dr. Max. Donaufahrten und Donauhandel im Mittelalter und in neueren Zeiten. In der Sammlung „Aus Österreichs Vergangenheit" Nr. 22. Schulwissenschaftlicher Verlag A. Haase, Leipzig, Wien und Prag 1920.

Geographie, Zur, der deutschen Alpen. Prof. Dr. Robert Sieger zum 60. Geburtstag gewidmet von Freunden und Schülern. Herausgegeben vom deutschen akademischen Geographenverein, Graz 1924.

Geographie, Zur, des Wiener Beckens. Prof. Dr. Hans Heiderich zum 60. Geburtstag gewidmet von Freunden und Schülern. Wien 1923.

Guettenberger, Heinrich. Die Donaustädte in Niederösterreich als geographische Erscheinungen. Nr. 1 der von Guettenberger herausgegebenen landeskundlichen Bücherei. Wien, Österreichischer Schulbücherverlag 1924.

Hantsch, Hugo, Jakob Prandauer, Wien 1926.

Heiderich, Prof. Dr. Franz. Die Donau als Verkehrsstraße. Wien und Leipzig 1916.

Heimatgaue, Zeitschrift für oberösterr. Geschichte, Landes- und Volkskunde. Herausgegeben von Prof. Dr. Adalbert Depiny. 5. Jahrg., Linz 1924—1925.
Heimatland, Festausgabe des, Nr. 33: 700-Jahr-Feier der Stadt Eferding. Linz 1925.
Hoernes, M., Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa. Wien 1898.
Hofmann, Emil, Donauballaden. Wien 1924.
Hollensteiner, Johannes, Das Chorherrenstift St. Florian. Steyr 1925.
Huemer, Hans, Führer durch Ybbs a. d. Donau und Persenbeug. Zweite verbesserte Auflage. Ybbs 1912.
Ilg, Kunstgeschichtliche Charakterbilder aus Österreich-Ungarn. Wien 1893.
Kohl, J. G., Hundert Tage auf Reisen in den österr. Staaten. Dresden und Leipzig 1842.
Koller, Ludwig, Aus der Kulturvergangenheit altösterreichischer Abteien. Sammlung Volksaufklärung Nr. 55—56. Warnsdorf (o. J.).
Koller, Ludwig, Österr. Kulturbilder aus dem Mittelalter. Regensburg 1914.
Kriechbaum, Ed., Braunauer Heimatkunde. Braunau 1925.
Kunst und Kunsthandwerk, Herausgeg. vom Österr. Museum. Wien 1913.
Kuthmayer, Friedr., Donausagen. Wien (o. J.).
Leixner, O. v., Das Donautal von Passau bis Preßburg. Wien 1918.
Lill, Georg, Deutsche Plastik. Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag. Berlin 1925.
Ludwig, V. O., Eine Biedermeierreise. Klosterneuburg 1914.
Ludwig, V. O., Eine Biedermeierreise. 2. Ausg.: Albin Bukovskys Tagebuch. Wien 1916.
Ludwig, V. O., Memoiren eines Vergessenen. Jahrb. des Stifts Klosterneuburg. Wien u. Leipzig 1915.
Ludwig, V. O., Das Wachauffspiel. Spitz a. D. — Wien 1927.
Lübke, W., Grundriß der Kunstgeschichte. Stuttgart 1873.
Mayer, Franz Martin, Geschichte Österreichs. Wien u. Leipzig 1900.
Meinecke, Friedrich und Fritz Vigener, Historische Zeitschrift. Bd. 131, Heft 3. München u. Berlin 1925.
Menghin, Oswald u. Vancura Viktor, Urgeschichte Wiens. 2. Bändchen der urgeschichtlichen Volksbücher. Wien 1924.

Mitteilungen der Geogr. Gesellschaft in Wien. Red. v. H. Leiter. Wien 1925.
Monarchie, Die österr.-ung., in Wort und Bild. Wien 1889.
Müllner, Alphons, Der Kürnberg. Linz 1884.
Pauker, W., Das Chorherrnstift Dürnstein im Jahrbuch Das Stift Klosterneuburg, Bd. III. Wien 1910.
Paukert, J., Kreuzenstein. Wien 1904.
Reischl, Friedr., Wachaustudien. Leipzig u. Wien 1922.
Ricek, L. G., Die Ostmark im Spiegel deutscher Dichtungen.
Riesenhuber M., O. S. B., Die kirchliche Barockkunst in Österreich. Linz 1924.
Sagen und Schwänke aus Niederösterreich. Pädagogische Gesellschaft Wien. Wien, Leipzig u. Neuyork 1924.
Scherndl, Christliche Kunstblätter, Organ des Linzer Diözesan-Kunstvereins. Linz 1913—1914.
Schmid, Wolfgang M., Passau in Seemanns „Berühmte Kunststätten". Bd. 60. Leipzig 1912.
Schroth-Ukmar, Albine, Donausagen. Wien (o. J.).
Sekker, Franz, Burgen und Schlösser, Städte und Klöster Oberösterreichs in Georg Matthäus Vischers Topographia Austriae superioris modernae 1674, Nachrichten aus ihrer Geschichte. Linz 1925.
Simrock, Karl, Das Nibelungenlied. 4. Auflage. Stuttgart u. Tübingen 1844.
Städtebilder u. Landschaften aus aller Welt: Das Benediktinerstift Kremsmünster. Linz (o. J.).
Strnadt, Julian, Der Bauernkrieg in Oberösterreich. Wels 1902.
Suppan, O. V., Die Donau und ihre Schiffahrt. Wien 1917.
Vancsa, M., Geschichte Nieder- und Oberösterreichs. Gotha 1885.
Voß, Hermann, Der Ursprung des Donaustils. Leipzig 1907.
Wolff, Oskar Ludwig Bernhard, Die Donau. Illustriert von Henry Bartlett. Leipzig 1845.

Kleine historische Monographien. Herausgegeben von Nikolaus v. Hovorka. Verlag Reinhold. Wien u. Berlin 1924 ff.

A. Heiligenleben:
1. Bd.: Erinnerungen an den heil. Severin; von Nik. v. Hovorka.
2. Bd.: Die Legende von St. Leopold; von V. O. Ludwig.
3. Bd.: Leben und Versuchungen des heil. Antonius; von Hovorka und Stein.

4. Bd.: St. Benedikt; von C. Vidmar.
5. Bd.: Rufinus, Mönchsleben (Johannes usw.).
6. Bd.: Klemens Maria Hofbauer; v. H. Guettenberger.

B. Kunst- und Kulturstätten:
1. Bd.: Dürnstein a. d. Donau; von R. Gnevkow-Blume.
2. Bd.: Klosterneuburg; von V. O. Ludwig.

C. Historische Schriftdenkmäler:
1. Bd.: Napoleon. Szenen und Karikaturen; von V. O. Ludwig und Claire E. Stransky.

Verzeichnis der Abbildungen

Wo nicht anders bemerkt, stammen die Photographien vom Verfasser

Inhaltsverzeichnis

